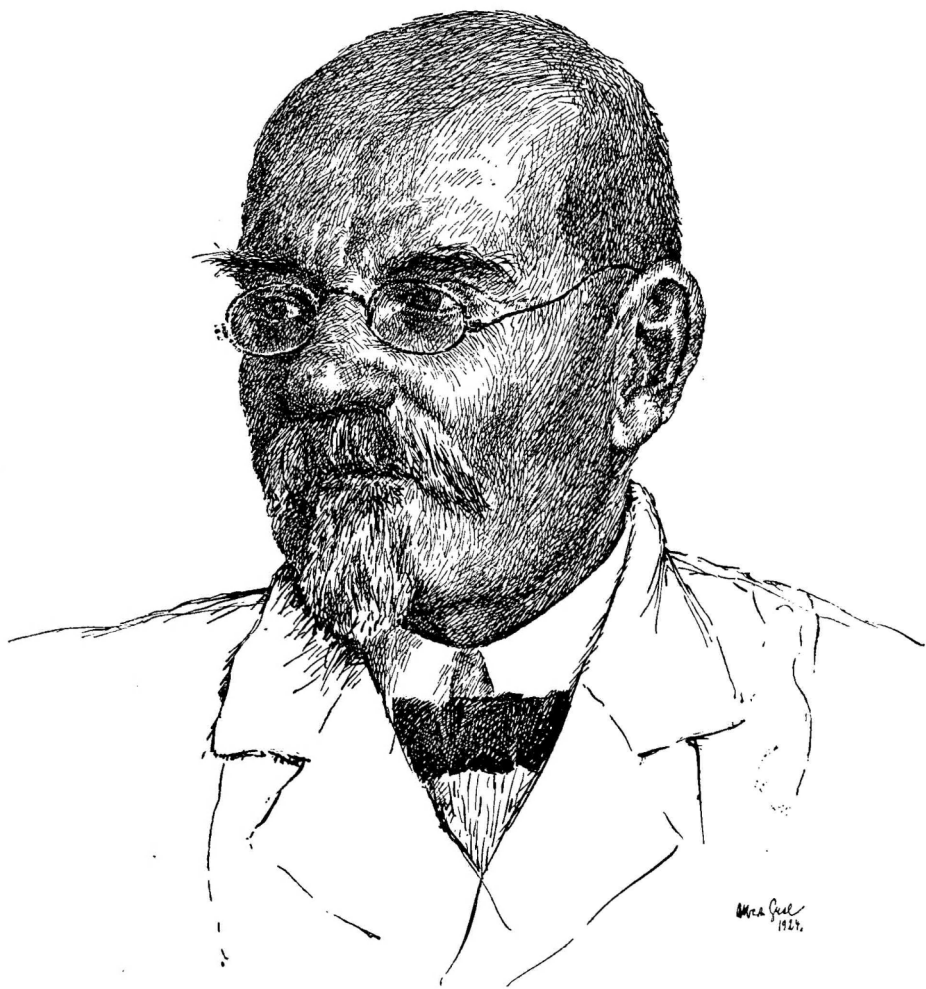


Vom Niederrhein ins Balttenland

Nach 40 Jahren Kriegsheimkehr ins Vaterland

Dr. G. Bocké

Hannover
Hahn'sche Buchhandlung



Dr. Gustav Boček.

Vom Niederrhein ins Baltenland nach 40 Jahren Kriegsheimkehr ins Vaterland

Erlebnisse und Beobachtungen
eines deutschen Schulmeisters

Von

Dr. G. Bocké

Gymnasialdirektor i. R.

4A

43544



Hahn'sche Buchhandlung in Hannover
1 9 2 5

Dem Andenken meiner tapfern Frau!

Zum Geleit!

Von noch so stilvollen, einschmeichelnden, einladenden und schönen Vorreden der Verfasser habe ich nie viel gehalten, denn die Verfasser rühmen für ihr Buch das Blaue vom Himmel herunter; bedeutend mehr Gewicht lege ich auf gute oder böse Nachrede. Das ist Sache der Leser, die keine Rücksicht zu nehmen brauchen; und ist die Nachrede gut — dann gut, ist sie schlecht, beweist sie doch wenigstens, daß der Leser sich mit dem Buche beschäftigt hat. Und das ist der Zweck.

Ich lege gar kein Gewicht darauf, den unbedeutenden Inhalt meines Lebens zur Besichtigung öffentlich auszustellen, dazu ist es zu wenig weltbewegend. Aber beachtliche Stimmen von Freunden haben gemeint, daß die Schilderung meines Werdegangs und die Beobachtungen, die ursprünglich nur für meine Kinder niedergeschrieben waren, auch für ein weiteres Publikum von Interesse sein dürften. Mag sein, mag auch nicht sein! Ich kann's mit Seelenruhe abwarten. Glück auf den Weg!

G. B.

I.

Moers, ein leidlich sauberes Kreisstädtchen der gefürsteten Graffschaft gleichen Namens, hat weder in der Welt noch in der deutschen, ja nicht einmal in der preußischen Geschichte eine irgendwte nennenswerte Rolle gespielt. Es kann auf diesem Gebiete nichts rühmlisches, heldisches oder verdienstliches weiter aufweisen, als daß es 1702 an Preußen gefallen ist und seitdem an letzter Stelle der vielen Titel der preußischen Könige fortdämmert. Ob der jeweilige Preußenkönig besonderes Gewicht auf den Titel des „Gefürsteten Grafen von Moers“ gelegt hat, ist mir unbekannt geblieben, da ich nie Gelegenheit genommen oder bekommen habe, mich bei einer preußischen Majestät nach solchen Intimitäten zu erkundigen.

Auch daß der kindlich-fromme Kirchenliederdichter Terstegen in Moers geboren und daß der Pädagoge Diesterweg Direktor des kgl. Lehrerseminars gewesen ist, sind keine Tatsachen, die wichtig genug gewesen wären, den Namen der Stadt auf die Reklameliste zu bringen.

Weshalb das Städtchen am linken Ufer des Niederrheins nicht am Flusse, sondern ausgerechnet 4 Kilometer von ihm entfernt liegt, vermag ich nicht zu erklären. Hat der Rhein mit Moers, oder hat Moers mit dem Rhein nichts zu tun haben wollen? Ich vermute das erstere, denn was soll ein selbstbewußter Fluß mit einer Stadt machen, die aus sich selbst nichts zu machen vermag! Das hat die Zentrale der gefürsteten Graffschaft schon dadurch bewiesen, daß sie die Zahl der Einwohner Jahrzehnte hindurch nicht über 3333 hat heben können, obwohl viele junge Männer der Stadt bei der Garde, manche sogar bei den Kürassieren gedient hatten, und die Mädchen und Frauen mir weniger durch ihre hervorragende Anmut und Schönheit als durch weit ausladende Hüften in lebendiger Erinnerung sind. Ich glaube, die Moerser waren zu bequem zu emsiger

Fortpflanzung, und wohin schließlich mit den vielen „Blagen“*)! Ich nehme also an, daß der Fluß als der klügere nachgegeben und sich zurückgezogen hat. Es mangelt übrigens auch nicht an augenfälligem Beweis: Etwa 20 Gehminuten von der Stadt entfernt liegt ein Dörfchen, Asberg genannt, bei dem das frühere Rheinbett noch deutlich sichtbar ist.

Ja, dieses Dörfchen Asberg hat's in sich! es ist leider in noch weiteren Kreisen unbekannt als die Kreishauptstadt Moers, aber es kann sich rühmen, die älteste Gründung im ganzen späteren Deutschland zu sein. Köln, Mainz, Trier und tutti quanti mögen sich verkriechen vor Asberg! Da mag einer deuteln, Asberg sei der Berg der Asen, der Götterberg, ein niederrheinischer Olympos! Weit gefehlt! Weit und breit findet sich dort kein Berg, nicht einmal der kleinste Hügel, wo sollten da die Asen hausen?

Nein, der alte Tacitus weiß es besser und erzählt in seiner Germania, daß kein Geringerer als der vielkluge Odysseus nach endlicher Eroberung der heiligen Troja in jene Gegend gekommen sei und dort einen Altar nebst wohllichem Zubehör erbaut habe. Der vielkluge Held muß einen perversen Geschmack gehabt haben, wenn er sich mit Siedelungsgedanken in einem Lande getragen haben sollte, von dem derselbe Tacitus achselzuckend sagt: Wer möchte wohl Griechenland oder Italien verlassen und sich niederlassen in einem so graunebligen, waldstarrenden Lande! Mag für den vielklugen Helden die Sehnsucht nach der in Ithaka viel umworbenen, weinend-wehenden Jugendgemahlin Penelopeia eine noch so gehaltene gewesen sein, eine malerischere Stelle zur Siedelung hätte der böswillige Gattinverlasser gewiß leicht finden können. Seine Gefährten teilten denn auch nicht den Geschmack ihres Führers und lösten die sichernden Plomben des Windsackes, in den der Windkönig Aeolus die verschiedenen Winde zu beliebigem vorsichtigem Gebrauch verstaut und dem vielklugen Odysseus zum Abschiedspräsent verehrt hatte. Dadurch hatten die trauten Gefährten eine vis major geschaffen, der gegenüber der Vielgewandte ratlos war: Er hörte das entweichende Brausen der Qualitätswinde wohl, er wußte wohl, woher sie kamen, aber nicht, wohin sie gingen; der Windbeutel war leer und platt wie ein Fladen. Und dem vielklugen Odysseus blieb nichts übrig, als auf weitere Windbeutelereien zu verzichten und still

*) Kinder.

weinend zu seiner Frau zurückzukehren. Die ganze Windgeschichte aber war ihm peinlich, und zur Erinnerung an den mutwillig geöffneten Windschlauch, dessen griechische Benennung „askos“ ist, errichtete Odysseus den obengenannten Altar mit Zubehör und nannte das ganze „Asberg“ lat. Asciburgium.

So, das wäre die kuriose Geschichte von der Gründung der ältesten Siedlung am Niederrhein unmittelbar nach dem trojanischen Kriege! Und wenn ich mich länger bei diesem Asberg aufgehalten habe, so mag das auf das Konto meines Lokalpatriotismus gesetzt werden, der schonungslos alles heranzieht, was der Vaterstadt ein Lorbeerblättchen mehr um ihre geschichtliche Blöße windet.

Wie eine Erbse auf einem Teller liegt das Kreisstädtchen da, von Gemüsegärten umgeben, rings umher wechselfolige Gegend und Umgegend. Es machte aber einen stillzufriedenen Eindruck, als ob seine Kirchen und Häuser wunschlos wären, wunschlos auch die Bewohner, denen ihr Gärtchen, ihr sich rundendes Hauschwein und ihr Fensterbrett-Blumengärtlein wichtiger und interessanter waren als etwa der Tag von Olmütz, auf dem sich Preußens König und Regierung im Jahre meiner Geburt so glorreich blamiert hatten.

Einige Anekdoten vom Alten Fritz und aus der Franzosenzeit 1806—14 deckten den politischen Bedarf der Bevölkerung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sogar das tolle Jahr 48 hatte keine allzu große Erregung gebracht. Gott ja, man machte auch in Moers ein bißchen Revolution, trug Säbel und Lanzen und billige schwarz-rot-goldgelbe Schärpen, trank mehr und häufiger als unbedingt notwendig war und überprügelte einmal sogar den Bürgermeister, der aber schon nach wenigen Tagen zurückgeholt wurde, nachdem die Moerser Republikaner ihn nach dem Prügelakt in die Reichsacht gesteckt und aus den Grenzen der Grafschaft verwiesen hatten. Es war eben nicht so böse gemeint, bald war alles wieder ein Herz und eine Seele, übte wieder Treu und Redlichkeit bis an das kühle Grab und sang das Zufriedenheitslied: Wir danken Gott mit Lautenspiel, daß wir in Moers hier wohnen, und nicht am Ganges oder Nil, in keiner heißen Zone; und fehlen uns auch Ananas, so haben wir doch dies und das und and're Gartenfrüchte.

Diese Zufriedenheit mit dem Existenzminimum an Geist war dazumal allen Moersern gemeinsam. Darauf beschränkte sich aber die Einheitlichkeit der Front. Im übrigen wogten Gegensätze. Be-

sonders zwischen Altstadt und Neustadt; so klein Moers auch war eine Alt- und Neustadt, einen alten und neuen Markt konnte und wollte es sich leisten. Scharf trennten sich die beiden Stadthälften durch die vornehme „Kirchenstraße“, deren Häuser mit der Front zur Altstadt schauten, die Hinterseite dagegen der Neustadt zuwandten. Schon faul! als Symbol von Geringschätzung! Die Verbindung vermittelte eine Straße und eine Gasse. Durch diese Gasse huschten ernste Bürgerleute ungern; sie trug schon einen salonunfähigen Namen, kein Gras wuchs zwischen den Kopfsteinen, was in den anderen Straßen, die das Licht nicht zu scheuen brauchten, so üppig gedieh, nur die wilde Jugend raste durch die Gasse und brachte die Fixigkeit der Füße auf, um in nicht allzu intime Berührung zu kommen mit dem sich an die Sohlen heftenden furchtbaren Geschlecht der Nacht.

Einen weiteren Gegensatz ließ die betrübliche Tatsache klaffen, daß in einigen Bürgerhäusern hochdeutsch gesprochen wurde, ein Recht und eine Bevorzugung, welche die plattdeutsch sprechende Bevölkerung neidlos nur der landrätlichen Familie, der des Bürgermeisters, der Notare, des Friedensrichters, der beiden Pastoren, der Lehrerschaft und auserlesenen Kaufleuten des Patriziats zugestand, während die Anwendung des Hochdeutschen den anderen Sterblichen der Stadt als freche Anmaßung, als Hybris ausgelegt wurde, die Gottes Bestrafung heraufbeschwor. Ubrigens mißbilligte und tadelte gradezu auch die Nobilität der Stadt die Anwendung des vornehmen Hochdeutsch bei der misera plebs.

Daß zwischen den 70 Prozent Evangelischen, 25% Katholiken und 5% des auserwählten Volkes, zwischen dem vornehmen Kasino, das exklusiver war als der Carltonklub in London, und den zwei Biergärten unausfüllbare Abgründe gähnten, ist selbstredend. Politik gab's, Gott sei Dank, nicht oder doch nur in ganz indifferenter Minimaldosis verabfolgt; also kein Neid, kein Streit auf diesem Gebiete.

Diese und noch einige Gegensätze in dem Mikrokosmos der Stadtgemeinde Moers blieben aber latente Kräfte; nur bei Kirmes- und Schützenfesten traten sie gelegentlich in der Form von Schlagwettern in Erscheinung, ohne übrigens die bürgerlichen „Belange“ ernstlich zu stören, und bald wölbte sich wieder derselbe Himmel über demselben Städtchen mit demselben Inhalt an Menschen und Vieh.

Nur die kampflustige männliche Schuljugend brachte diese Gegensätze, die auch schon in ihrem Unterbewußtsein lagen, zu tatkräftigem Austrage.

Und wahrhaft ideale Kampfplätze bot das kleine Nest: Es führten zwei parallel laufende Alleen von der Stadt zum Schloß. Ja ja, zum Schloß! Eine auch nur halbwegs zünftige frühere Festung mit Stadtgraben und Wall mußte wohl oder übel unter ihren Requisiten auch ein Schloß mit oder ohne Spuk führen. Unser Schloß war unser ganzer, fast unser einziger Stolz; nicht etwa, weil es um die Mitte des 19. Jahrhunderts von einer Kaufmannsfamilie bewohnt wurde, der man in ehrfürchtischem Flüsterton ein Millionenvermögen anhing, und die bald nachher Pleite machte, sondern weil es aus Nassau-Oranischer Zeit in das Schwarz-Weiße hineinragte und besonders deshalb, weil der große Napoleon vor seinem russischen Schicksalsabenteuer eine Nacht dort zugebracht haben soll; wenigstens wurde von obengenannter Kaufmannsfamilie noch ein Geschloß in hohen Ehren bewahrt, dessen sich der Kaiser nächstens zu bedienen geruht hatte. Am Anfang der einen, mit knorrig-alten Kastanienbäumen besäumten Allee lag die evangelische Volksschule, am Ende der andern die katholische; in unmittelbarer Nähe das ebenfalls aus Nassau-Oranischer Zeit stammende „Adolfinum“, ein äußerlich und innerlich grauer, verwitterter Bau, den das Publikum einfach „latinsche Schol“ nannte.

Hier also war das „Quartier latin“ der Kreisstadt, der Tummel- und Kampfplatz des geistigen und körperlichen Ringens. Mit schöner Regelmäßigkeit trat die männliche Jugend in der Arena der Alleen an, sobald das willkommenere Dunkel die Erkennung der einzelnen Helden beobachtenden Polizei-, Lehrer- oder Mutterblicken erschwerte; auf dem Kriegspfade stellten sich ein die Häuptlinge der Stämme, nach Straßen geschieden, und bald erklang der Kampfruf: „Ihr Geusen!“

Der Ruf kam bald von katholischer, bald von protestantischer Seite, kein Junge hatte die geringste Ahnung von der Herkunft des Wortes, es war eben Kampfruf im nie auszurottenden Kirchenstreite der wehrhaften Schuljugend der Hauptstadt der gefürtesten Grafschaft Moers und damit basta!

Der Kampf blieb fast regelmäßig unentschieden, wie immer bei Kirchenstreiten, es wurde gerauft und geschrien, geschimpft und zu Abend gegessen. Am nächsten Abend Wiederholung usw.

An Sonntagnachmittagen aber zog dieselbe Jugendarmee als alliirte und assoziierte Stämme aus den Thoren der Stadt gegen den gemeinsamen Feind, die Jungen der umliegenden Dörfer; man marschirte getrennt und wurde in gerechter Abwechslung vereint geschlagen.

Rechne ich nun mit zu den Vorzügen die Wiese vor der Stadt, wo der Werwolf nächstens hauste, den jeder und jede mit unbeschwertem Gewissen schon gesehen zu haben, den Galgenberg und die Abdeckerei, wo es allenthalben so fein gruselig war, endlich, daß jeden Samstag die Straßen und ölfarbegestrichenen Hausfassaden mit Besen und Bürsten gewaschen wurden, eine holländische Reinlichkeitsmanie, deren unumgängliche Notwendigkeit ich auch jetzt im hohen Alter noch nicht eingesehen habe, so glaube ich kein wesentliches Merkmal vergessen zu haben, welches die gefürstete Grafschaft Moers in ihrer Hauptstadt der nur mäßig stauenden preußischen Zeitgenossenschaft von 1850 zu bieten hatte.

2.

In dieses Stilleben fiel nun meine Geburt am 9. Februar des Jahres 1850.

Sie machte kein erhebliches Aufsehen, denn meine Eltern gehörten zu dem plattdeutsch sprechenden Teile der Einwohner, und nie hatte ein Glied der Sippe dem hohen Räte der Stadt angehört oder war durch eheliche Schiebung dem Patriziat in die Quere gekommen. Die Familie war eine verläßlich stubenreine Handwerkerfamilie, seitdem sie am Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem westfälischen Dörfchen Großrecken nach der Grafschaft übergesiedelt war. Weiter zurück verlieren sich die Ahnen in lichtlose Ferne.

So ist es also ganz erklärlich, daß die Tatsache meiner Geburt selbst von der schwaghaften Frau Fama nur in den allernächsten Nachbarhäusern gemeldet wurde; in der Neustadt wußte man noch nach Monaten nichts von meiner Erscheinung in dieser Sündenwelt. Auch der Standesbeamte notierte den Fall mit empörender Gleichgültigkeit und hob nur ein wenig seinen Kopf, als ihm als Vornamen des neuen Weltbürgers angegeben wurden „Gustav Adolf Peter“. Bei den beiden ersten blieb der Mann bürokratisch unbewegt, bei dem „Peter“ zuckte er zusammen. Ja, so ist's: Die plumpe Welt der Gewöhnung fährt erschreckt auf und zusammen, sobald einmal

auf das A das B nicht folgt. Ubrigens war das Gefühl des Amtschreibers ein ganz richtiges, denn Gustav Adolf der Schwede hat wirklich wenig zu tun mit Peter dem Russen. Dabei verdanke ich den dritten Vornamen nicht einmal elterlicher Vorliebe für den in seiner Art bedeutenden Zaren, sondern einem dicken und hervorragend stupiden Onkel Peter, der dadurch hoffte auf die Nachwelt zu kommen, was dem Idioten hiermit also wirklich gelungen ist. Bei der Taufe übrigens schrie ich bei der Nennung des „Peter“ schmerzvoll auf.

Ich war also jedenfalls da! Das einzige Wesen, welches meinem Dasein zweifelnd gegenüberstand, war mein Schwesterchen Marie, das, als ihm der Vater die Nachricht von der Ankunft eines Brüderchens brachte, klagend ausrief: „Ach das wird der liebe Gott ja doch wieder sterben lassen!“ Zwei Brüderchen waren kurz nach der Geburt wieder heimgegangen. Und so machte die kleine Philosophin den naheliegenden Analogieschluß: Also muß dieses Brüderchen auch gleich sterben. Aber — die beiden Jungen müssen in der Potenz begabter gewesen sein als ich: Sie hatten sich davon gemacht, ich dachte: Hier bin ich, hier bleib' ich, Gustav Adolf Peter Bocké, und schlepe mich durch's Leben mit dem blöden Peter und dem noch viel blöderen Akzent auf dem Schluß-e unseres ehrlichen deutschen Namens Bocké, den wir aus Westfalen als fast einzigen Eigenbesitz nach dem von den Franzosen besetzten Moers mitgebracht haben.

Die französischen Behörden hatten, um den Verwechslungen mit anderen „Bock“ ein Ende zu machen, rücksichtslos unser stummes Schluß-e mit einem spitzen Akzent prostituiert, und so ist das Namenungetüm Bocké entstanden und geblieben.

Ich soll in den ersten Jahren ein auffallend hübsches Kind mit tugendhaften blonden Locken gewesen sein, so erzählten später Mutter und Tanten; mein Vater hüllte sich darüber in Schweigen, es schien ihm gleichgültig zu sein, mir auch, umsomehr, als von diesen sogenannten Vorzügen keine Spur nachgeblieben ist: Ach wie bald, ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt! Jedenfalls habe ich der Schönheit und den Locken nicht nachgetrauert, sondern legte mehr Gewicht auf nutzbar zu verwendende Fäustchen und schnelle Füßchen.

Eine meiner frühesten Jugenderinnerungen ist der Tod meiner Großmutter mütterlicherseits. Ich hatte sie sehr lieb, nicht nur als

unerschöpfliche Erzählerin erstaunlicher Märchen, wobei sie mich im unheimlichen Abenddämmern so warm und sicher auf ihrem Schoß einkuschelte, sondern auch als Beschützerin gegen mütterliche Handarbeit, zu der ich leider nicht selten zwingenden Grund gegeben haben soll. Dieser Tod meines Großmütterchens hat mich in die einzige Berührung mit der Geisterwelt gebracht. Am Tage der Beerdigung nämlich stand der offene Sarg nach der Sitte im Hausgang, damit die Verwandtschaft und Freundschaft Abschied von der Gestorbenen nehmen könne. Ich drückte mich in das Dunkel der Treppe, die nach oben führte und starrte auf das bleiche unheimliche Bild der Leiche in ihrem gefältelten weißen Totenhemde; je mehr Heulweiber kamen und Abschied nahmen, um so lauter weinte ich. Ich glaubte auch noch einen anderen Grund zur Klage zu haben: Der erste Überzieher, den ich beim Gang nach dem Friedhof tragen sollte, schien meinem sechsjährigen Geschmaç zu weit und lang zu sein; er war auf Wachsen gearbeitet. Eitelkeit erhöhte also die Trauer. Keine Seele bekümmerte sich um den kleinen Kerl, der im Treppendunkel weinte um Mantel und Großmutter. Da stand plötzlich Großmütterchen neben mir, nur kleiner war sie als im Leben, sah mich so lieb an, wie früher und sagte: „Du dörf's nit so hülen, mine liebe Jong, sönst kann ek nit ruhig schlöpen!“ Seit den Worten war ich ruhig und weinte nicht mehr. Noch jezt höre ich deutlich den Klang der Stimme, wenn ich des Erlebnisses gedenke.

Die Geburt eines jüngeren Schwesterchens, eine furchtbare Überschwemmung des Rheins, dessen Eisschollen Gärten und Häusern übel mitspielten und zu mehr oder weniger ungefährlichem, nur für die naseweise Jugend amüsantem Kahnverkehr zwang, der viele Tage dauerte, endlich der Aufbruch meines Vaters zu seiner ersten Amerikafahrt sind die Erlebnisse, deren ich mich aus dem ersten Halbjahrzehnt meines Lebens noch deutlich erinnere.

Mehr als die Hälfte der friedlichen Einwohner der Stadt hatte dazumal die Eisenbahn kaum gesehen; wer in Arefeld, Düsseldorf oder gar Köln gewesen war, galt als „gereister“ Mann; wer Berlin gesehen, wurde angestaunt; war eine Familie gar einmal in ein bescheidenes Bad gefahren, so wurde sie nur noch mit Ehrfurcht genannt, und es wurde begreiflich gefunden, daß dialektische Absonderlichkeiten von dem Aufenthalte in der Fremde Zeugnis ablegten; Belgien und Frankreich gesehen zu haben, verlieh Ansehen vor Gott

und Menschen und berechtigte zu einem Sitz im Presbyterium. Damit war aber im allgemeinen der Superlativ erreicht: Wer und was weiterging, der und das war vom Ubel; also auch mein Vater und seine drei Reisen nach Amerika, die er in der letzten Hälfte der fünfziger Jahre unternahm. Er wollte aus den beklemmenden Engen der Kastenwirtschaft der Kleinstadt heraus und sich und seiner Familie Ellenbogenfreiheit und breitere Lebenslage schaffen. Ein gottversucherisch-verwegener Gedanke, der weit jenseits der Sehweite der Moerser Bürgerschaft lag.

Meinem Vater lag ein wohlüberlegter Plan vor: Amerika war dazumal noch Neuland, bot aber schon unbegrenzte Möglichkeiten für zähen Willen, entschlossenen Magemut und etwas stark erweitertes Gewissen. Aber letzteres verfügte mein Vater nicht, er stand noch diesseits von gut und böse, und so kam es, daß er zwar mit weißer Weste, aber leeren Taschen endlich heimkehrte und sich redlich im Lande nährte bis an sein seliges Ende.

Am Niederrhein, in dem erstaunlich langweiligen, zu nutzlosem Grübeln anregenden Städtchen Rheinberg hatte ein frommer christlich-katholischer Mann, der auf den Namen Unterberg-Abrecht hörte und sich auf dem Gebiete der Schnäpfe als Praktiker und Theoretiker auszeichnete, eine für die Menschheit schätzbare Erfindung gemacht, die unter dem philologisch mir unklar gebliebenen Namen „Boonekamp of Magbitter“ mit dem Motto „occidit qui non servat“ die Welt erobert hat und noch heutzutage von verzweifelden Menschen in äußerster Unterleibsnot genehmigt wird.

Die U. S. waren damals noch nicht amtlich „dry“, sondern in breitester Öffentlichkeit trank der Yankee und der rote Mann alles herauschende, was Gott der Herr hatte wachsen lassen und der Mensch in synthetischen Präparaten destilliert hatte. Es war noch eine Lust zu leben in dem Lande der stars and stripes.

Außerdem grassierte damals das kalifornische Goldfieber. Was gab es dort für Dürste! Glorreich, glorreich. Und durch den Rum, den die frommen Engländer zu nutz und frommen der roten Brüder eingeführt hatten waren die Geschmäcker nicht sonderlich verwöhnt bei Weißen und Farbigen; mit diesem Stoff konnte der Boonekamp getrost den Wettbewerb aufnehmen, zumal sein Genuß auch schnell zu gewünschtem Ziele führte und als gesundheitlich zuträglich gepriesen und geglaubt wurde.

Also um dieses gesegnete Genußmittel, eine der feinsten Kulturblüten des alten Europa, neid- und mitleidlos den weißen, schwarzen und roten Brüdern zur Kenntnis, Verfügung und Verschluckung zu stellen, ließ sich mein Vater von dem wackern Unterbrecht-Albrecht aus Rheinberg überreden.

Die Sache ging anfangs vielversprechend und glatt. Von New-York bis New-Orleans wurde bald der Boonekamp in saloons und sleepingrooms getrunken, oft bis zur Unkenntlichkeit und ehelichen Zwisten. Das ging so lang es ging. Mehrere Schiffe mit tausenden von Flaschen litten Schiffbruch, Ersahsendungen trafen nicht schnell genug ein, die Boonekamp-Manie verflog rasch wie der Rausch, den sie geschaffen, und so schloß diese Likörepisode mit einem Saldo von Null.

Der Versuch, in dem gepriesenen neuen Goldlande rasch auf einen goldenen Zweig zu kommen, mißlang ebenfalls, und arm am Beutel, reich an enttäuschten Hoffnungen kehrte mein Vater heim und brachte als einzigen Goldgewinn ein Stück selbstgefundenen Golderzes mit, das gerade genügt hat, um eine mehr ungewöhnliche als schöne Schlipfnadel daraus herzustellen.

Inzwischen war die Zeit gekommen, daß ich der Obhut der Elementar- und mit 10 Jahren der „lateinischen Schule“ übergeben werden mußte. Ein verhugeltes Männchen unbestimmbaren Alters, das seine Erziehungs- und Lehrkunst schon bei unseren Eltern mißbraucht hatte, nahm uns kleine Rekruten in seine und seines Stoßes Zucht. Es waren „plagosi Orbili“, die drei Elementarlehrer, deren ich mich ebenso wenig erfreut habe wie sie sich meiner, denn ich war ein recht widerborstiger Bursche in der Schule, der es nicht begreifen wollte, daß es in der Weltordnung begründet sei, wenn der Stoß des Schulmeisters mehr von dem Rücken und Rückenfortsatz der Handwerkerfinder angezogen wurde als von den keineswegs edler geformten Körperteilen der Optimatensöhne. Dieser Mangel an Einsicht in die gottgewollte Unterordnung der wirtschaftlich Schwächeren hat mich denn auch während der Schulzeit in manche Konflikte geworfen, die ich mit Ingrim durchkämpfte, weil ich das dunkle Gefühl hatte, nicht für mich allein zu kämpfen, sondern für meinesgleichen und ihr Recht.

In der Art und Zahl der Schulstrafen herrschte dazumal noch graue Tradition aus Urväter Zeit, daneben auch eigener Erfinder-

geist; dieser war aber bei keinem der heiligen drei Könige der Volksschule besonders entwickelt, und was als Neuerung zur Anwendung kam, verschwand bald wieder; es hatte sich nicht bewährt: so der auf flachen Händen über dem Kopfe zu haltende Zuber mit Wasser und Schultafelschwamm. Einige Jungen quittierten diese Prozedur, die auf mehrere Minuten berechnet war, nicht mit Ergebung, sondern Ubergabung, und ich damit, daß ich den Zuber mit Inhalt dem Versäumnisse eintragenden Lehrer ganz versehentlich über den Kopf schüttete. Dieses Strafmittel wurde also von der Liste abgesetzt. Ich hatte aber in Schule und Haus für meine Untat zu büßen, mein Vater freilich lächelte unverständlich dazu, aber in der Stadt waren die Meinungen geteilt: Hier lachte man, in den hochdeutschen Kreisen hieß es: „Ein nettes Früchtchen!“

Unverhältnismäßig reich mit Kenntnissen in der biblischen Geschichte besetzt und ausgerüstet mit einer ganz stattlichen Anzahl von Kirchenliedern wurde das „nette Früchtchen“ in die „lateinische Schule“ übergeführt. Das Wissen in anderen Fächern hinkte als nebensächlich nach.

Ubrigens schelte man nicht allzusehr das „sinnlose“ Auswendiglernen von Kirchenliedern, mag der Sinn des Kindes den Inhalt der Lieder auch nicht immer verstandesmäßig erfaßt haben! Es schafft ein „*κρημα εις αι*“, und in schweren Lebensstunden ist mir oft gleich einer Stimme aus dem Kinderlande ein Kernlied ein rechter Trost gewesen, das den ganzen Zauber gläubiger Kindheit und glücklicher Jugend neu erstehen läßt. Das liebe Lied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ versetzt mich mit deutlichster Gegenständlichkeit in das schlichte Zimmer meines Elternhauses, wo so wonniglich das bescheidene Weihnachtsbäumchen leuchtete, und ich sehe Vaters freundlich-gutes Gesicht, lieb Mütterchens geschäftige Geheintuerei und der Schwestern strahlende Augen; da weiden die Lämmer in grünem Moose in der Hürde, und Maria mit dem Heilandkinde nebst dem braven Joseph sind lebendig und regen sich in dem Flackerchein der Lichter am Baum, und alles ist wieder lebendig, sie alle sind nicht tot, sondern sie leben und sind um mich leibhaftig, leibhaftig. Und bei dem Klang des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden“ da fühle ich wieder so hehr und heilig wie einst den ganzen Karfreitagzauber, wie er schwebte und webte um die Kirchtürme und in den stillen Straßen und um die ernstesten Kirchengänger des Städtchens. —

3.

Der Unterrichtsbetrieb in dem Progymnasium war in den ersten fünf Jahren meines Besuchs der schola latina eine reine Affentomödie. Die meisten der schon sehr antiquierten Lehrer waren Sterne 12. Größe, deren Licht weder leuchtete noch wärmte, sie schrieben deutsch noch mit Anfangs-t. Das war das einzig originelle an ihnen, und der Rektor war eine pädagogische Glanznummer.

Als einmal eine Schwadron Husaren durch's Städtchen zog, und wir Jungen aus den Klassen stürmten, um die bunten Krieger und ihre Pferde anzustarren, bestrafte er die Klassenprimi damit, daß sie mit einem Besenstil auf der Schulter vor seiner Amtswohnung und der Gartenpforte Posten stehen mußten; die übrigen gingen straflos aus und höhnten die Posten. Er fand das sehr unterhaltsam. Unser Mathematiklehrer, der auch mit Inbrunst und Erfolglosigkeit Latein lehrte und bei Sätzen wie „rana coaxa“ nur den Imperativ tief empfand, nicht aber den hellen Wahnsinn des Inhalts, beschäftigte sich in seinen Fachstunden besonders mit einem Schüler, der für Mathematik veranlagt war, anerkanntenswert verblödet aber anderen Lehrstoffen gegenüberstand, sah aber mit schöner Seelenruhe über die Tafsache weg, daß wir nicht Auserwählten in der Algebra die Klammern nach ästhetischen Gesichtspunkten anbrachten.

Bei mir hatte unser Mathematiker sich und seine Wissenschaft um jeden Kredit gebracht durch die Forderung, ich solle glauben und verstehen, daß minus \times minus plus ergebe und eine Größe hoch Null gleich eins sei. Ich habe es nur bis zum erzwungenen Glauben gebracht, mein Verständnis versagte vollkommen, und Lehrer wie Lieblingsjünger hielten mich deshalb für ein hoffnungsloses Bälamm, ein Gedankenkompliment, was ich ganz ergebenst und deutlichst erwiderte.

Dieser mathematische Lieblingsjünger gab übrigens einem unserer Pastoren, der mit seinem Amtsbruder wetteiferte, uns die Bibel, Katechismus und Kirchenlied, Himmel und Hölle und schließlich den lieben Gott selbst zu verleiden, die Gelegenheit zu einer erzieherischen Leistung, die der Nachwelt vorzuenthalten unverantwortlich wäre:

Der Junge verfügte über ein einziges Kernlied: „Befiehl du deine Wege“; hinter die Möglichkeit, die Versanfänge souverän zu beherrschen, war er durch mütterlichen Hinweis schon als Hosenmag gekommen. Bislang hatte er beim Versuch, andere Kirchenlieder herzusagen, unliebsamste Bekanntschaft mit des Pastors starker Rechten gemacht, die meist die Linke in Mittätigkeit versetzte. Jetzt kam der Tag des Triumphs: Das Lied war aufgegeben, der verlangende Junge wurde aufgerufen. Wie ein Pfeil ging er hoch, das Auge leuchtete vor Freude und das Lied schnurrte ab wie von einer tibetanischen Gebetmaschine. Witternd bebten des Pastors Nasenflügel. „Komm mal her!“ Klang der herrische Befehl. Sicher lobender Anerkennung trat der Junge vor. „Du hast abgelesen.“ „Nein, Herr Pastor!“ Ohrfeige rechts. „Du hast abgelesen.“ „Nein, Herr Pastor!“ Ohrfeige links. So ging das einige Male, bis der Junge schließlich, um Wiederholungen des pastorlichen Handsegens zu entgehen, ja sagte. Schlußohrfeige! Das empörte aber endlich doch das Gerechtigkeitsgefühl der Klasse, und der Pastor herrschte den armen Jungen, als die Klasse rief: „Herr Pastor, er hat nicht abgelesen,“ mit dem Kommando an: „Wiederhole das Lied!“ Dem Jungen rollten die Tränen über die geröteten Wangen, und das Lied rollte auf der Gedächtnispule ab. Darauf der gute Hirte: „Was, du Lämmel, und da hast du mich schließlich angelogen, du habest doch abgelesen?“ Diese von sittlicher Empörung getragene rhetorische Frage wurde von einigen Schlußbadpfeifen begleitet, der Bann löste sich in Wohlgefallen auf, und kein Hahn krächte weiter in Stadt und Land. Das und anderes waren eben damals Gefahren des Schülerberufs. Ich persönlich hätte den Pastor am liebsten ermordet, rächte mich aber wenigstens dadurch, daß ich von Stund an in der Religionsstunde ein verachtendes Gesicht aufsetzte und nichts mehr lernte.

Die deutschen Aufsätze wurden beurteilt nach Länge und schöner Schrift. Jahrzehnte habe ich ein solches Vieß zu meiner und anderer Freude aufbewahrt; es war eine der beliebten „Verwandlungen in Prosa“, eine Tätigkeit, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Ausrupfen der schönsten Federn eines Vogelleibes hat. Diesmal hatte Prinzessin Kassandra herhalten müssen. Ich schmiedete zuerst eine Einleitung über die mehr als nach einer Richtung betrübende Zerstörung der heiligen Troja, dann beklagte ich des längeren die

unselige Gabe des zweiten Gesichtes, woran die selige Kassandra litt, wobei ich nicht versäumte, auf die gleiche Gabe bei der Annette von Droste-Hülshoff hinzuweisen. Und dann ging's an die Verhöhnung des Schillerschen Gedichtes. Als Überleitung von den Einleitungen zum „Stoff“ diente der Prachtgedanke: „Auch Schiller hat sich einer Bearbeitung der Kassandra unterzogen.“ Tableau!

Und das Urteil unter diesem zum Heulen verblödeten 20 Seiten langen Gewäsch war — „lobenswert!“

Statt verdienter Prügel nach dem Rezept des Turnvaters Jahn erntete ich rühmende Anerkennung für einen Klassenvortrag in der Tertia, in dem die Abdankung Napoleons, sein Abschied von der Garde und seine Einschiffung nach St. Helena mit tränendrüsenspressender Empfindsamkeit geschildert und mit der Deklamation von Bertrands Abschiedspoem so rührsam geschlossen wurde, daß mir die Niefeln und den Kameraden die Tränen an den Wimpern zitterten.

Wie forrigierend und wohltuend wäre für uns in diesem Augenblick eine gute preußische Backseife gewesen!

Unser Lehrer war leider Pazifist, dem laue Limonade statt heißen nationalen Blutes durch die welken Adern kroch. Da kam das Jahr 1864. Und als eines Nachmittags unser Geschichtslehrer, der noch in den Freiheitskriegen mitgekämpft hatte, aber in der tauben Friedenszeit mürrisch und verdrossen geworden war, mit rotem Kopf und starker Schlagseite vom Frühschoppen in die Klasse kam mit dem Rufe: „Na, Jungens, endlich mal wieder eine Preußentat!“ und uns in siedender Begeisterung die Erstürmung der Düppler Schanzen schilderte, da empfanden wir jubelnd das Heranwehen eines neuen Geistes, einer neuen lebendigen Zeit, so klein und dumm wir auch waren. Wir verstanden unseren Lehrer nicht, glaubten ihm aber blindlings, als er uns in derselben unvergeßlichen Stunde prophezeite, daß das augenblickliche Bündnis mit Osterreich sicherlich bald zu einer Auseinandersetzung mit dem Hause Habsburg führen werde.

Jetzt hörten wir auch von König Wilhelm, Bismarck und Moltke, und es wurde uns zur Gewißheit, daß diese Männer doch noch mehr Aufmerksamkeit verdienten, als Habakuk und seine Kollegen, die kleinen Propheten, ja selbst als die Könige von Israel, die ausnahmslos an moralischer Bedenklichkeit frankten, den David und den weisen Tempelbauer eingeschlossen.

Nun wurden auf dem Turnplatz Schanzen aufgeworfen und Gräben ausgehoben, Stürme ausgeführt und Kleider zerrissen, Haare ausgerauft und Nasen vergewaltigt, es war eine Lust zu leben.

Aufrichtigen Dank schulden wir noch unserem Lehrer des Griechischen: Sehr bald gab es dank seiner durchschlagenden Methode keine Form in der ganzen Formenlehre der dicken Buttmannschen Grammatik, die uns nicht geläufig war; sogar Moritz Rosenthal, unser sprachlich zweifellos negativster Wunderknabe der Klasse, rief mir bei meinen späteren gelegentlichen Besuchen der Vaterstadt sofort über die Straße die Begrüßung zu „*Γειά σου, στέας* und ja nicht *στείς*“. Selbst beim Moritzchen hat die Methode nachhaltigste Wirkung gehabt; unser Lehrer war auf der Universität ein hervorragender Schläger gewesen.

Für die im ganzen trostlose Flachheit, Inhaltlosigkeit und Freudelosigkeit des Unterrichtes in der Lateinschule entschädigte sich jeder nach seiner Art; ich las alles wahllos zusammen, was emsiges Suchen oder Zufall in meinen Bereich brachte: Eugène Sues Geheimnisse von Paris, Blutzänen im Goldtal und anderen Kitsch in Masse. Ein wahrer Segen war für mich der nicht genug zu preisende, kreuzbrave Natty Bumpo, der Meisterhütze, in seinen Metamorphosen von Falkenauge bis zum Fallenssteller. Und dann die Große Schlange der Delawaren und Antas, sein heldischer Sohn, der Häuptling der hündischen Sioux, Magua, und all die andern. Der Urwald mit dem Glimmersee: köstlich, köstlich! Man mag sagen, was man wolle, und noch so fortgeschritten lächeln, Coopers Buch enthält eine Welt voll schönster Phantasie und Poesie, und ich möchte nur wünschen, daß unsere Jungen in den ersten Klassen der Gymnasien und Realschulen das Buch mit derselben unbefangenen Freude läsen, wie wir dazumal; uns blieb das Herz noch nicht kalt und der Sinn noch nicht leer, wie heute unter Radio, Antennen und Detektivs.

Das einzig gefährliche dieser Lektüre für mich war eine leichte, bald vorübergehende Dichteritis, die mich aber doch nötigte, jede Squaw vor ihrem Wigwam schonungslos anzudichten. Wa-ta-wa ist meine erste Liebe gewesen. Dichterisch bin ich höchst selten rückfällig gewesen, und dann war's unschädlich für mich und Umgebung.

Das viele Lesen bei meist unzureichender Beleuchtung hat mich bald hochgradig kurzsichtig gemacht, mir anderseits aber eine recht

bedeutende Beherrschung der Sprache und eine für einen Jungen nicht immer angenehm wirkende Ungeniertheit des Auftretens gebracht, da ich alles Gelesene geduligen Kameraden und anderen Opfern wiederzugeben pflegte. Dazu bot sich genugsam Gelegenheit an den Sonntagnachmittagen, die nicht von Heldenkämpfen mit den Jungen der Dörfler ausgefüllt waren.

In den Gemütern der Bürger des Städtchens lag an Sonntagnachmittagen noch ein blauerschattender Abglanz der Romantik: Man schwärmte noch für Ritter, Doppelgänger, edle Räuber und Kindesmörderinnen, deren blutige Schatten die Verführer aufzujagen pflegten von dem Wollustlager neben „der reichen Erbin an dem Rhein“. Es war noch die Zeit der Gitarren und Schmachtlöden bei ihm und ihr.

Wenn die Sonne an solchen Sonntagen zur Küste ging, versammelten sich gesittete Jünglinge und Jungfrauen in irgendeiner lavendelduftenden „guten Stube“. Leises Wispern, Bauschen von Arinolin, verlorene Klänge von Gitarresaiten. Oft deklamirte ich die stets willkommene Sache mit der hohlen Gasse von Rühnacht oder forderte als Soliman das Haus Österreich auf, sich zu wappnen, da ich vorhabe, auf den erstürmten Mauern Wiens die alte Schmach in Österreichs Blut zu tilgen und dem Jahrhundert mein Gesek zu diktieren.

Häufiger aber rührte unser bewährter Stadtbarde zu heißen Tränen. Ihm hat die Nachwelt keinen Kranz gewunden, schade um sein ernstes Streben nach befriedigender Antwort auf die immer wieder von ihm mit vibrierender Stimme unter Saitenassistenz gestellte Frage, ob „sie“ wohl kommen werde, wenn er einst begraben werde sein, und auf seinem Grabe steht kein Kreuzlein oder Stein, zu beten an seinem Grabe und den feuchten Blick niederwenden und zu sich selbst sprechen wird: Hier liegt ein treues Herz! Bei dem „treuen Herz“ weinte der Sänger und weinten die Hörer und schluchzend trennte man sich, nachdem die Stube wieder in Ordnung gebracht war, und hatte das äußerste Mitleid mit sich und dem Sänger. Er hieß „Willibald“. Auch das noch!

Die welke Trostlosigkeit der Flur, auf der wir Schafe der schola Latina grasen, verwandelte sich bald in grünende Weide, als der treffliche Oskar Jäger die Leitung der Anstalt übernahm. Unter der lebensweckenden Wärme seiner Persönlichkeit, in der humorvolle

Milde sich mit Ernst paarte, hoben wir bald die Köpfe zu frohem Leben und freudiger Arbeit. Auch das Provinzial-Schulkollegium in Koblenz hatte sich nachgerade auf seine Pflicht besonnen, endlich einmal das Progymnasium des aus dem Wege liegenden Moers unter die Lupe zu nehmen und schickte den auch heute noch im Rheinlande nicht vergessenen Schulrat Landfermann, den geschworenen Feind des Bürokratismus und der Paragraphenreiterei, zur Revision.

Da leuchtete helles, warmes Tageslicht in den staubigen Müll der Kumpelkammer des Adolfinum, und die grauen Nachtmotten flatterten mit mattem Flügelschlage in Vergessenheit und Pension. Junge und frische Kräfte traten an ihre Stelle, und plötzlich machten wir die Entdeckung, daß Caesar und Herr Geheimrat Cicero nicht einzig zu dem Zwecke ihre Bücher geschrieben haben, um Satzanalysen und Konstruktionen und bei der Übersetzung schlechtes Deutsch zu lernen, und daß hinter den grammatischen Formen der Anabasis sich reges Leben und tüchtige Kerle tummelten; kurz, wir begannen durch Türspalt einen Blick zu tun in die Schönheit des Hellenentums und die gesammelte Kraft Roms. Und als mir einer der jüngeren Lehrer „Niebuhrs Brief an einen jungen Philologen“ geschenkt hatte, war ich nach der begeistertsten Lektüre des Buches für die Philologie gewonnen.

Gar zu leicht war das Schulleben für mich auch in diesen Jahren nicht: Die harte Lage meiner guten Eltern erlaubte nicht das Anschaffen von kommentierten Ausgaben und teuern Wörterbüchern, die mußten also stundenweise von Kameraden geborgt werden. Das hat mich schnelles Arbeiten und Ausnutzen der Zeit gelehrt, war also ganz segensreich. Mit froher Lust und Liebe aber wurde trotz der kleinen Kammer unter dem Dach, das im Winter den Schnee durchließ, gearbeitet, und ich habe dort oft reine Freuden erlebt, wenn mir das Verständnis einer schwierigeren Stelle nach hartem Ringen aufgegangen war oder ich mich an Schillers Dramen begeisterte.

Oskar Jäger hat sich redlich abgemüht, auch in der Stadt den erstaunlichen Tiefstand der Interessen an Politik und allgemeiner Bildung zu heben und sich nicht gescheut, sogar seine Bewertung der aner kennenswerten Inhaltslosigkeit der Predigten der beiden Pastoren, die dazumal den Kirchenbesuch zu einer schlimmen Bußübung machten, zu deutlichstem Ausdruck zu bringen: Als Rektor und Pastoren eines Sonntags, an dem beide Hüter der Gemeinde

sich wieder einmal bei Gelegenheit einer Konfirmation an der Beredsamkeit sträflich vergangen hatten, beim Landrat zu Mittag geladen waren, begrüßte Jäger beide mit inbrünstigem Danke, entgegenkommenden Händen, ironisch lächelndem Gesicht und dem maliziösen Königsdank aus Hamlet: „Dank, Rosenkranz und lieber Guldens Stern! Dank, Guldens Stern und lieber Rosenkranz!“

Es soll ein frostiges Mittagessen geworden sein, obwohl Oskar Jäger die Funken seines Witzes sprühen ließ.

Jägers segensreiche Tätigkeit in Moers dauerte nicht lange, ein Revisionsbesuch des Geheimrats Wiese aus Berlin hatte zur Folge, daß Jäger treppauf flog und Direktor des Friedrich-Wilhelmgymnasiums in Köln wurde.

Sein Nachfolger wurde der tüchtige Philologe Rohde, der später Direktor in Wittenberg geworden ist.

Ich hatte das damals von mir keineswegs geschätzte Vergnügen, mich seines Interesses und Wohlwollens zu erfreuen; er wollte mich zu einem großen Philologen vorformen und bestellte mich jeden freien Nachmittag der Mittwoche und Samstag zu sich und las mit mir Tacitus und Horaz, Thucydides und Homers Ilias. Es ist selbstredend, daß ich mich über diesen Raub an meiner persönlichen Freiheit mächtig ärgerte, umsomehr, als ich bei dieser Privatlektüre und bei den kursorischen Übersetzungen in den letzten zehn Minuten der Klassenstunden, zu denen ich empörend regelmäßig gezwungen wurde, immer wieder aus dem Munde des Rektors erfuhr, ich sei ein Rhinoceros, Stodfisch oder sonst minderwertiges Geziefer. Übrigens waren damals weder Eltern noch Kinder so zart besaitet, daß sie dergleichen Rosewörter besonders tragisch genommen hätten; beide Parteien wußten, daß das alles nicht so schlimm gemeint sei und blieben gut Freund; sogar eine gelegentliche gerechte Ohrfeige wurde als zünftig zulässig angesehen.

Und so entwickelte sich das „saubere Fröchtchen“ zu einem Klassenbewußten Unter- und Obersekundaner, der schließlich sogar gewürdigt wurde, nach glücklich beendeter höchster Klasse des Progymnasiums dem geladenen und geehrten Publikum wie auch den Kameraden eine Abschiedsrede in geschwellenem Latein von unmöglich albernem Inhalt zu halten, die in der Mahnung gipfelte, doch im Leben nie von dem Pfade der Tugend zu weichen „ne transversum quidem digitum“.

Jedes Alter schwelgt eben in seinen berechtigten Jugendeseleien. Nach dieser Leistung begannen die hochdeutsch sprechenden Bürger der Stadt mich mit Gönnermiene zu betrachten, die plattdeutschen mit Stolz und ich mich selbst mit Hochachtung.

Das allzu glänzende Schlußzeugnis hatte nur einen Schönheitsfehler: Das Urteil in der Mathematik. Jedoch ich tröstete mich und meine guten Eltern mit der Wahrheit, daß auch die leuchtende Sonne Flecken habe.

Der Krieg und Sieg vom Jahre 1866 hat, so viel ich mich erinnere, keinen allzu tiefen Eindruck auf uns gemacht; gewiß, wir waren stolz auf Königgrätz, denn auch Jungen der Stadt und Grafenschaft hatten da mitgekämpft, aber wir hatten uns auch nicht sonderlich darüber gewundert oder gar empört, daß für die Österreicher Charpie gezupft wurde, und die katholischen Rheinländer kamen von dem schwächlichen Gefühle des „Bruderkrieges“ nicht los, wie auch nicht von dem Gedanken, es sei ein Kampf zwischen dem evangelischen Preußen und dem katholischen Österreich.

Das Moerser Progymnasium wurde in den letzten Jahren meiner dortigen Pennalzeit von vielen Auswärtigen besucht, die von sorgsamem Eltern einer Kleinstadt gewissenruhiger anvertraut wurden, als den Anstalten einer größeren Stadt, wo sittliche Gefahren hinter jeder Straßenbiegung lauern.

Ja, die Kleinstadt kann nach dieser Richtung mehr Sicherheit bieten, braucht es aber nicht zu tun. Die Lämmel der oberen Klassen spielen in einem kleinen Neste gar bald die großen Herren, die Pensionsmütter lassen sich leider nur zu leicht unterkriegen und die Pensionstöchter noch leichter, und es ist keine allzu seltene Erscheinung, daß dann gelegentlich Kindlein das Licht der Welt, den Vater aber nicht erblicken.

4.

Da es in den maßgebenden Kreisen der Stadt beschlossene Sache war, daß ich studieren solle und zwar Theologie, meine Eltern und ich nichts wesentliches dagegen einzuwenden hatten und nur in der Wahl der Fakultät nicht eines Sinnes waren, so mußte Prima und Abiturium an einer Vollanstalt absolviert werden. Die Wahl fiel auf Barmen im frommen Wuppertal, wo das „Missionskinderhaus“ als approbiert gottesfürchtige und tugendhafte Pension jeden Wett-

bewerb schlug. Mehr noch als Gottesfurcht und Tugend schlug die Billigkeit durch.

Es stand mir die Summe von 75 Talern jährlich zur Verfügung zum Besuche der Prima und für drei Universitätsjahre je 150 Taler. Die Summen stammten aus einer der Sage nach zur Zeit des westfälischen Friedens gestifteten „Fundationskasse“ zur Unterstützung fleißiger und talentvoller Söhne von Eltern unverfälschter Moerser Stadtangehörigkeit und Reinblütigkeit beiderseits. Eine weitere Bedingung war Mittellosigkeit. Diese war bei mir zweifellos nachweisbar, die Eigenschaften des Fleißes und Talentes standen noch „sub judice“; alle drei Qualitäten aber fehlten bei manchen Söhnen der Moerser Hautevolée, die diese Summen ohne Widerspruch erhalten hatten; das verdankten sie der hervorragenden Stellung ihrer Väter im Stadtgebilde. Große Ansprüche und Sprünge ließen sich auch in jenen Jahren mit diesen Beträgen nicht machen.

An einem weinenden Spätherbsttage brachte mich die 4. Klasse der Eisenbahn nach dem an frommen Traktaten und duftenden Gärbereien reichen Barmen. Da stand ich nun auf eigenen Füßen mit meiner Bücher- und Kleiderkiste, einer schweren Last, auf dem Barmer Bahnhof; schwerer dünkte mich noch die drückende Last, die ich im Herzen fühlte. Welt und Wetter verbreiteten „ein Gefühl von Armut, und alles, alles sah durchlöchert aus“.

Ich fragte mich durch zum „Missionskinderhause“ und kam endlich zerschlagen und regendurchweicht an, omnia mea mecum portans, und wurde auf mein zages Klingeln von einem hochgewachsenen Manne mit Samtkäppchen auf frömmelndem Haar mit dem freundlichen „Willkommen, junger Bruder“ begrüßt und in mein einfach-nettes Zimmerchen geführt. An demselben Abend lernte ich eine ganze Schar junger Missionarsöhne kennen, lauter „Brüder“, eine Verwandtschaft, deren Berechtigung mir keineswegs einleuchtete und gefiel.

Du barmherziger Gott, was wurde dort gebetet in dem Missionskinderhause und in dem Gymnasium! Ein voller Jahresbedarf eines sündhaften Menschen wurde dort an einem bürgerlichen Tage gedeckt.

Es heißt wohl, das Gebet treibt Teufel aus, aber im Übermaß genossen treibt es auch sonst gefittete Primaner aus dem Hause, und

sei es ein „Missionskinderhaus“, und aus dem Klassenzimmer des klassischsten Gymnasiums. Soll in diesem Fall heißen: Nach nicht vollen 14 Tagen gürtete ich meine Lenden und kehrte schmalwangig nach diesem blamablen Ausflug in die Welt zu Vater und Mutter zurück.

Der Versuch, im Gymnasium des benachbarten Duisburg Unterschlupf zu finden, gelang ohne engherzige Weiterungen, und die frohe Aussicht, jeden Sonnabend Eltern und jüngere Schwester wiederzusehen — die ältere Schwester hatte sich verheiratet und war ihrem Manne nach Amerika gefolgt, wo beide in Temperenz-Bewegung machten — ließ mich mutig und hartnäckig die nicht ganz bequemen zwei Primanerjahre durchhalten.

Bei meinen mehr als beschränkten Mitteln hielt es schon recht schwer, ein Zimmer mit dürftigster Ausstattung zu bekommen. Da hatte aber der liebe Gott erbarmendes Einsehen und ließ einen armen alten Mann, der ganz in der Nähe der Wohnung einer Tante von mir hauste, an der Cholera sterben, die anno 1867 Kriegsnachlese hielt. Vertrauensvoll bezog ich nach oberflächlich-hurtiger und unschädlicher Desinfektion des Raumes das Zimmer. Es hat mir nichts geschadet.

Mittag wurde gegessen in der Familie eines Tischlermeisters, der höchst entfernt mit unserer Familie hat verwandt sein sollen. Es ist ganz eigenartig, wie fix auch märchenhaft entlegene Verwandtschaften errechnet werden, wenn es sich um faßbare Vorteile handelt.

Ich zahlte also nicht viel für das Mittagessen, das sich mehr durch Quantität als sonstwie hervortat, und hatte dafür noch die Verpflichtung, den Haussohn Karl, der die Realabteilung besuchte, bei den Schularbeiten zu fördern. Der Erfolg dieser geistigen Förderung bei dem Haussohn Karl durch Nachhilfe stand in genauer Proportion zu der leiblichen Förderung durch das Mittagessen bei mir. Das wirkt die „ausgleichende Gerechtigkeit“. Was die Nebenmahlzeiten anlangt, so „fraß ich mich so durch“.

Anfangs war mir diese Unbeständigkeit in Ort und Zeit der Mahlzeiten etwas genierlich, aber andere hatten es nicht besser, auch nicht mein lieber Kamerad Dietrich Barfurth, den ich später als Ordinarius in Dorpat wieder sah, und der dann als Geheimer Medizinalrat die medizinische Fakultät im althehrwürdigen Kostock

zierte. Auch er mußte umschichtig essen gehen und Privatstunden geben, um sich über Wasser zu halten.

Es ist nicht empfehlenswert als armer Schlucker den Dornenweg durch Gymnasium und Hochschule zu gehen und um Möglichkeiten zu werben, Geld zu verdienen, denn auf diesem Wege wachsen die mannigfaltigsten Giftstauden menschlicher Lieblosigkeit und Herzensniedertracht und Demütigung, und es kostet viel Steifnackigkeit und sittliche Courage, um auf diesem Wege nicht zum schweifwedelnden Hunde oder widerhaarigen Welt- und Menschenhasser zu werden schon in jungen Jahren.

Beim Unterrichte ging es mir in den alten Sprachen gut, dank der Vorarbeit meines lieben Rektors in dem „Adolfinum“, in den mathematischen Fächern verdunkelte der „Schönheitsfehler“ immer stärker das Licht, wofür ich mich bis dahin in meiner eitelen Dummheit und dummen Eitelkeit ästimmert hatte.

Eine gesunde Niederlage beim ersten deutschen Aufsatz, der in meiner alten Art ebenso phrasenreich als gedankenarm sich nur durch Seitenzahl und Kalligraphie auszeichnete, hat genügt, mir diese Unart des Rohlens und Schwabbelns abzugewöhnen. Jetzt erit begriff ich nach einer privaten und freundlichen Unterweisung unseres Oberlehrers für Deutsch, Geschichte und Religion, was eigentlich Wesen und Zweck eines Aufsatzes sei; und nun wurde es besser, und die Disposition der Aufsätze wurde eine frohe logische Arbeit für mich und uns alle in der Klasse.

Eine unendliche, neue und schöne Welt hat sich mir aufgetan unter der zielsicheren Leitung des ausgezeichneten Professors Volkmann, als er mit uns den Römerbrief griechisch las, bei der Kirchengeschichte auch für uns Zweifler zu haben war, mit uns Logik trieb, uns bei der Lektüre des „Laokoon“ die Ehrfurcht vor dem Geistesmann Lessing lehrte und uns bei dem Genuß des Essays „Über naive und sentimentalische Dichtung“ in die Tiefe und Schönheit der philosophischen Gedankenwelt Schillers einführte.

Und erst unser Philologe Prof. Liesegang! Er hat das geläufigste und klarste Latein gesprochen, das ich jemals gehört habe, hatte Liebe zum Fach und uns Jungen, Schlagfertigkeit und gelegentlich etwas bissigen Humor, der ihn zu unser aller verehrtem Lieblingslehrer machte. Er hatte den Spitznamen „Vatter“. Das kennzeichnete ihn.

Wie gern hätten wir unter ihm Horaz gelesen! Leider hatte sich der alte Direktor das vorbehalten. Ich argwöhne, daß unser alter „Pummel“ sich für den berufensten Interpreten des geistvollen römischen Lebenskünstlers gehalten hat. Das ist er, weiß Gott, nicht gewesen, die alte, gute, trockne Pedantenseele! Unter seinen Händen wurden Plato, Sophokles und Horaz zu Lederlappen gerbt. Es gab, gibt und wird immer wieder geben solche sünd- und geistig bresthafte Bildner, die rücksichts- und schonungslos auf die begeisterungsfähige Jugend den Meltau ihres trostlos welken Ingeniums streuen, statt daß sie auf administrativem Wege in die Bergwerke Sibiriens verschickt werden.

Ich pflegte die Oden des I. Buches nicht zu präparieren, da ich sie schon in Moers gelesen hatte. Um die Form zu wahren, war ich aber Besitzer eines Präparationsheftchens in approbierter Form mit sauberen aber leeren Blättern. Das sollte mein Verhängnis werden!

Ich ruhte auf meinen kleinen Lorbeerblättern in schöner Seelenruhe aus, denn ich hatte in der vorigen Stunde das meinige an Horaz getan und dafür eine voll genügende Zensur auf mein „Habet“ in des Direktors Nummerbuch gebracht. Jetzt hatte ich erfahrungsmäßig für mindestens einen halben Monat Schonzeit. Ja Kuchen! Plötzlich werde ich aufgerufen. Alles staunt, ich am meisten. Aber was hilft hier Mund spiken, es muß gepiffen werden. Und ich pfeife los und bringe mein Pensum zu glücklichem Ende. Da fällt es mir Unglücksraben ein, triumphierend zu lächeln, und dem Unglücksraben von „Pummel“, bei jäher Umkehr dies verdächtige Lächeln zu bemerken. Mit hochgezogener Stirn kommt das Verhängnis näher, langbeiniger Spinne vergleichbar. „Worüber lachst du?“ grollt Pummel in den Kehllauten seines Stammes. Schweigen meinerseits. — Wiederholte Frage, aber lauter, und lautlos schleicher Schritt näher. Schweigen meinerseits. — Zum drittenmal dieselbe Frage aber schon im Diskant, — ragend und drohend steht das Verhängnis vor mir. Eine Affektsteigerung ist unmöglich. Die Klasse sitzt lautlos. Etliche Bösewichter laufen blau an vor verhaltenem Grinsen. Um die verfahrenere Situation zu retten, gestehe ich, gelächelt zu haben, weil ich mein Pensum zu Ende gebracht, ohne präpariert zu haben.

„Wa-as! du hast nicht präpariert?! Vokabularium her!“
Pummel blättert in dem leeren Oktavheftchen, wirft mir Droh-

Basilisten-, Gorgonenblöde zu und schnaubt mich mit der Frage an: „Weißt du, wohin das führt?“ Ich wußte es nicht. Auch auf die wiederholte Frage wußte ich es noch immer nicht. Und da kam's: „An den Galgen! Auf's Schafott!“ Es war einfach erschütternd, einen wie geringen Eindruck diese Voraussage auf mein verhärtetes Gemüt machte. Ich hatte nie darüber gegrübelt, in welcher kriminellen Kausalverbindung eine nicht präparierte und doch bewältigte Horazode mit Galgen und Schafott steht. Ich weiß es bis heute nicht und warte der Dinge.

Das Ende vom Liede war: Es flog mir das Büchlein in's Gesicht, und ich war auf längere Zeit erledigt und für den Direktor Luft.

Mit lächelndem Behagen gedenken wir auch unseres Lehrers des immer stiefmütterlich behandelten Französisch und seiner krampfhaften Bemühungen, uns hinter die interessante Schönheit der Subjunktive in so häufig im praktischen Leben vorkommenden Sätzen zu bringen wie: „O daß du mich ihm und ihr doch vorgestellt hättest!“

Gegen Ende der sechziger Jahre war am Niederrhein noch viel zu merken von dem aufrührenden Treiben des begabten Juden Ferd. Lassalle, den ich selbst noch als 14jähriger Knirps kurz vor seinem Schlußduell in einer Volksversammlung gesehen habe, zu der mich blöderweise ein Onkel mitgeschleppt hatte. Einzelne Lehrer des Gymnasiums standen in dem Rufe, ihm nicht ferngestanden zu haben; sie waren aus dem Grunde nach oben sehr verdächtig, nach unten, d. h. bei uns Primanern interessant, und es dauerte nicht lange, so waren einige von uns geschworene Jünger des Mannes, dessen Schriften wir lasen und dessen Stil wir in unseren Aufsätzen nachzuahmen für Pflicht hielten; auch färbte er auf uns etwas rötlich ab; das verging aber bald.

Meine 18 Jahre und die Lektüre von „Werthers Leiden“ ließen es mir durchaus notwendig erscheinen, mich zu verlieben, die Wirkungen dieses Affektes, wie sie so köstlich in Schillers Glocke geschildert sind, auch in meinem Herzen erzittern zu lassen und zwischen den Gegensätzen des himmelhohen Jauchzens und der Todesbetrübnis zu pendeln.

Eine Lotte war bald gefunden; das herzige, seelengute Mädel, das ich mir erkoren, hieß wirklich Lotte und hat mich in ihrer heiligen Unschuld lieb, so lieb gehabt!

Der Flirt zerrann bald, wie unbeschreiblich lieblicher Frühlingsblumenduft zerrinnt in rauh-brutaler Zugluft, und doch sind mir jene Stunden aus dem dummen goldenen Zeitalter im Jugendparadiese gebenedeit, und das liebe gute Kind geht noch jetzt durch meine Träume.

Und so kam die Reifeprüfung heran. Wir gingen ihr mit gemischten Gefühlen entgegen: Die auserwählte Schar von künftigen Theologen, die sich schon in den Primen als Wingolfembryos fühlten und Muster Schüler waren mit einem Stich in's Pharisäische, mit frommer Zuversicht, wir andern mit erwartungsvollem Zagen und ich besonders mit trübem Blick auf meinen mathematischen Schönheitsfehler.

Eine volle Woche von morgens früh um sechs, bis daß das Glöcklein zwölfte schlug, ging drauf mit dem Bau des deutschen, lateinischen und Religionsaufsatzes, der griechischen und lateinischen Übersetzung aus recht schwierigem und fallenreichem deutschem Diktat, der Übertragung einer Charakteristik des Holländers „als eines Kerls mit Fischblut“ von E. M. Arndt in's geliebte Französische und der Lösung der mathematischen Aufgaben, die mich mit abgrundtiefen Rätselaugen anstarrten.

Auch diese Tage gingen vorüber. Der Allgemeinerfolg befriedigte. Der Ausfall meiner schriftlichen Prüfung war stark „über mittel“, aber in der Mathematik sehr stark „unter mittel“. Ich hatte die Rätsel nicht raten können, „Davius sum, non Oedipus“.

Damit wäre ich nach damaligem Zug und Recht im ganzen Examen durchgefallen, Wiederholungen hätten zu demselben Resultate geführt, waren also wirklos, und so kam Prüfungskommission und Provinzial-Schulkollegium zu dem Kompromiß, der wie alle Kompromisse inhaltlich nichts klärte, daß ich das mündliche Examen mitzumachen habe. Hierbei mißhandelte ich auf das schonungsloseste eine quadratische Gleichung und leuchtete erträglich in den übrigen Fächern. Dieses Resultat hatte die Kommission auch schon vorher gekannt. Wozu also die Quälerei? Aber man hatte das „Gesicht gewahrt“.

Bei der Verkündigung der Namen derer, die gewogen und schwer genug befunden waren, wurde ich nicht genannt, ich hielt mich also für geliefert. Erst nach längerer Kunstpause erklärte der Geheimrat Landfermann als tgl. Kommissarius folgendes: „Dann hat noch das

Zeugnis der Reise erhalten: Gustav Adolf Peter Bodé (auch der Geheimrat legte einen demütigenden Nachdruck auf „Peter“), aber unter einer Bedingung: Sie haben mir in meine Hand zu geloben und zu versprechen, auf der Universität keinesfalls Mathematik zu studieren!“ Ich habe das Versprechen gegeben und gehalten.

In jenem Augenblick habe ich den Eindruck des Humors, unter dem alle auf meine Kosten standen, nicht ganz teilen können: Ärger und Gefühl der Blamage schlugen den Humor bei mir auf den Kopf. Aber schließlich: Ich war durch, und nun wollen wir weiter sehen!

Als wir uns dann beim Entlassungsaktus zum letztenmal zusammenfanden und die Spätsommer Sonne ihre letzten Strahlen in die feierliche Aula warf, und der Direktor herzliche Mahn- und Abschiedsworte zu uns sprach, und mit letztem Blick und letztem Druck der Hand von uns schied, und wir Jungen mit letztem Gruß uns trennten, da ward das Herz schwer im Trennungsweg, und oft noch gedenken wir der alten Aula, die uns Sonnengold auf den Abschiedsweg warf, als wollte sie uns den Wunsch nachrufen:

Sei Sonne in eurem Leben!

II.

Ungetan mit dem Zeugnis der Reife, ausgerüstet mit 75 Taler für das erst Halbjahr, die mir vom Bürgermeister, als dem Vorsitzenden der „Fundationskasse“, mit der Bemerkung gezahlt und begleitet wurden, man habe mit Befremden zur Kenntnis genommen, daß ich nicht Theologie studieren wolle, und mit lieben Zukunftswünschen meiner Eltern versehen, zog ich also Michaelis 1869 zur alma mater Bonnensis.

Der Akt der Immatrikulation vollzog sich unter Prof. Heinrich von Sybel als rector magnificus mit einer gewissen Feierlichkeit, die in Sybels Natur lag. Sie teilte sich uns neuen akademischen Bürgern mit, und wir betrachteten und behandelten uns selbst nunmehr mit Hochachtung.

Bei mir hielt dieses Gefühl nicht lange an: Schon vor dem „schwarzen Brett“, auf dem hinter Drahtgittern furchtbar gelehrte Dinge von furchtbar gelehrten Professoren und Dozenten lateinisch und deutsch angepriesen wurden, bekam ich einen kleinen Schwindelanfall. Da hatte man nun die Wahl und die Qual. Ohne in der Prima einen Rat über die Auswahl des für den Beginn des Studiums zuträglichsten geistigen Futters bekommen zu haben, stürzt man sich auf das „nutrimentum animi“, wie eine hirtelose Schafherde auf lockendes Klee- und Weizenfeld und bekommt gefährlichste Blähungen.

Ich hatte mir zwei Duzend Stunden Vorlesungen gefährlicher Art aufgeholt und kam bald zu der felsenfesten Überzeugung, ich sei hoffnungslos dumm für das Studium. Und als ich, um mir Trost und Ermutigung zu holen, Simrocks Faustvorlesung besuchte und auch hier dürre Weide fand, da floh ich entsetzt auf meine Bude und rang verzweifelt die Hände in Schmerzensweh, wie die eingebildeten in ihrem Gefühl so schmachlich verratenen Verliebten Henry Heines. Diese Verzweiflung löste sich aber bald auf in dem zähneknirschenden Entschluß, mich einmal bildschön zu betrinken. Gedacht, getan! Und da es nicht gut ist, daß der Mensch allein trinkt, so gesellte sich zu mir ein Bekannter von dem Progymnasium her,

der bei der Landsmannschaft Teutonia als Fuchs eingesprungen war; zu ihm kamen mählich Leute derselben grün-rot-goldenen Farben, und am nächsten Morgen fand ich Deckel und Fuchsband der Teutonia fein säuberlich auf dem Tischchen liegen. Ich war gerettet.

Mein Leibburſch, der später als Professor an der Bonner Universität gewirkt hat, revidierte sichtlich entsezt mein Vorlesungsverzeichnis, strich schonungslos zusammen und suchte mit mir für mich passendes aus. So gewann ich mein Selbstvertrauen wieder. Unser Fuchsmajor war unerbittlich in den landsmannschaftlichen Dingen, unerbittlich aber auch in dem Besuch der Vorlesungen und Übungen seitens seiner Füchse, und er konnte bei solchen Gelegenheiten von goldner Derbheit und Deutlichkeit werden.

Die Verbindung gab uns jungen Dachsen Rückgrad, regelte das Auftreten nach außen und bot uns etwas, wofür gleiche Begeisterung uns brüderlich einte. Das Verbindungsleben kann sein und ist oft eine Freundschaftschmiede für's Leben, und ich gestehe ohne Bedenken, daß ich am Viertisch, wenn die älteren Leute verschiedener Fakultäten manchmal „flugschnadten“, mehr Anregung gehabt habe, als in den Vorlesungen „doctissimorum professorum“; mit allem schuldigen Respekt sei das gesagt!

Leider gestatteten meine wirtschaftlichen Bedrängnisse kein Verbleiben in der Landsmannschaft. Aber ich habe mir die Liebe zu ihr bewahrt, und „on revient toujours à son premier amour“, wie sich das im hohen Alter erweisen sollte.

Am philologischen Himmel leuchteten damals zwei Sonnen, Usener und Bücheler, bei deren Namen noch heute jedes zünftige Philologenherz in Ehrfurchtschauern erzittert. Neben ihnen kreisten lichtschwächere Sterne. All dies Licht leuchtete so, daß mancher Blick sich abwandte, von Augenschmerz gepeinigt. Das Licht wärmte nicht. Es war die wonnige Zeit der Textkritik. Als handle es sich um der Seele Seligkeit, so wurde um die Möglichkeit gerungen, einer ergrübelten Konjunktur in einem Schriftsteller zu Anerkennung und Sieg zu verhelfen. Und war das einmal gelungen, dann herrschte stolze Freude, wie bei geistig nicht so Auserwählten, wenn sie den ersten Hasen geschossen haben.

Zu Useners Füßen saß die sog. Nassauerclique — Usener war, wenn ich nicht irre, Nassauer von Geburt — eine im Seminar von der profanen Außenwelt vornehm abgeschlossene Gesellschaft attisch

angebleichter Geister, die Bruthähnchen für den Zukunftsbedarf deutscher Universitäten an philologischem Lehrpersonal im Sinne des Meisters.

Ich habe nicht den Eindruck gewonnen, daß die betreffenden Schriftsteller durch die neuen Konjekturen wesentlich gewonnen hätten, und habe mich oft darüber gewundert, daß der treffliche Erasmus und seine zeitgenössischen Kollegen zwar keine revidierten und emendierten Texte der griechischen und lateinischen Schriftsteller, dagegen die umfassendste und staunenswerteste Kenntnis der antiken Welt und ihrer Sprache besaßen. Der philologische Betrieb auf den Universitäten konnte und mußte das Bild nahebringen, als suchten viel eifrige Kleinarbeiter die farbigen Steinchen zu einem prächtigen Mosaikgemälde auf und fügten sie zu Linien und Einzelstückchen zusammen, ohne auch nur die Ahnung oder den Wunsch zu haben, das wunderherrliche Totalbild jemals genießend zu schauen. — Und so blieb uns das Altertum eine verschwommene Welt, bevölkert von blutlosen Schatten. Andererseits will ich keineswegs leugnen, daß die beiden philologischen Größen uns in Vorlesungen und Seminar manch fruchtbare Anregung gegeben haben, die da reifte je nach der Eigenart des Bodens, auf den der Same fiel. Im übrigen aber gruben die meisten als Wagnergeister nach Schätzen und waren froh, wenn sie Regenwürmer fanden.

Von Schliemann und seinen so vieles umwälzenden Ausgrabungen haben wir in den Vorlesungen kein Sterbenswort gehört, der Mann gehörte nicht zur Zukunft.

Mit graufender Bewunderung übrigens habe ich oft den wahrhaft dämonischen Scharfsinn, die Gewissenhaftigkeit und Treue auch im Kleinen bei der Forschungsmethode und die unbestechliche Wahrhaftigkeit der beiden großen Philologen bewundert, wie auch das Riesengedächtnis des kleinen trippelnden Theodor Bergk mit seinem lieben, weltabgewandten Gelehrtengezicht, der in jeder Minute mehr vergessen konnte, als wir in unserem Leben gelernt hatten. Sie alle waren gleich dem seltsamen Alexandrinischen Gelehrten „Männer mit ehernem Sitzfleisch“. Was hätten diese Männer nicht alles schaffen können, wenn sie nicht an der Lüpfung des verschimmelte Vergangenheit verhüllenden Schleiers sich abgequält, sondern am „tausenden Webstuhl“ der Gegenwart geseßen hätten. Was wären das für neues schaffende Kerle gewesen!

So verbrecherische und unheilige Gedanken stiegen gelegentlich in meinem abtrünnigen Kopfe auf; ich äußerte aber dergleichen vorsichtigerweise nicht und hätte sie vielleicht besser auch hier verschwiegen, denn gekreuzigt werden ist ein hundsöttischer Tod.

Und draußen brauste das Leben.

Das alte ehrliche Rom hatte wieder einmal dem „common sense“ der christlichen Welt eine ganz erstaunliche Zumutung gestellt: den Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er „ex cathedra“ spricht. Schon das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria war ein starkes Stück gewesen, das an die gynäkologische Wissenschaft sehr große Anforderungen stellte, aber jetzt von einem ökumenischen Konzil sich den Glauben diktieren zu lassen, daß der Papst gleich dem lieben Gott unfehlbar sei, wenn er vom „Stuhl“ aus rede, das schien zunächst selbst den verstocktesten Gläubigen über das Ziel hinauszuschießen.

Es ist merkwürdig, daß solche dogmatischen Knifflichkeiten fast ausnahmslos auf deutschem Boden oft unter größter Gewissensnot und mit Blut und Eisen zum Austrag gebracht werden; der „Genius“ der romanischen Völker ist auf diesem Gebiete fixer und flüssiger, es kommt ihm auf ein bißchen mehr an Dogmen gar nicht an, mag ihr Inhalt auch weit jenseits aller Logik und Erfahrung liegen; credit quia absurdum est.

Ich bin herzensfroh, daß ich nicht dienstlich genötigt war, mich für oder gegen die Infallibilität des heil. Vaters zu entscheiden; mochte er reden auf dem Stuhl in pontificalibus sitzend oder neben ihm stehend in der tunica vaticana, mir war das alles Gefuba, ich brauchte mir auch meinen Kopf nicht mit der Lösung der vielleicht ganz interessanten Frage zu zerbrechen, aus welchen kirchenpolitischen oder anderen Geheimgründen die Unfehlbarkeit des Papstes eine so unumgängliche Notwendigkeit gewesen ist. Ich war neutral und „desinteressiert“.

Mehr noch als München war Bonn der Mittelpunkt des entbrennenden Kirchenstreites. Eifrig besuchte ich die Kollegien der katholischen Theologen, die im Mittelpunkte standen; ich hatte sogar das Glück, einige Male im Hause des altkatholischen Bischofs Reinkens verkehren zu dürfen. Auch in den kleinen Kreis der Studierenden, die bei dem wohlwollenden und rheinisch-humorvollen, als Philosoph wie als Theologe gleich bedeutenden Prof. Knote verkehrten, kam

ich hinein; mein Luthertum machte keinen Unterschied. — Hier habe ich es mithören und sehen können, wie der Mann unter dem entstehenden Schisma gelitten hat.

Ich muß hier leider das sakrilegische Geständnis ablegen, daß ich mich damals für die Beobachtung dieses Kirchenstreites mehr interessiert habe als für die Lösung der homerischen Frage, Aristarchs kritische Tätigkeit an dem Homertext oder der Theorie des „Nomos“.

Und da ich eben beim Gestehen bin, so sei auch noch erwähnt, daß ich juristische, nationalökonomische und andere Kollegia, die mir als Philologen, der nicht viel Zeit zu verlieren hatte, fern hätten liegen sollen, fleißiger besucht habe als die Fachkollegia. Es war ein Jammer! Und dazu kommt, daß ich „sauberes Früchtchen“ das nicht einmal bedauerte oder später bereut habe. Schauderhaft! höchst schauderhaft!

Die so hoffnungsvoll begonnene altkatholische Bewegung verplätscherte bald und stagniert jetzt. „Wer kann gegen Gott und Groß-Romgorod,“ sagt der Russe. Roma locuta, res finita est. Rom hat gesprochen, die Sache ist zu Ende! Die größten Geister der Opposition haben sich bald „löblich unterworfen“, laudabiliter se subjecerunt und Roma ultramontana-aeterna. Die Sache war aus, abgetan!

Die mächtigen Wogen des Weltgeschehens sollten bald die friedsame Stille des gelehrten Kleinbetriebs der Universität überfluten.

In den Julitagen 1870 zitterte Metallklang in der heißen Sommerluft. Paris war nervös. Dazu genügt oft eine Bagatelle.

Und als eine politische Bagatelle galt einem jeden ruhigen Menschenkinde jener Tage der spanische Plan, die Krone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zu übertragen. Was ging dieser Plan die Nase Frankreichs an?

Jedoch Frankreich witterte Unrat und Intrigue, weil es wittern wollte; dabei war nichts zu wollen und zu machen.

Die ersten Krakeelreden in der französischen Deputiertenkammer fand man in Deutschland mehr possierlich als ernst zu nehmen. Bei der Doppelnatur des Franzosen — halb Tiger, halb Affe — wurde angenommen, daß in der Sommerhitze das Affennaturell zu dummen Mutwillstreichern treibe, und man lachte über das Paris des gamins.

Das Lachen verging aber bald, als am 13. Juli die Emser Begegnung zwischen König Wilhelm und dem unerfrorenen kleinen französischen Botschafter Benedetti sich abgespielt hatte.

Bei der studierenden Jugend traten die politischen Faktoren durchaus in den Hintergrund vor der grimmaufpeitschenden Empfindung, der französische Fant habe es gewagt, den erlauchten König und Herrn zu beleidigen. Ein unausstilgbares Erbstück altehrwürdigen Vasallengefühls! So traf denn auch das bald in allen Buch- und Papierhandlungen ausgestellte und massenhaft gekaufte Bild das Gefühl der Jugend: König Wilhelm und Napoleon zur Mensur antretend mit abgetretenen Sekundanten und doch noch ritterlich die Kapiere voreinander senkend. Und der Kladderadatsch brachte das furchtbar wahre Bild: Napoleon III. fährt seinen eigenen Leichenwagen auf letzter Fahrt. — Jetzt wurde es ernst.

Die Auditorien leerten sich, und als einzelne Pflichtathleten noch bei Prof. Megidy hören wollten und sich schüchtern im Hörsaale versammelten, da hauchte der Professor, der zufällig gesträubten Haares vorbeikam, die Leutchen schmetternd an: „So, Sie haben noch Lust zu hören? Ich aber keine Lust zu reden! Morgen, meine Herren!“ Es war nichts mehr zu wollen, Minerva setzte sich die Weisheitsmütze vom Kopf und stülpte die Sturmhaube auf.

Am Nachmittag eines dieser kritisch gespannten Tage hielt es mich und andere Kommilitonen nicht mehr in der Enge der Stadt, wir sehnten uns nach Höhenluft, nach Weite.

Der Dampfer brachte uns bald nach Königswinter. An Bord befand sich eine laute Gesellschaft von Belgiern, Franzosen und Holländern, die damals zahlreich in Bonn studierten und sich in diesen Tagen der politischen Spannung noch enger zusammenschlossen. Sie parlierten auf das ungenierteste, die Holländer mittenlang, die Mynheers schwärmen nun mal für den windigen Genius Frankreichs, denn „die Gegensätze berühren sich“. Auf unserer Seite herrschte Stille und finstere Entschlossenheit; wir saßen getrennt und musterten uns mit wenig Liebenswürdigkeit im Blick.

Von Königswinter ging's durch Waldeinsamkeit zur Spitze des Ölbergs, den dazumal noch ein unscheinbares Häuschen verunzierte, wo, wenn es gut ging, Selters und Milch zu bekommen war, eine leidige Tatsache, die den höchsten Gipfel des Siebengebirges nicht zu einem beliebten Ziel- und Aussichtspunkt für deutsche Studenten machte.

Uns lag in dieser Nacht nichts an Selters und Milch, seltsamerweise auch nichts an Alkohol. Wir waren, wie es im heutigen Mode-deutsch heißt, anders „eingestellt“.

Nach Volkszugehörigkeit wurde in getrennten Gruppen bergan gestiegen. Die Französlinge natürlich voran, wie sich's gehört. Wir Deutschen bleiben bei jedem Völkerwettbewerb um mindestens eine Pferdelänge mit Willen und Bescheidenheit zurück. — Ich kenne einige Völker und Sprachen, habe aber nirgends ein Sprichwort gefunden so nichtswürdigen Inhalts wie das deutsche „Mit dem Hut in der Hand, kommst du durch's ganze Land“.

Raum waren wir auf dem Berggipfel angekommen, siehe, da entstieg dem wogenden Nebelmeer die Sonne in siegender Pracht, und fernabdunkelnd wichen die feuchten Schwaden zu Tal.

Da traten die Fremden auf die kleine Veranda und schmetternd entwich ihnen der aufreizende Sang der Marseillaise. Wir warteten natürlich artig, bis der letzte Ton verhallte. Drauf traten die Leutchen zurück, zu ihrem Heil ohne mit dem Rockärmel einen von uns zu streifen. Das wäre das Signal gewesen zum ersten blutigen Kampfe in dem sich anbahnenden Völkerringen. So kamen sie ungerupft davon, und wir stimmten mit mehr Stimme als Wohlklang die „Wacht am Rhein“ an; die andern aber entwichen. Erst auf dem Dampfer sahen wir sie wieder. Sie waren stiller geworden.

Beim Abstieg in die noch dämmernden, nebeldurchwogten Waldtäler des Siebengebirges konnte es unseren erregten Sinnen scheinen, als zaubere Frau Saga aus dem quirlenden grauen Nebelmeer Gestalten gespenstiger Rösse und Reiter, die da rheinwärts jagten, fluchauf, fluchab; auf dem Falben sprengte dahin Herr Dietrich von Bern, mit hallendem Kampftruf die Männer weckend zum Streit und jauchzendem Sieges- und Todesprung auf grüner Heide dort drüben im Wasgenwalde.

Voll zitternder Erregung betraten wir wieder die Straßen der Stadt.

Hier hatte sich alles gewandelt: An den Straßenecken der Mobilisierungsbefehl; in den Straßen und Gassen Volksgewimmel und leuchtende Augen; überall flackerte das Schutz- und Trutzlied vom Rhein empor, dazwischen das wilde Preußenlied. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, sprach den Schwertsegen.

Ja, alles hatte sich im Laufe eines einzigen Tages gewandelt. Sogar die Borussen, die dort auf dem Markt auftauchen, sehen anders aus: Ihre Gesichter, die für gewöhnlich die feudalen Bügelfalten künstlicher Geheimräte und Exzellenzen um Auge, Nase und Mund schon andeuteten, gleichen auf ein Haar den andern, und der sonst so abgemessen sitzende weiße Stürmer ist unkommentmäßig nach hinten gerutscht und läßt die Stirn frei, auf der Begeisterung loht. Ja, sie tauschen sogar mit uns Gruß und Handschlag und Umarmung. Und die Offiziere der vornehmen Königsjuzaren erscheinen und tun desgleichen. Es geschehen Zeichen und Wunder in der Schichtung der Menschen, wenn vaterländische Begeisterung alles potenziert.

Und auf dem Marktplatz wurden die Krummsäbel geschliffen.

Es waren heilige Tage!

Wir meldeten uns sofort zum Eintritt und erfuhren auf der Kommandantur, daß es uns aus mehr als einem Grunde unmöglich sei, als Freiwillige in das Juzarenregiment einzutreten. Wir machten uns also flugs auf den Weg nach Köln, um hier eingereiht zu werden.

Vielen von uns Studenten aus Bonn gelang das, mir leider nicht.

Voll Groll und fest davon überzeugt, daß die preußische Heeresleitung diesen Mißgriff noch sehr bedauern werde, reiste ich nach Hause und mußte es geschehen lassen, daß bei Weißenburg, Wörth und Spichern ohne mich gesiegt wurde.

In der Vaterstadt sahen mich die älteren Bürger, die von Einberufung nichts zu fürchten hatten, mißbilligend an, ich mich selbst ebenfalls; deshalb begrüßte ich mit Jubel das Angebot unseres Landrats, mir einen Empfehlungsbrief an einen ihm befreundeten Oberst in Düsseldorf mitzugeben, auf Grund dessen ich zweifellos beim Ersatzregiment „Königin Augusta“ werde aufgenommen werden.

Verlaßt Euch nicht auf Landräte, es sind auch Menschen!

Meine lieben guten Mtings rüsteten mir in stolzer Abschiedstrauer ein Maßl. Peter zog in die Fremde. Natürlich „Peter“! Ich gedachte meines fatalen letzten Vornamens und mir schwante böses.

Der landrätliche Empfehlungsbrief öffnete mir nicht den Zugang zu einem glänzenden militärischen Aufstieg: Ich wurde mit freundlicher Entschiedenheit abgewiesen, und der Unglückspeter kehrte

zurück und wurde von Vater und Mutter mit geknidtem Stolz aber doch liebevoll in Empfang genommen.

Es blieb mir nichts weiter übrig, als wieder zur Hochschule zu gehen.

Im November aber erhielt ich plötzlich den Einberufungsbefehl. General v. d. Tann hatte vor der französischen Loire-Armee Orleans zeitweilig räumen müssen. Jetzt hatte man mich natürlich nötig.

Es gibt Augenblicke im Menschenleben, in denen das Gedächtnis auf ein totes Geleise geraten ist. So ist bei mir mein Aufenthalt in der Festung Wesel ein Vakuum; nur ganz dunkel erinnere ich mich einer unschönen Soldatenmütze, die mich als einziges Monturstück von der blöden Zivilistenherde sonderte, und der Regimentsbäckerei, wo ich zu tun gehabt haben muß, was — das mag der Teufel wissen! Jedenfalls muß aber meine kurze Dienstzeit nichts einschneidend wichtiges gezeitigt haben; im Generalstabswerk finde ich keine Silbe darüber verzeichnet. Nach 13 Tagen glaubte man militärischerseits meiner enttaten zu können, und bald hatte mich die alma mater wieder.

Und die Zeit eilte weiter. Draußen im Felde wurde gekriegt und gesiegt, und daheim wurden die Siege begossen und wurde schwadroniert, besonders auf den Hochschulen; die Zivil-Moltkes schossen wie Pilze auf, Bismarcks in Westentaschenformat waren in den akademischen Lesezimmern und auf den Bierbänken Massenartikel. Alle wußten alles besser. Das ist in Deutschland so der Brauch.

Ich hatte es mittlerweile in Bonn zum Aufsichtslehrer mit Unterrichtsverpflichtung an einem Privatlehrinstitut für strebsame englische Jungen gebracht. Das Institut hörte bezeichnenderweise auch auf den Titel „English establishment“ und hatte weniger pädagogische als pekuniäre Ziele. Der Unternehmer hieß Mr. Thomas, Thomas schlecht hin ohne jegliche Titelverbrämung. Er hatte dergleichen Außerlichkeiten nicht nötig, denn er war groß von Gestalt, aufdringlich fett, war — wie er sagte — Geheimschreiber bei einem der beiden Schlegel gewesen und wußte — wie er sagte — „more than the archbishop of Canterbury“. Jedes Halbjahr reiste er nach England, um — wie er sagte — Rekruten für sein Etablissement zu werben, und brachte mir jedesmal einen Regenschirm aus dem nebeligen London mit, der durch seine ver-

blischen-mattgrüne Seide die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich lenkte. Ich habe es dienstlich bis auf drei Stück gebracht, die ich vorzüglich in unscheinbaren Bierstuben umliegender Dörfer stehen ließ. Gott sei Dank, ich habe davon keine weiteren Unannehmlichkeiten gehabt.

Von Rechtswegen hätte ich beim Antritt dieser beneidenswerten Stelle Englisch können müssen. Ich lernte es von den Jungen, und an verbissenem Fleiß ließ ich es nicht fehlen. Nach sechs Wochen unterrichtete ich in englischer Sprache; es war auch darnach, aber im Lauf der Zeit ging's. Es wäre sündhaft, behaupten zu wollen, mein pädagogisches Wirken an den Seelen der englischen Jugend in Mr. Thomas' establishment sei von Erfolg und Segen reich gekrönt worden, ebenso sündhaft aber wäre die Behauptung, daß freie Station, 5 Taler monatlich und ein verschossener grüner Regenschirm halbjährlich ein würdiges Entgelt seien für 5—6 Stunden täglicher Arbeit und die Verpflichtung, die zylinderbehaupteten englischen Taugenichtse sonntäglich zum englischen Gottesdienste zu geleiten. Leistung und Bezahlung waren einander wert.

Die Disziplin unter diesen künftigen Weltherrschern aufrecht zu erhalten, war übrigens keine Kleinigkeit. Mein Vorgänger war von den Lämmeln mit Brachialgewalt behandelt worden. Ich war also vorbereitet. Und als bei einer Gelegenheit merry young England boxerische Anwandlungen auch mir gegenüber zeigte, fauste mein schöner Dedicationsstoß auf den Schädel des längsten werdenden gentleman; der Stoß zerbrach, dem Britten lösten sich die Glieder, er blutete stark, und als er sich wieder erhob und die Hand an der Hose wischte, sah er mich mit Hochachtung an, die Kameraden auch, und jeder sprach „I beg your pardon“: Hau den Engländer vor jeder Verhandlung zuerst in seine Zähne oder zeige ihm jedenfalls deine eigenen, und du hast leichteres Spiel und seine Achtung!

Die englischen Jungen haben mich oft blutig geärgert und mir neidische Bewunderung aufgezwungen, wenn diese jungen Bengel schon in Kniehosen von Britannien als der Königin der Völker, von dem gottgewollten Weltherrscherberuf Englands und der Minderwertigkeit anderer Menschen schwagten, ohne das leiseste Gefühl der Beleidigung anderer zu haben, sondern in naivster Unverfroren- und Unverschämtheit. Ein gesegnetes Nationalbewußtsein! Und wir Deutschen?! Wir werden es nie erjagen, Gott sei's geklagt!

Das für das Universitätsstudium seitens des Stipendiums von 150 Taler vorgesehene Triennium ging zu Ende.

Die Zeit läuft ungebeten weiter, ein Stipendium nie, und magst du noch so bitten und die zureichendsten Gründe für Weiterzahlung ins Feld führen. Zeit und Stipendium haben nur eins gemeinsam: sie sind unerbittlich.

Ich hatte meinen Studienbetrieb, um mich volkswirtschaftlich auszudrücken, horizontal eingerichtet, nicht vertikal.

Das ist mit Rücksicht auf hurtige Staatsexamina unvorteilhaft. Für Leute, die in der Wahl ihrer Eltern nicht die pekuniär empfehlenswerte Vorsicht beobachtet haben, sind schnelle Schlußexamina und Zahl der approbierten Fakultäten wertvoller als Studium.

Ich mußte mich also nach einer Tätigkeit umtun, die mich auf eigene Füße stellte und ermöglichte, alle Interessenten meiner Person durch das Doktor- und Staatsexamen mit aner kennender Befriedigung und daraus resultierender Wertschätzung zu erfüllen.

Mein erster Versuch mißlang glänzend.

Ich sollte Hauslehrer werden.

Als solcher hast du es aber nicht bloß mit den nur in Ausnahmefällen begabten und netten Hausöhnen und Haustöchtern zu tun, sondern auch mit dem Hausvater und der auch nur in Ausnahmefällen netten und verständigen Hausmutter. Besonders wenn dies eine Engländerin ist. Dann kann die Sache tragisch werden. In meinem Fall wurde sie tragikomisch.

Der Mann war Kaufmann, Deutscher und reich geworden; die lady war also Engländerin, unwahrscheinlich blond und abweisend. Die fünf Kinder verzogen und sonst wie eben Kinder sind. Gesprochen wurde meist englisch, und Er trug sich auch englisch. Natürlich!

Deutschen Beamten aller Befoldungsklassen sollte es ein für allemal und am besten den Deutschen überhaupt verboten und dieses Verbot in der Verfassung „verankert“ werden, Ausländerinnen zu heiraten: Der deutsche Mann ist in der Ehe immer und ewig „pars minoris resistentiae“. Er wird mit Leib und Seele Ausländer, doch sie bleibt, was sie war. Beispiele von Kaisern, Botschaftern und Menschen beweisen das. Beim deutschen Weibe ist's leider ebenso: Mit dem Gürtel und dem Schleier reißt das Deutschtum entzwei bei niedrig und hoch, und die deutschen Fürstenhöfe

waren zur Zeit „Gestüte für Großfürsten“. Volkstum und Glaube waren für eine Krone oder ein Krönchen feil.

Als ich im Vorfrühling 1873 meine Stelle antrat, wurde ich in der schönen Villa in Homburg, was Mrs. nur „Hombourg ès Mont“ nannte, zum Mittagessen eingeladen, und das taktvolle Ehepaar tauschte in englischer Sprache die Eindrücke über mich aus; es war nicht auf den Gedanken gekommen, daß ich als Student der alten Sprachen englisch verstehe.

Einzige Abmachung war, auf keinen Fall zu schlagen, über seelische Erziehung und Unterricht war nichts vereinbart.

Die englische Gouvernante, ich und die Kinder aßen getrennt von der „Herrschaft“. Bei diesen Gelegenheiten bewiesen die jungen masters zuweilen ihre Wohlerzogenheit durch Frechheiten der Zunge und Fußspitzen gegen „Fräulein“.

Ich wohnte in der Stadt. Die „Herrschaft“ übertrug mir manchmal Besorgung von Briefen, Paketchen u. a. in der Stadt. Der Ton, in dem das geschah, traf meist vorbei, das gab beiderseits Verstimmungen. Ich wies schließlich auf den Hausdiener hin als die geeignetere Persönlichkeit. Diese Hinweisung war ärgerlich und unverständlich, denn Hauslehrer und Gouvernante sind „servants“, nach vielfach in England geltender Anschauung nur graduell verschieden von dem braven Hausknecht. Spannung also war schon da.

Entladung folgte bald.

Der älteste Bengel von etwa 10 Jahren hatte eines Abends beim Essen Fräuleins Gabel absichtlich vom Tisch geworfen. Der Aufforderung, sie aufzuheben, setzte er ein freischend störrisches „no, I shall not“, entgegen, und als die Gouvernante seinen Arm ergriff, um ihm den Weg nach unten zu zeigen, und er dafür ihre Schienbeine mit seinen Füßen bearbeitete, warf ihn eine von mir wohlgemeinte und wohlgezielte Backpfeife neben seine Gabel. Darauf folgte sekundenlanges maulaufsperrendes Staunen, dann Entsetzen und Todesgeheul.

Auf der Treppe überstolperten sich des Ehepaares entsetzte Stiefel und Schuhe. Entgeistert lehnte Mrs. am Pfosten der Tür und schaute auf ihren schreienden, mißhandelten Wurm, und Mr. stand vor mir und wies mit vorwurfsvollem Deutefinger auf das brüllende Häufchen Unglück. Sagen konnte er nichts. Ich sagte auch nichts.

Da klang es heiser vor Erregung: „Well I told you, he is an awfull fellow.“ Madam stand jetzt neben ihrem Gatten, Empörung in Auge und Stimme, und ich darauf: „What is it to you, madam „you had better go into the kitchen.“ Ich finde das weder höflich noch ausnehmend geistreich, aber was soll man machen! Worte und Taten ab irato sind immer aner kennenswert dumm.

Damit war mein Hauslehrertum schon in des Maien Blüthen tagen gekniet, verwelkt.

Das Zwischenspiel hatte am nächsten Morgen noch einen Abschluß, in dem die von der Wand des Jagdzimmers gerissene Peitsche eine gewisse nachdrückliche Drohrolle spielte auf plumpe Bemerkungen hin, die mein deutsches Studententum beleidigten. In solchem Ernstfall gleichen sich scharfe Gegensätze überraschend leicht und schnell aus.

Also auch hier hatte ich mich nicht sonderlich bewährt.

Es war ein willkommener Glücksfall, daß ich, nach Hause lorbeerlos zurückgekehrt, in der Köln. Ztg. die Anzeige des Leiters der „Lehr- und Erziehungsanstalt Birkenruh bei Wenden in Livland“ las, der einen Altphilologen für die oberen Klassen suchte.

Ich bewarb mich und wurde genommen, wie ich ging und stand, auch ohne Garantie des Staatsexamens.

III.

Sm Sommer 1872 hatte ich als Bärenführer meiner englischen Schutzbefohlenen zum ersten Male die schwarzweißen, jetzt schwarzweißroten Grenzpfosten überschritten und war in Frankreich einmarschirt. Vorsichtigerweise zur Zeit der deutschen Okkupation.

Weißenburg mit dem Geisberge und Straßburg, die alte Sehnsuchtsstadt, wurden begrüßt, Nanzig und das so lange jungfräuliche Metz mit seinen ruhmstrahlenden Schlachtfeldern und Sedan, die Hochburg deutschen Heldentums.

Allenthalben noch Spuren des wilden Krieges. Auf den Trümmern von Bazailles wagten selbst meine Engländer kaum zu flüstern.

In Mars la Tour tat ich einen Blick ins Französische. Des Landmanns duftender Segen an der Straße vor jedem Hause, Männer in offenherzigem Hemde von rostfarbigem Linnen, Weiber mit knapp und lieblos verhüllter Büste, die sich kniewärts senkte. In deutschen Dörfern und Landstädtchen war's anders und minder verlottert.

Das trostlose Bild dieses französischen Nestes tauchte wieder vor mir auf, als ich an einem schönen Apriltage 1873 die deutsch-russische Grenze zwischen Eydtkuhnen und Wirrballen querte.

Dort auf deutscher Seite noch hart an der Grenze freundliche Häuser mit roten Dächern, gärtchenumgeben und Blumen vor den sauberen Fenstern; Frühlingsahnen lag auf Wiese und Feld. Friedlich stieg der Rauch aus den Schornsteinen.

Hier auf russischen und litauischen Holzhütten gab's keine Schornsteine, keine ganzen Dächer. Rauch und Regen suchten Aus- und Eingang, wo sie konnten. Die Schindeldächer waren löcherreich, Scheiben alten vertrockneten Schweizerkäses, und dort, wo man gutes Willens Markt und Straßen vermuten konnte, wimmelten Federvieh, Schweine und menschliches Geziefer. Mist- und Ledergeruch. Und in östlicher Richtung dämmerte geheimnisvoll der Ur-

wald. Nichts ahnungsvolles lag auf der Ode. Hoffnungslose Winterstimmung.

Nachdem ich mich nicht ohne Ärger und Mühe durch die Paß- und Gepätschwierigkeiten hindurchgewunden hatte, benutzte ich die Zeit, dieses Eingangstor zum russischen Riesenreiche näher zu beschauen; der oben geschilderte Eindruck trieb mich bald in den Bahnhof zurück.

Damals war das dortige Bahnhofsgebäude noch ein in die unmittelbare Umwelt passendes unschönes und zugiges Holzgebäude. Aber einen Wartesaal erster und zweiter Klasse gab es; der Suchende entdeckte ihn an den internationalen Zahlbezeichnungen I und II und an dem fleckigen roten Bezug, der die Holzbänke anspruchsvoll verhüllte, welche, den Wänden entlang laufend, verwegene Menschen zum Sitzen luden.

Ich setzte mich nicht etwa hin, sondern in den Besitz eines Glases Tee.

Ich hatte Zeit. In Rußland hat man immer Zeit. Hier ist alles, ungemessen, vor allem Zeit. Das muß der Fremde sich zuallererst merken, besonders wenn er es mit beamteten Persönlichkeiten zu tun hat, die irgendwo „dienen“. Und in Rußland „dient“ alles, und alles, was irgendwas bedeuten will, trägt Uniform.

Kommst du also ins heilige Reich mit dem Gedanken „time is money“, so tue den Gedanken ab oder du sinkst bald in ein, ach, zu frühes Grab, denn du gehst elendiglich ein an dem monotonen „sse tschass“, d. h. „im Augenblick“, der natürlich nie oder zu spät kommt, wenn seine Bahn nicht „geschmiert“ wird. Und das kann nicht jeder, denn es ist eine Kunst.

Ich hatte also Zeit und legte mich auf Teetrinken und Beobachten. Und es geschah manches Seltsame.

Mit Interesse verfolgte ich den säbelklingenden Gang eines in siegellackroten Hosen paraderenden Kavallerieleutnants, der den Wartesaal in der Diagonale durchmaß; „hie geht 'e hen, do geht 'e hen.“ Es war einlullend. Der schneidige Kriegsmann hatte am Buffet etwas Warmes bestellt. Das ließ ungebührlich lange auf sich warten, denn der Kellner, der „tschelowek“, d. h. „Mensch“ gerufen zu werden pflegt, hatte die Bestellung mit „sse tschass“ quittiert. Endlich brachte „der Mensch“ etwas kotelettartiges in reichlicher Tünke gebettetes. Was dem in Kowno oder gar Warschau

verwöhnten Leibdragonerleutnant mißfiel, vermag ich nicht festzustellen, kurz — eine schneidige Bewegung und Teller nebst Kotelett und Tunkte glitten an glänzendem Frack und dito Hosen abwärts und lagerten sich kummervoll auf dem Boden. Der „Mensch“ verschwand, mit der Serviette das Fett in sein Gewand reibend. — Ich erwartete einen Auftritt; es blieb ruhig. — Ein Idyll aus Halbasien!

Man glaube aber nicht, daß dergleichen Auftritte am Bahnhof zu den alltäglichen Vorkommnissen gehörten; es war auch dort eine Kultur-Rarität, die nur selten ein Auserwählter erlebt, wenn er ganz besonderes Glück hat beim Eintritt in Rußland.

Auf mich machte das kleine Erlebnis keinen munteren oder einladenden Eindruck, ebensowenig die einander überraschend gleichen Ungestalten verwachsener Juden, um deren unmöglich gestellte Hinterbeine ein flatternder Kasten vergeblich versucht, hosenlöcher-verdeckend zu wirken, während wehmütig wackelnde Baumelzöpfchen eine Bewegung verrieten von innen heraus und animalischen Ursprungs. Diese Gebilde gehören dort in das Landschaftsbild wie Pferdeäpfel auf die Landstraße.

Endlich „tretje swanock“, „drittes Glockenzeichen“ und der Zug entführte mich nach Dünaburg, nach Zugwechsel ging's auf Riga zu.

Deutsch Sprechende Schaffner, immer häufiger deutsche Laute im Abteil, deutsch klang es von den Bahnsteigen der Stationen, der Zug fährt vorbei an ansehnlichen Häusern, Gärten und wohlbestellten Feldern. Was Henker! geht es wieder nach Deutschland zurück? Nein, aber in ein Stück gesegneten deutschesten Landes und Volkes.

Und da bin ich nun in Riga, der alten Hansastadt am breit und gemächlich dem nahen Meere sich zuwälzenden Dünastrom. Weit winkt über die Lande der hohe Turm von St. Peter, das Wahrzeichen der Stadt, und grüßt die See.

Wie durch die Hohe Straße des heiligen Köln so geht sich's durch die Kalkstraße Rigas. Ich fühle mich zu Hause. Nur die auch für kurze Entfernungen gern und viel benutzten lettischen „Fuhrleute“ mit ihren hurtigen Pferdchen und Kleinen, auf allzugroßen Luxus und proßige Bequemlichkeit kein Gewicht legenden Wagen fallen dem Fremden auf. Dafür fährt man aber für 15 Kopeten erstaunlich schnell erstaunliche Strecken und schmunzelt vergnügt,

wenn ein Einheimischer einlädt „in den Fuhrmann zu steigen“, und ihn durch Puff rechts, durch Puff links wortlos dirigiert und endlich durch Puff in den Rücken zum Halten bringt.

Ich muß weiter! Die Strecke von Riga nach Birkenruh bei Wenden beträgt fast 90 Kilometer und muß im Postwagen zurückgelegt werden. Im Postwagen ist Unsinn, auf dem Postwagen! So ein ahnungsloser Deutscher vom Westen denkt sich unter Postwagen ein hohes gelblackertes, ziemlich ungeschicktes, im Innern auf 6 Sitzplätze berechnetes und blau gepolstertes Behältnis mit zugehörigem Postillion, der in zu kurzem und bemerkenswert geschmacklosem Frack mit ziegelroten Brustlagen stecken und einen steifen Ledertopf auf dem Kopf haben muß. — Die Postwagen, die den Landreiseverkehr in den baltischen Provinzen vermitteln, waren schlichter, sozusagen der Natur näherstehend; sie hatten eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den Karren, auf denen die Bäuerlein ihre Feld- und Gartenerträge auf den Markt deutscher Landstädtchen bringen, und die in ihren Mußestunden den Dung auf hungrige Felder abladen. Ein hartes Brett dient als Sitz. Der Wagen hat für anspruchsvollere Reisende Federn; ich hatte auf der Rigaer Poststation einen federlosen Wagen erhalten, den ich zunächst für den gepäckbefördernden Beiwagen hielt. Der lettische Postillion lud mich in internationaler Zeichensprache zum Ein- oder Aufsteigen ein. Jetzt ging meine Prüfungszeit los: zwei volle Stunden, 16 Werst bis zum nächsten Karren- und Pferdewechsel in dem lieblichen Rodenpois. Ich habe zeit meines Lebens für Reisen keinen federlosen Wagen mehr benutzt, der Mensch soll auch billige Rücksicht auf Hinterflächen nehmen.

Und die Straßen Rigas waren mit Kopfsteinen gepflastert, die Alexanderstraße, über welche die Jagd die ersten fünf Werst ging, mit hervorragenden Spitzköpfen.

Menschen, die in neuerer Zeit kopfschüttelnd vor den Malereien futuristischer „Künstler“ stehen und in ihrer Rückständigkeit glauben, daß das alles Ausgeburten betrunkenener oder wahnwitziger Phantasie sei, mögen nur ein einziges Mal auf federlosem Bauerkarren über Spitzkopfpflaster mit der Schnelligkeit lettischer Postgäule jagen, — dann sehen sie so, wie futuristische Künstler sehen: Die Häuser stehen schief und tanzen, die Giebel fallen übereinander, die Menschen auf der Straße machen unglaublich alberne Gesichter

und Bewegungen, der Inhalt der Schaufenster sind wild gewordene Farbenflecke und die Sonnenstrahlen knicken um; bei längerer Fahrt eröffnet sich das Verständnis für Einsteins Relativitätstheorie.

Ich bin froh und dankbar, hiermit ein Scherflein zum Verständnis futuristischer Kunst beitragen zu können.

Und hoppla! Ankunft auf der ersten Poststation! Es bleiben nur noch drei à 20 Werst übrig, das ist tröstlich. Meine Glieder fühlen sich voneinander gelöst, aber hängen noch an gezerzten Muskeln in den Scharnieren; auch das ist tröstlich. Das, was den Menschen zum Sitzen verliehen ist von der Gnade des Schöpfers, ist vertaucht, unempfindlich, als wäre eine Kokaineinspritzung gemacht; auch das ist tröstlich: Mag hinter mir passieren, was da wolle, ich bin da gefeit!

Weiter ging's ins Ungewisse. Was wußten wir in Deutschland von den Ostseeprovinzen und dem dort seit sieben Jahrhunderten wohnenden deutschen Herrengeschlechte? Riga, Mitau, Dorpat, na ja! In Dorpat eine Universität, ach ja, richtig! Im übrigen gehören Estland, Livland, Kurland zu Rußland, und damit Gott befohlen! Daß das Land da oben einst die einzige Kolonie des alten Deutschen Reiches gewesen ist, das hat bei uns niemanden gekümmert; fürs Gewesene zahlt der Jude nichts, der Christ auch nicht.

Ich fuhr also in Rußland hinein! Schon in Riga hatte ich mich baß gewundert, sozusagen nichts Russisches zu sehen und zu hören: Sier und da ein verschämtes Firmenschild mit russischen Buchstaben, vereinzelte Soldaten in russischer Uniform, gelegentlich ein Kronengebäude in gelber Kronsfarbe getüncht, sonst nichts Sarmatisches. Die ganze Verwaltung der Provinzen lag in den Händen der Ritterschaften, im übrigen „war der Zar weit und der Himmel hoch,“ so unzweifelhaft loyal und in Treue ergeben die Bevölkerung auch dem Kaiser gegenüber war.

Der neue Wagen wiegte sich auf Federn und ich mich in ihm. Der frische Lenker des Wagens war unternehmend gestimmt durch einen Schnaps, dessen Maß deutsche Wirte und Trinker mit Bedenken und Staunen erfüllt hätte, und eine Zigarre, die mehr durch Form als Inhalt sein Kulturbewußtsein steigerte; die Pferdchen zogen an, und weiter ging's auf der Petersburger Heerstraße in gleichem Tritt und Trab, der mit mathematischer Sicherheit 10 Werst in der Stunde förderte. Die Postglocke mit ihrem eintönigen Gebimmel brachte es mit dem eintönigen Ge-

trappel von acht Pferdehufen allmählich zu der Melodie des ewig schönen Liedes „Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh'?" Schließlich summt' ich die Melodie mit und stierte zweck- und ziellos auf die fliehende Chaussee, die beiderseits von rückweichendem, endlosem Fichtenwalde gesäumt wurde. Ich war so weit, daß ich mir einbildete, mich köstlich zu amüsieren.

Nach jedem Wagen- und Pferdewechsel ruhte ich nicht eher, als bis ich die Melodie von der ledernen Höh' wieder geschnappt hatte. Ich brachte es sogar schon zu Variationen: „Was ledert von der Höh', was ledert von der kommenden Höh'" u. a. — Solche Chausseefahrten wirken verheerend!

So wurde aus Morgen und Abend der letzte Fahrtag der Reise.

Gegen 10 Uhr leuchteten gleich freundlichen Sternen die Lichter von Birkenruh! Ich fuhr vor dem „Alten Hause" vor.

In aller guten Geister Namen! Was empfängt mich für ein Gesang an diesem Samstagabend, an dem die Primaner das Recht hatten, etwas Kommers zu spielen? „Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh'?" Das Lied verklingt, die Pferde halten.

Da stand auch schon der Leiter der Anstalt, Albert Löffler, mit seiner lebenswürdigen Gattin an dem Wagen und beide boten Handschlag und herzlich klingenden Willkommgruß dem Gast, der da kam „von der ledernen Höh'."

Sogleich wurde ich in das freundliche Familienzimmer geführt, wo der dampfende Samowar mit gemütlichem Empfangsurren so tat, als habe er auf mich mit Sehnen gewartet. Und sorglich legte mir die Hausfrau vor und nötigte zum Essen. Nichts von konventionellen Phrasen und überflüssigen Fragen, dafür um so mehr wohlthuende taktvolle Herzlichkeit. Noch eine russische Papiros als Abschluß und ich wurde auf mein Zimmer im „Neuen Hause" geleitet. „Gute Nacht und freundlichen Traum!"

Das Zimmer war von spartanischer Einfachheit, die Härte der Matratze in dem mehr als einfachen Bettgestell täuschte das Schilf des Eurotas vor. Die Wände, weißlich getüncht, störten nicht die Stimmung, wie Tapeten mit ihren albernen Dessins. Tisch, Waschstuhl, Bücherbrett, einige Strohstühle und als pièce de résistance ein steiflehniger Großvatersessel — Schluß. Draußen schnarchten tapfer die Jungen.

Und doch lag über allem der Hauch friedvoller, in sich geschlossener Zufriedenheit und Gemüthlichkeit. Und als am nächsten Morgen die Frühlingssonne in mein Zimmer lugte, die jungen Schläfer draußen lebendig wurden und die Anstaltsglocke zum Aufstehen rief, da war meine Stimmung mutig und voll Zuversicht und guten Willens.

Als ich aus meinem Zimmer trat, begrüßten mich die Jungen mit freundlichem „guten Morgen“ und herzhaftem Handschlag, beim Frühstück die Kollegen, meist Reichsdeutsche wie ich, bis auf den Mathematiker, der Rigenfer war und in Dorpat studiert hatte. Allenthalben freundliches Entgegenkommen und blanke Augen. Beim Morgengebet gedachte der Leiter des neuen Kollegen, dessen Wirken froh und gesegnet sein möge, und ich habe um Kraft und Segen zur Arbeit gebetet.

Während des Kirchganges der Schüler zur Wendenschen ehrwürdigen alten Kirche lagerte Sonntagsstille und -stimmung über Birkenruh, und ich machte Besuch bei „Mutter Polly“ und „Mutter Lina“, der Großmutter und Mutter des Anstaltsleiters.

Mutter Polly war die Witwe des Begründers der Anstalt Albert Hollander und ihm über ein Menschenalter hinaus eine treue starke Gehilfin auch in erzieherischem Wirken gewesen. Sie genoß und verdiente Verehrung.

Die würdige Greisin setzte sich neben mich, legte ihre Hand auf meinen Arm, sah mich mit guten Augen an und sprach: „So, nun erzählen Sie mir von Ihrer Mutter!“

Das löst Zunge und Herz! Und diese taktvolle vornehme Warmherzigkeit habe ich bei den meisten baltischen Damen gefunden, die ohne affektierte Allüren in gewinnender Natürlichkeit im Hause und der Familie Herrscherinnen waren. Sie gingen nicht so vollständig auf in Guts- und Hausorgen wie nur zu oft ihre reichsdeutschen Schwestern, und die unruhige Rolle der biblischen Martha lag ihnen nicht. Sie hatten „das bessere Teil erwählt.“ Ich habe dort nie von ihnen eine zergliedernde Charakteristik der dienenden Anna oder Minna gehört, dagegen oft gesunde Urtheile über Kunst und Literatur in meist bemerkenswert guter Sprache und eine Belesenheit in den geistigen Goldschätzen der Kulturvölker, die nicht selten in Verlegenheit bringen konnte.

Am Nachmittag führten mich die Kollegen in die „Musse“, das Kasino des zwei Werst von der Anstalt entfernten hübsch ge-

legenen Kreisstädtchens Wenden, das eine mächtige, zum Teil noch erhaltene Burgruine aus der Zeit des Deutschritterordens ziert. Drinn weben und raunen noch immer Heldenerinnerungen. Und scheint mit blaubleichem Scheine der Mond durch klaffende Risse und tote Augenhöhlen des Gemäuers, dann wandert wohl Herr Wolter von Plettenberg gespenstig durch Gänge und Kemter.

In der „Russe“ gab es für mich einen herzhaften Willkommtrunk mit den dort allabendlich zu kurzem, gelegentlich ausgedehnterem Dämmerstoppeln sich versammelnden Herren des Kreisstädtchens und der umliegenden Güter. Es sind trinkfeste Männer dort im würzigen Nord.

Adel und Literatentum in gefellig traurem Verein bei versöhnlichem Becher, sonst miteinander ringend um das Prinzipat im Lande, ein Rang- und Bedeutungsstreit, der gelegentlich recht humorvoll wirkte. Fast alle hatten in Dorpat studiert, daher vereinte sie das brüderliche „Du“. Von Vaterlandsliebe zu Rußland nur ganz seltene, fast unsichtbare Spuren, statt ihrer ein Heimatsgefühl, eine Heimatliebe zur baltischen Scholle, wie sie rührender, tiefer und inniger nirgendwo gefunden werden mag. Es liegt etwas religiöses, etwas frommes in dieser Liebe zur Heimat, und der kurische Baron, der, durch die Folgen des Weltkrieges von Haus und Hof vertrieben, vor seinem Tode in der Fremde sich eine Kiste mit kurischer Erde von seinem verlorenen Gute kommen ließ, damit sein letztes kleines Bretterhaus auf mütterlicher Erde ruhe, ist kein sentimentalere Narr gewesen, sondern des kernhaften Glaubens, nur in kurischer Erde die Ruhe finden zu können.

Das politische Zugehörigkeitsverhältnis zu Rußland ging restlos auf in der Vasallentreue der Balten zu der Person des Zaren, die aber war verlässlich. Alexander II. hat es selbst bei einem Besuche in Livland ausgesprochen: „Hier fühle ich mich sicher und geborgen!“ Die Zivilverwaltung lag auch noch in den 70er Jahren in den zuverlässigen Händen der Ritterschaften der drei Ostseegouvernements, die sich sogar im Sprachgebrauch von Rußland schieden: Wer nach Petersburg oder Moskau fuhr, der reiste „nach Rußland“.

Die Summe der auf mich einstürmenden Eindrücke ließ es mir begreiflich erscheinen, daß für so viele Livland ein „Bliesland“ geworden ist und noch immer werden konnte.

Eine artige Vorbedeutung war es, daß ich meine Lehrtätigkeit am ersten Mai begann.

Wie erwähnt bestand das Lehrerkollegium größtenteils aus jungen Reichsdeutschen, die als gänzlich unerprobte Neulinge sich die pädagogischen Sporen in der Palaestra verdienen wollten. Da gab's natürlich manchen Sturz und manches Purzeln auf dem nicht ungefährlichen Boden der Disziplin wie auch des Unterrichts; und ein Internat erleichtert die Sache nicht. Aber wer es ernst meint, der wird erziehend selbst erzogen. Man ist auf sich selbst gestellt, die Dienstanweisung steht im eigenen Kopf und Gewissen; ohne Humor und etwas aber prompt zur Verfügung stehende Schlagfertigkeit und viel Liebe zum Beruf und noch viel, viel mehr Liebe zu den Jungen und ohne Takt und unbestechliche Gerechtigkeit geht es nicht, sonst verkümmert man am Wegrain. Da gibt es dümm- und dickleibige Pädagogen, welche das Unterrichten und Erziehen paragraphiter geordnet lehren sollen. Wie wunderbar wäre dann der ganze Betrieb, wenn Lehrer und Schüler nur aus gleichartigen Teigen getnetet wären wie Pfeffertuchenherzen in den Kirmesbuden! Aber auch wie unaussprechlich langweilig! Lehren und Erziehen ist eine Kunst, und nur Lebenskünstler sind Auserwählte unter so vielen Berufenen. Die Verstechnik allein kann in der Dichtkunst gelernt werden, sie selbst nicht.

Ich hatte das Glück, in dem Kollegium, das 1873 und 74 in Birkenruh tätig war, hervorragend tüchtige Leute zu finden, und wir arbeiteten verständig miteinander und wirkten aufeinander; drei von uns sind später in Deutschland Gymnasialdirektoren, einer Provinzialschulrat geworden.

Übrigens richtete sich ein jeder von uns Lehrerrefruten nach demjenigen seiner eigenen Lehrer, der ihm als nachahmungswert erschien. Viel habe ich profitiert von dem Besuch der Unterrichtsstunden eines Kollegen, des Elementarlehrers Schulze, der das Seminar zu Steinau in Schlesien besucht hatte und schon mehrere Jahre in Breslau tätig gewesen war. Er hatte also die technische Seite des Unterrichts am Schnürchen. Daß diese Seite auf den Lehrerseminaren betont und ausgebildet wird, soll nicht gering geachtet werden. Die Methodik gleicht der Krücke, die auch den Lahmen und Schwachgliedrigen vor gefährlichem Fall und Stolpern bewahrt, allzu grobe Entgleisungen in Unterricht und Erziehung werden

kaum vorkommen; aber den Stein der Weisen gibt sie nicht, auch keine Panacee für alle Gebrechen. Die Geistlosigkeit kann dabei die taubsten Früchte tragen, und die stolze Annahme so mancher Elementarlehrer, die sich auf den Besitz der Methode gründet, ist sehr mangelhaft begründet. Der kluge Lehrer, wenn er Persönlichkeit besitzt, wirft bald die Krücke weg und wandelt auf eigenen Füßen eigene Bahnen, nur die geistig Armen trennen sich nicht von dem hölzernen Hilfsgestell.

Was aber konnte unser Schulke — der übrigens später unter andern gescheitern Streichen den machte, meine Schwester zu heiraten — aus einem Gedicht, einem Prosastück oder einer biblischen Geschichte für die Jungen herausholen! Das formte sich alles zu plastischen Gebilden, an deren Gestaltung die Kerlchen mitarbeiteten. Das war tatsächliche „Arbeitsgemeinschaft“. Und der begnadete Lehrer dozierte nicht ohne Unterbrechung selbst darauf los. Er schlug geschickt auf die Kiesel, und die sprühten dann helle Funken. Ich danke ihm viel!

In den deutsch-baltischen Schulen wurde dem einzelnen Lehrer Ellenbogenfreiheit gelassen. Der Herr Minister hielt es nicht für den Gipfel der Vollkommenheit, etwa am 12. November um 1/2 10 Uhr zu wissen, welche Seite des geschichtlichen Lehrbuchs jetzt gerade in den Gymnasien des Reiches von dem Lehrer verarbeitet werde. Glücklicherweise waren die durch zarische Gnade, nicht durch Tüchtigkeit, auf den Posten eines Ministers der „Volksaufklärung“ gesetzten Exzellenzen meist zu faul, um solche Absurditäten auszubrüten.

Die baltischen Provinzen wurden erst recht auf pädagogischem Gebiete wohlthuend stiefmütterlich von Petersburg aus behandelt. Ein „Kurator“ für das Schulwesen der drei Provinzen wahrte wenigstens das Gesicht der Zusammengehörigkeit mit dem Reiche. Das Schulwesen in den Anstalten mit deutscher Unterrichtsprache war ihm weniger als Hekuba. So ein Kurator entstammte gelegentlich dem verdienstvollen Stande der antiquierten Generale und durfte es sich erlauben, beifällig zu nicken, als ihm in Dorpat einmal die Inschrift „otium reficit vires“ mit steinernem Ernst übersetzt wurde durch „Hier darf nicht geraucht werden“. Im übrigen war er Menschenverächter; die Brust voll Orden und Medaillen, und andre Menschen hielt er für Kanakillen.

Der Direktor der „Gouvernementsgymnasien“ inspizierte vorübergehend auch mal die Privatanstalten. Für Birkenruh hatte sich der alte Direktor Krannhals angemeldet. Der alte kluge Herr kannte sich in Menschen und der ganzen Schulmeisterei aus. Aus dem Verwundern war er lange heraus und hat mit demselben spöttischen Humor dem Zensor, der die Zulassung der Reden des Lysias beanstandete, auf seinen Diensteid hin versichert, daß in den Reden des seligen attischen Redners wirklich nichts russen- oder zarenfeindliches stehe, wie er das gespreizte Gebaren unreifer Schulreformer zurückwies, die damals schon in den Kreisen des geehrten Publikums zu balzen begannen.

Ich las damals in der Sekunda Plutarch, hatte die aus Bonn mitgebrachte Ansicht, mein bißchen Wissen genüge durchaus für „Rußland“, schon lange einer gründlichen und fleißigen Revision unterzogen, aber doch ganz heimlich beschloß, dem revidierenden Herrn einmal zu zeigen, was so ein reichsdeutscher klassischer Philologe alles wisse und könne. Mit Ameisenfleiß hatte ich Stoff zusammengetragen, ameisen gleich viel Stroh- und dürre Holztückchen. An einem Plan, die Stunde zu etwas abgeschlossenen-einheitlichem zu gestalten, fehlte es nicht. Ich war mit mir ausnehmend zufrieden. Sela!

Die Musterlektion konnte also steigen! Ein Schüler las den griechischen Text und quälte sich eine Weile mit der Übersetzung in das geliebte Deutsch. Das übrige besorgte ich, grammatisches, syntaktisches, textkritisches, geschichtliches prasselte nur so nieder vom Katheder. Die Augen der Jungen hingen an meinen Lippen wie gebannt, ihre Gedanken waren bei der letzten Hasenjagd. Der alte Herr saß auf einem Stuhl, trommelte ruhevoll mit den Fingern aufs Knie und streifte auch wohl mal mit wohlthuend staunendem Blick mein Gesicht. Ich aller Narren Narr hielt das Trommeln für Beifallszeichen, das Staunen für Bewunderung. Eben wollte ich die *disiecta membra* der Stunde zu etwas übersichtlich ganzem zusammenfügen, da läutete die Glocke Schluß.

Und die Beurteilung meiner Leistung? Nur Ruhe! sie kam. Der alte Schulmann legte vertraulich seinen Arm in meinen Arm, wir gingen auf dem Schulhof auf und ab. So weit war die Sache ganz nett und vielversprechend. Der alte Herr dankte mir für die Stunde, er habe einen ganzen Haufen interessanter Kleinigkeiten

zugelernt. „Kleinigkeiten!“ Das war schon bedenklich und weniger nett, und dabei dieses fatale Lächeln! In Riga nannte man diese Art „gnietsch“. Dann die weitere Frage: „Was aber, glauben Sie, haben die Schüler von der Stunde gehabt? Die Frage war eine rhetorische, worauf Antwort weder erwartet noch gegeben wird; deshalb kann sie hoffnungsnidend, vernichtend wirken. Bei mir tat sie das gründlich. — Dann kam der Rat: „Junger Freund! Reden Sie nicht so viel und seien Sie so elementar wie möglich! Sie ahnen gar nicht, wie unwissend die Jungen sind. Im übrigen aber Mut! Manches hat mir bei Ihrem Unterricht nicht übel gefallen.“ Ich hielt mich im ersten Augenblick für verkannt, mißhandelt und grollte dem Alten. Später aber ging ich hin und handelte nach seinem Rate und siehe, er war sehr gut. Der alte Krannhals war ein kluger, erfahrener Mann.

Nicht selten hat sich mir während dieses Jahres meines ersten Aufenthaltes in Livland die Gelegenheit des Besuchs baltischer Edelhöfe und Pastorate geboten. Überall dieselbe herzliche und gewinnende Art, dieselbe selbstverständliche Gastlichkeit, die jeden bald heimisch werden ließ, als gehöre er mit zur Familie. Überall hervorragende Bildung und schöne Interessen, vielfach durch verständige und weite Reisen erworbene Erfahrung und Kenntnis von Sinn und Art der Fremde und vornehme Ritterlichkeit in Benehmen und Gesinnung. Die rässigen Köpfe und Leiber des Adels verrieten Edelzucht seit Jahrhunderten, Herrenmenschen mit Tugenden, auch manchen Untugenden dieser Spezies, stolz auf Freiheit und Besitz, der Persönlichkeit Geltung schaffend in jedem Falle. Die „baltische Eigenart“, nicht frei von einem Stich ins Arrogante, und Adel und „Literaten“ gemeinsam, konnte gelegentlich recht unbequem werden und hat zu manchen Pistolenskandalen mit „Ausländern“ geführt; aber im übrigen — allerhand Achtung!

Nie werde ich die prächtigen Sonntagnachmittage in den Pastorate vergessen! Da klingelten zur Kaffeestunde von allen Seiten des Kirchspiels die Wagen mit lustigem Besuch heran, je mehr, um so besser; das geräumige Pastorat hallte wider von Begrüßung und Lärm der Jugend, der Duft von Gelbbrot, Kuchen und Kaffee lud zu emsiger Vorarbeit, für später winkte ernstere Grogarbeit. Frau Pastor hatte alle Hände voll zu tun und brachte in zielsicherer Eile Borratsberge an „Eigengebäd“ und alles mit freudeblanken Augen.

Und weit auschreitend brachte auf vorsichtigen Armen der Pastor selbst des Hauses Stolz, die Flaschen „selbstangesehter“ Frucht- schnäpfe, bei denen verdünnendes Wasser die allerbescheidenste Rolle gespielt hatte. Die Gläschen dazu fielen in die Augen, sie waren manchmal sehr „erwachsen“. Für Feiglinge war das nichts.

Und wenn dann später beim unwahrscheinlich starken Grog der Pastor im Gespräch sich als tüchtigen Jäger kundgab und Bösewichter von ihm erzählten, er habe zur Zeit der Hühnerjagd seine Flinte gleich zur Hand in der Sakristei stehen, so tat das alles der fernfesten Frömmigkeit nicht den geringsten Abbruch. Eine herzliche Patriarchalität!

Für mich rückte die Zeit des Abschieds von dieser freundlich abgeschiedenen Kleinwelt heran.

Das Jahr Soldat mußte noch abgedient, Examina mußten „gebaut“ werden, und dann als Probekandidat hinein in den kgl. preussischen Schuldienst, damit du auf der ausgetretenen Heerstraße reglementmäßig an Jahren und Würden zunehmest, Gott und dem Direktor, dem Herrn Provinzial-Schul- und dem Landrat zur Freude und keinem zu Leide, Oberlehrer und dann Professor werdest, um endlich, wenn du ein Glückspilz bist und politisch an maßgebender Stelle wohlgelitten, noch vor dem ersten Schlaganfall den Roten Adlerorden IV. Klasse zu bekommen zu deiner, deiner Gattin und zahlreicher Kinderschar stolzer Freude! Ein Begnadeter unter den Vielzuvielen!

Mit Bedauern schied ich von den lieben Menschen und dem lieben Lande. Und das „Auf Wiedersehen“ war hüben und drüben herzlich und ernst gemeint.

IV.

Reicher geworden an Erfahrung, richtiger Selbsteinschätzung, auch an Wissen, keineswegs aber an Silberrubeln, kehrte ich heim. Mein Birkenruher Einkommen war bescheiden gewesen, hatte aber gereicht, meinen lieben Altings manche Freude in der Misere des Lebens zu machen. So hieß es denn wieder, eine Stelle suchen, die neben einem „Existenzminimum“ noch die Möglichkeit der Trainierung zum Examen bot. Wenig lockend drohte das Militärjahr, denn kriegerische Verwicklungen schienen ausgeschlossen; die politische Luft war nach 70/71 klar.

Wie gerufen kam mir eine Lehrerstelle an der Gewerbeschule in Elberfeld. Ausgerechnet an der Gewerbeschule! Für einen klassischen Philologen nicht eben das berufenste Betätigungsfeld. Aber schließlich muß ein guter Reiter in allen Sätteln gerecht sein. Nur Mut, die Sache wird schon — schief gehen! Sie tat es.

Der damalige Direktor, pädagogisch vorgebildet durch die Leitung einer „Webeschule“ in dem in Samt und Seide prangenden Krefeld, wies mir in richtiger Erkenntnis meiner besonderen Fähigkeiten den Rechen- und Schönschreibeunterricht in den unteren Klassen zu; daneben liefen einige wenige Wochenstunden in Geschichte und Deutsch.

Da hatte ich nun die Bescherung!

Rechenunterricht! An der Gehirnstelle, der Phrenologen mathematisches Denken zuweisen, frankte bekanntlich bei mir ein Empöhsen.

Beim schriftlichen Rechnen ging's noch, aber dürftig genug. Beim Kopfrechnen mußte ich mich selbst auf das tiefste bemitleiden und half mir mit Stellung von Multiplikationsaufgaben, die ich dem Männerfakt entlehnte. Deren Lösung kannte ich.

Die Kalligraphie zu lehren hielt ich für einfach und bequem, war aber auf das tiefste erschüttert, als mir in einer Stunde der Primus der Sexta zurief: „Herr Lehrer! heut' haben wir ‚Tattschreiben‘!“ Meine Seele ahnte nicht, was Tattschreiben war.

Ich empfand mich durchaus deplaziert und so überflüssig, wie nur je manche Minister einer jungen Republik empfunden werden.

Auf meine Vorstellungen und Klagen setzte der kundige Thebaner von Direktor ein sardonisches Lächeln und das Versprechen eines rücksichtsvolleren Stundenplanes für das nächste Halbjahr. — Dieser wies mir noch in einer Klasse mehr den Rechenunterricht zu. Da weigerte ich die Heeresfolge.

Die Spannung zwischen mir und dem Direktor nahm zu durch mein in dem Staate der Zucht und frommen Sitte unqualifizierbares Betragen einem den Religionsunterricht inspizierenden Wuppertaler Oberpastor gegenüber: ich wurde dem kleinen rundlichen Herrn vorgestellt; er musterte mich „*ὑπόδα ἰδάν*“, wie der alte Homer das nennt, d. h. von unten blickend, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und schnarrte mich im Fuhrmannston mit der Frage an: „Fach?“ In einer Art von Reflexbewegung machte ich kehrt und verließ das Zimmer.

Pastor, Direktor und Kollegen begriffen das nicht und schüttelten mißbilligend die Köpfe. Also doch „ein sauberes Frächtchen“, wie einst in Moers.

Es kam noch bedenklicher!

Im Jahre 1875 war Volkszählung. Unser Direktor berief am Nachmittag vor dem Zähltag eine Konferenz. Ich als jüngster Kollege war Schriftführer.

„Meine Herren! Ich habe Ihnen einen Erlaß des Herrn Ministers zu verlesen.“ Alles erhob sich, ehrfurchtsvolles Schweigen, als ob die Gottheit nahe wäre. In dem Erlaß gab der Minister seiner Erwartung Ausdruck, daß die Beamten seines Ressorts sich gern und freudig in den Dienst der überaus wichtigen und nützlichen Sache stellen würden. Ich protokollierte die Sache. Mit kurzer Handbewegung wies der Direktor auf die Haufen von Zählkarten hin, auf denen die einzelnen Namen standen und forderte jeden mit schöner Geste auf, sein Paket unter den Arm zu nehmen und zu gehen; morgen sei übrigens, fügte er mit Gönnermiene hinzu, Feiertag.

Ich bat ums Wort. Die Kollegen blickten erstaunt, der Direktor strafend auf mich. Ein gezwungenes „Bitte?!“ seinerseits mit hochgezogenen Brauen. Ganz Vorgesetzter, „König noch in Unterhosen!“

Ich fragte unschuldsvoll, ob der Herr Kriegs- und Justizminister den Beamten ihres Ressorts die gleiche Beteiligung heischende Erwartung ausgesprochen hätten. Im Nichtfall verweigere ich meine Beteiligung an der Volkszählung und stelle anheim, über das mit meinem Namen bezeichnete Paket mit Zählkarten anderweitig gütigst verfügen zu wollen.

Der Direktor war zunächst sprachlos und verlangte dann mit erregt-bebender Stimme, diese dreiste Anfrage ins Protokoll aufzunehmen. Ich tat das mit ihm und den meisten Kollegen unverständlicher Seelenruhe. Unter tiefem Schweigen schloß die Konferenz. Als ich zur Tür hinausging, legte mir ein alter Kollege die Hand auf die Schulter und sagte mit leisem Lachen: „Wissen Sie, Boßé, gehen Sie wieder dorthin, woher Sie gekommen sind! Für Preußen sind Sie nicht recht zu verwenden.“ Ich habe mir das gemerkt.

Ubrigens befreite mich ein Armbruch vom militärischen Dienstjahr. Ich kann nicht behaupten, daß ich sehr darunter gelitten habe, ich meine die Befreiung, nicht den Armbruch.

Auf dem „Felde der Ehre“ also habe ich es zu nichts Erheblichem gebracht, auf dem „Felde der Liebe“ war es bis jetzt auch nur zu Halb- oder Viertelheiten gekommen. Das Pathos des Affekts war mir bisher nicht viel tiefer als durch die Weste gegangen, und zu drei „Brauten“ zugleich, wie der sonst so kreuzbrave Braesig, hatte ich es sogar in den wildesten Tagen des Studententums nicht gebracht. Gott ja, verliebelt hatte ich mich so oft, wie die zentral-amerikanischen Staaten Revolution machen; „heut' war es die Susanna und morgen die Johanna“. Aber tragisch war das alles nicht, ganz konfliktlos. Bisweilen in Fällen, die nach etwas auszu sehen begannen, war es bei mir wehleidiges Mitgefühl, was ich Liebe glaubte. Wurde ein armes Mädchel mal gehänselt oder gesellschaftlich schlecht behandelt, so war es todsicher, daß ich auf Liebe hereinfliel, was der Engländer so treffend nennt „I fell in love with her“. Und bei ihr war wieder Gefühl der Dankbarkeit „Liebeerfatz“.

So war das noch vor meiner Nordlandreise einmal in Köln geschehen. Ich trat als Ritter für ein gutes liebes Ding ein, das durch romantische Schrullen Alltagsseelen zum Spott reizen konnte. Das Mädchen stand mutterseelenallein in der Welt, war fränklich und

träumte sich durch das Dasein. Ich habe treu zu ihr gehalten, bis Gott sie zu sich nahm.

Zu meinem peinlichen Staunen hatte sie mich im Testament mit einer bescheidenen Summe bedacht; niemand ist dadurch geschädigt worden, und so nahm ich das Testat an wie einen Lotteriegewinn.

Dadurch war es mir erleichtert, den Zivildienstvertrag mit der Gewerbeschule nach einigen mit Direktor und Oberbürgermeister gewechselten Artigkeiten zu lösen.

In diese Zeit fiel die überraschende Ankunft meines lieben Direktors Löffler aus Birkenruh, der mich mit schwer abzuweisender freundlicher Dringlichkeit um Rückkehr in meine alte Stelle an der Anstalt bat. Ein philologischer Hochstapler höherer Grade, der mit überzeugender Geheimtuerei sich gab, als stehe er im Auftrage des preußischen Kultusministeriums, hatte dort in etwas mehr als einem halben Jahre den Betrieb der ganzen Anstalt auf den Kopf gestellt, durch bestechende Suada fast die gesamte Gesellschaft des Städtchens zu begeisterter Anhängerschaft gemacht und gerierte sich als Direktor und Leiter „vons ganze,“ wie der Berliner sagt. Der Geselle suggerierte Land und Leute und wurde immer dreister. Er kannte und konnte alles und noch einiges. Schließlich vergriff er sich im Unterricht einige Male recht häßlich — dahinter waren Schüler der Prima gekommen, dann an anderer Leute Pelze — dahinter war ein Kollege gekommen, und als er sich sogar mal an einem Sekundaner vergriff, da vergriffen sich die Jungen an dem Genie und verbläuten es. Der Rest ist Schweigen.

Nach längerer Überlegung, bei der auch der Rat des Kollegen von der Elberfelder Gewerbeschule nachhalf: ich passe vorläufig noch nicht für Preußen, entschied ich mich zur Annahme der Einladung.

Für diese Annahme war ein anderer triftigerer Grund durchschlagender: „Göttin der Liebe! dir soll mein Lied ertönen!“ „Um des grundgütigen Himmels willen, nur das nicht,“ höre ich die besten Freunde schreien. Sie haben recht; das größte Glück ist wortkarg. Und so genüge denn das hochgemute Geständnis, daß ich „animae dimidium meae“, die liebere und tiefere Hälfte meines Seins gefunden hatte; was ohne sie aus mir geworden wäre, wage ich nicht zu denken. Du liebe, gute, tapfere hohe Frau, sei du von

unsern Kindern und von mir in tiefster Minne gebenedeit! Dein Andenken lebt und sei gepriesen immerdar!

Schon damals war es in Preußen so eingerichtet, daß Beamte, besonders auch Lehrer der höheren Schulen an die Begründung eines Hausstandes erst denken konnten, wenn die ersten Spuren der Verkalkung sich zeigten. Ich kalkuliere, die Regierung ist zu dieser weisen Sparsamkeit in der Beamtenbesoldung durch dieselbe geniale Erwägung gekommen, die den großen Papst Gregor zu dem Gesetz der Chelosität der Geistlichen vermocht hat: Er wollte ein Priesterheer schaffen, das, ohne durch weltliche Rücksicht auf Verwandtschaft und Freundschaft, Besitz und Geld gebunden zu sein, nur im Dienste der päpstlichen Kirche aufgehe. Dabei tat der Staat noch ein übriges: er belohnte seine Beamten mit Titeln und Tugendplomben auf Brust oder um den Hals, die ihn heraushoben aus gemeiner Bürger Schwarm. Der Staat wollte vollbeschäftigte Leute um sich sehen, die nachts gut schlafen. Diese weise Einrichtung ist nach dem Sturz der Monarchie geblieben, denn Treffliches hat Bestand!

Ich aber wollte bald heiraten.

Schon seit geraumer Zeit beschäftigte ich mich mit einem Stoff, der etwa für eine „Doktordissertation“ sich eigne. Richtiger ist wohl die Frage: Was eignete sich auf deutschen Hochschulen nicht für eine solche „Dissertation“? Es wurde im allgemeinen ein grober Unfug mit derartigen Druckdingern getrieben, und der Inhalt von wenigstens 80 Prozent der Masse war Raff.

Ich hatte mir Mühe gegeben, Klarheit zu schaffen über das Wesen des blind waltenden Schicksals bei Homer im Verhältnis zu den Göttern. Klarheit habe ich selbst nicht gefunden und andern nicht geschaffen; das einzige, was ich zugeben kann, ist das lesbare Latein, in dem das Ding geschrieben war. Es hat übrigens seinen Sonderzweck erfüllt, wie so viel anderes gleichwertiges. Ich selbst habe aber späterhin meine Seelenruhe erst wiedergefunden, als ich die felsenfeste Überzeugung gewann, daß mein letztes Exemplar „De fato Homero“ als Einpackpapier für „Harzer Käse“ Verwendung gefunden habe.

Theodor Mommsen hatte im Jahre 1874, wenn ich nicht irre, in den „Preußischen Jahrbüchern“ Front gemacht gegen die Doktorfabrikation mancher Hochschulen, die da glaubten, die nicht unan-

sehnlichen Sporteln, die mit der Erwerbung des Dokortitels verbunden waren, anderweitig nützlich verwenden zu können, und die den gelehrten Grad eines Dr. phil. zu einem Spott des In- und Auslandes gemacht hatte.

In Heidelberg hatte die philosophische Fakultät ihre Konsequenzen gezogen und zum mündlichen Examen erstaunlich viel hochgelehrte Professores als Prüfende und als imponierende Korona aufgeboden. Mancher Brauch bei der Prüfung erinnerte an uralte Tradition und fand bei mir billiges Verständnis. So die gemüthvolle Einrichtung, einige Flaschen anständiger Weiß- und Rotweine nebst Gebäck besorgen zu lassen. Der diensttuende Pedell hatte mir mit stillem Lächeln die Bedeutsamkeit dieses Brauchs ans Herz gelegt und mit gewinnender Menschenfreundlichkeit die Ausrichtung selbst übernommen. Es gibt allenthalben freundliche und hilfsbereite Menschen.

Weinerseits glaubte ich, die mündliche Prüfung in Heidelberg vollziehe sich etwa wie das platonische Symposion.

Und die Sache ging los!

Als erster setzte mir der hochverehrte Herm. Röschly in schönstem Latein auseinander, er sei nicht darauf aus, meine unzweifelhaft tiefen und umfangreichen Kenntnisse festzustellen als vielmehr, sich davon zu überzeugen, daß ich wissenschaftlich zu sehen und zu denken vermöge. Nach einigen geschickten Allgemeinfragen bat er mich freundlich, einen Chorgefang aus Oedipus Coloneus ins lateinische zu übertragen. Ich dankte ebenso freundlich für das mich ehrende Vertrauen. — Und da nun in solchen Fällen Schnelligkeit die Würze der Leistung zu sein pflegt, so ging es hurtig über Stock und Stein, die nur so durch die Luft flogen in der Form mißhandelter Formen und genera. Der Nomin. scopulum hatte den richtigen scopus glatt verdrängt; andere kleine Ungeheuerlichkeiten kreischten dazwischen. Das schockte den Professor gar nicht an, er verbesserte das gleichmütig. Er glich nicht dem schwäbischen Pedanten, der einen Primaner an das Schicksal eines Schülers gemahnte, der die Konj. cum einst an unrichtiger Stelle mit dem Indic. konstruiert hatte: „Weißt, was aus ihm geworden ist? Drübe im Badische ist er g'schorbe!“

Otto Ribbeck zeigte darauf mir gegenüber ein eigenartiges Interesse für den ostfriesen und umbrischen Dialekt, das ich durchaus

nicht zu teilen vermochte. Dadurch ergaben sich zwischen uns Dissonanzen, die mich schmerzvoller berührten als ihn. Jedoch auch das ging zu Ende gleich anderen neugierigen Fragen anderer Professoren, die ich teils freundlich beantwortete, zu denen ich aber teils auch verdrossen schwieg.

Darauf wurde ich freundlich, aber ernst in ein Vorzimmer komplimentiert; hier instruierte mich derselbe diensttuende Bedienter, daß das eben von mir Erlebte das „Magisterexamen“ gewesen sei, und daß die Herren jetzt darüber befänden, ob ich zum „Doktorexamen“ zuzulassen sei.

Ich hatte einen etwas schalen Geschmack auf der Zunge, die bei seelischer Depression nach einer Blamage so zu reagieren pflegt, und war überrascht, als ich freundlich zum Wiedereintritt in den festlichen Saal und an den Tisch mit Flaschen und Gläsern geladen wurde. Da gab sich denn alles heller und freundlicher. Sogar Otto Ribbeck war weniger zugeknöpft, tat das der goldige Wein oder die Kenntnis, die er in der Pause aus meinen Personalakten gewonnen hatte, daß ich Elberfeld kenne; und als ich sogar das Glück hatte, ihm auf seine Erkundigung nach einigen Elberfelder Familien, mit denen er befreundet war, befriedigende Antwort zu geben, wurde er freundlich, fast familiär, was seine Prüfung in der stacheligen Metrik später beinahe zu einem lustigen Wexierspiel machte.

So helfen die gleichgültigsten Alltäglichkeiten oft über Abgründe weg!

Mit Runo Fischer begann gewichtig das „Doktorexamen“. Die noch lässig umherstehenden Kollegen scheuchte er auf ihre Sitze durch die in unnachahmlich autorativem Ton gesprochene Hindeutung: „Meine Herren, ich habe begonnen!“

Ich tummelte mich auf seine Aufforderung hin mit ziemlich ungenierter Behendigkeit zwischen den Kantischen Urteilstypen und dem Dugend Urteilsformen und nannte einige Rubriken der Kategorientafel „blinde Fenster des Fachwerkbaus“. Weiß der Himmel, wo ich die Redebüchse gepflückt hatte; nach einer selbstgezogenen Pflanze meines Grabelgartens sah sie nicht aus; immerhin blickte der Unnahbare etwas erstaunt auf, und als ich gar noch im Eifer ihn einmal vorwegnehmend „Exzellenz“ nannte, war für mich die Situation gerettet.

Ich habe in Jahren, die längst vorüber, oft im Leben gestaunt; nie mehr als darüber, daß dieses geistige Exerzitium mit dem Gesamtprädikate „multa cum laude“ markiert war; da stand es auf untersiegeltem und unterschriebenem Pergamentpapier, es war nicht mehr zu bestreiten. Den Seinen gibt's der Herr oft unverdient.

Die schon eingeforderten Arbeiten für das Staatsexamen mußten liegen bleiben. Es wurde später an der noch nicht russifizierten Universität Dorpat glatt erledigt.

Jetzt führte ich meine junge Frau Dr. nordwärts nach Livland, das für uns „Bliesland“ und herzliche zweite Heimat werden sollte.

In Birkenruh ging alles bald wieder im alten Geleise weiter: ganz wie früher wurden die Schüler morgens 20 Minuten vor 5 Uhr geweckt und hatten auf nüchternem Magen Arbeitsstunden bis sieben. Ganz wie früher zerklopfen an bissig-kalten Wintermorgen die Jungen lachend oder das Dasein verwünschend das Eis auf den Waschkumpen. Ganz wie früher gab ich an aufsichtsfreien Morgen gelegentliche Nachhilfestunden, wobei ein volles Wintersemester hindurch ein hoffnungsvoller Sprößling einer der ältesten russischen Bojarenfamilien, im Vergleich zu denen der wadere Kurik ein Parvenü war, den Samowar anheizte und für uns beide Tee kochte. Er tat das gern und verstand sich besser darauf als auf richtige Behandlung irrealer Bedingungsätze in Abhängigkeit von einem verb. dicendi oder sentiendi.

Ich wohnte jetzt als verheirateter Mann in der Stadt und mußte an Aussichtstagen schon vier Uhr morgens aus den Laten. Im Sommer war diese Nachtwanderei wonniglich, im Winter abschaulich, der Menschheit ganzer Jammer hat mich oft angefaßt, wenn ich mich durch Schneetreiben hindurchschlagen und -fluchen mußte. Ich habe bei solchem Wetter oft in Worten arg gesündigt.

Und meine junge Frau hatte es auch nicht leicht! Als Tochter des lachenden und singenden Rheinlandes in besten Jugendjahren an das äußerste Nordostende des Deutschtums versetzt zu werden, in das schon andere Sprache und fremdes bundschuhtragendes Volkstum hinein spielte, ist keine Kinderkleinigkeit; und dazu noch das Alleinsein zwischen dürftigen Wänden und beschränktem Hausrat! Es gehört Tapferkeit dazu, sich dann nicht unterkriegen zu lassen. Die gute hat versucht, die Stimmungsdepression nicht zu zeigen, aber ich war nicht hühnerblind und dankbar, als die Geburt eines gesunden Jungen dem eigenen und dem Dasein meiner Frau reicheren Inhalt gab und Ablenkung bot. So ein kleines Wesen hat sofort große Verdienste um die Eltern! Sogar jede „goldige“ Windel ist die Quelle unbändiger Elternfreude.

Und so floß die Arbeit an der Anstalt munter fort.

Der Bestand des Lehrerkollegiums hatte sich natürlich gewandelt. Unter den neuen Kollegen befand sich ein Schwabe, der in seinen Mußestunden für Sozialdemokratie mit einer durch sein gemüthliches Schwäbeln gemilderten Energie plädierte. Sein Widerpart war ein Hannoveraner, der als Dragonerleutnant den Todesritt von Mars la Tour mitgemacht haben wollte, was sich als stark übertrieben erwies, und der später in altadligen Familien gehauslehrt hatte und infolge dessen feudal war wie der Nachkomme eines Kreuzzugritters, besonders wenn Zuhörer in der Nähe waren.

Durch ihre politischen Gegensätze, bei deren heftigem Auseinanderplagen ich mich herzlich amüsierte über die dialektischen Differenzen der beiden Kämpen, kam Leben in die Bude; leider verzürnten sie sich bald so sehr, daß der Feudale dem Demokraten das Geld nicht mehr zurückgab, was er von ihm in freundlicher Stunde geborgt hatte. Die Gegensätze waren zu trennend.

Da nun aber unser Schwabe weder im Lehrerkollegium, bei dem er in den unpolitischen „Belangen“ wohlgelitten war, noch bei der städtischen Gesellschaft den nötigen Nährboden fand, so wandte er sich dem lettischen Bevölkerungsteil zu, der in der „Bürgermusse“ seinen heliozentrischen Sammelpunkt fand.

Ich muß den „geneigten Leser“ wegen Anwendung des Wortumgetüms „Belange“ um Entschuldigung bitten; ich würde glatt sterben, wenn ich nicht bei Gelegenheit aus den unkrautreichen Blumenbeeten unseres neueren Zeitungs- und Diplomatendeutsch eine pervers gebildete Blume brähe. Es gibt leider Menschen, die sich gelegentliche Ungezogenheiten nicht verkneifen können.

Damals also kam die „junglettische Bewegung“ in Schwung.

Sie ging von Riga aus. In den 70er Jahren fühlten sich zwei Rechtsanwälte, Kalning und Weber, zu Volksführern berufen und empfanden grachische Anwandlungen. Zunächst wohl auf lettisch-literarischem Gebiete, aber schon mit einem Stich ins politische. Sie gründeten in Riga einen lettischen Verein. Das fand Nachahmung in den Kleinstädten und auf dem Lande. Wie in der Mechanik der Leidenschaften überwog auch hier bald das stärkere politische Pathos das literarische. Bei übereifrigen lettischen Patrioten spielten schon Belleitäten eine Rolle, das Land gehöre von Gott und Rechts-

wegen ihnen und nicht den hergelaufenen Deutschen, die vor lumpigen 700 Jahren als blutige Eroberer das Land der Väter geraubt und das lettische Volk versklavt hätten. Von einem Recht der Verjährung und der gebrachten Kultur wollte man nichts wissen, und ohne Bedenken würden die für ihr Volkstum begeisterten Leute auch für Rückgabe des Territoriums der Vereinigten Staaten von Nordamerika an die roten Kinder Manitus gestimmt haben.

Der grollende Gegensatz richtete sich mehr gegen die Deutschen, besonders die „Barone“, als gegen die Russen, die doch kein Haar besser gewesen waren als die Deutschen.

Es wäre eine objektive Unwahrheit, leugnen zu wollen, daß die Letten schlecht, ja oft höchst ungerecht und mit großer Härte behandelt worden sind. Noch mehr verdient der herrschende Adel den Vorwurf der Kurzsichtigkeit und der sorglosesten Unbekümmertheit um die Gestaltung der Zukunft. Bei verständiger und guter gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Behandlung hätten die Letten germanisiert werden können, aber wenn auch die Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen von den Ritterschaften mehrere Jahrzehnte früher als in Rußland aufgehoben wurde und das Verhältnis zwischen Gutsherrschaft und den lettischen Gutsleuten vielfach von patriarchalischer Gönnerhaftigkeit war und wenn auch mancher wohlmeinende Gutsherr für seine Leute eine Kirche und Schule baute und der deutsche Pastor für das leibliche und geistige Wohl der lettischen Leute seiner Gemeinde offenen Blick und offene Hand hatte, was verständige Letten auch nicht in Abrede gestellt haben, so klappte doch der Gegensatz unversöhnlich: der Gutsherr und seine Familie redeten im Verkehr mit ihren Leuten ausschließlich lettisch, auch wenn sie wußten, daß jene deutsch zu sprechen verstanden; das Rüssen von Hand und Gewand war selbstverständlicher Brauch, und die Letten selbst waren höchlich verwundert, wenn man sich das energisch verbat; auf den Gedanken des „*liberum connubium*“ oder der Zulässigkeit der Ehe zwischen baltischem Adel und Letten, war beiderseits noch niemand gekommen, nicht einmal in den schweifendsten Träumen. Und kam dergleichen je vor, so galt eine solche Mesalliance für Sakrileg, das irrenhausreif machte und aus der Gesellschaft ausschloß.

Ein sprachwissenschaftlich geschulter deutschbaltischer Geistlicher aus Kurland, der ehrwürdige Pastor Bielenstein, hat den Letten

die Grammatik ihrer Sprache geschaffen, eine wissenschaftliche Leistung, die eine reichsdeutsche Universität mit dem Titel eines Dr. phil. h. c. belohnte, während die Ehrung lettischerseits zurückhaltender war, denn der Mann war ja deutschen Geblütes.

Unser Kollege aus Schwabenland hatte sich voll schönen Eifers auf das Studium der für den Philologen tatsächlich hochinteressanten lettischen Sprache gemacht, hatte Freundschaft geschlossen mit den Dienern und Dienstmädchen in Birkenruh und schwäbelte nach verhältnismäßig kurzer Zeit lettisch. Nicht lange, so hielt er im lettischen Verein des Städtchens Vorlesungen über das lettische Volkslied und lettische Sagen und rühmte das alles über den grünen Klee. Belehrungen, die um das politische und soziale Gebiet spielten, reichten sich an, und so blieb es nicht aus, daß der deutsche Schwabe Liebling und Häuptling im lettischen Lager wurde. Es ist ja keine seltene Erscheinung, daß deutsche Gänseriche fremdem Federvieh die „völkischen“ Eier ausbrüten.

Diese „junglettische“ und die mit ihr zeitlich parallellaufende „jungestnische Bewegung“ sind in der Jahre und Dinge Lauf nilpferdgleich angeschwollen und haben schließlich durch unbegreifliche Ungereimtheiten verblödeten Weltgeschehens zu spielerischer Konstruktion von Liliputstaatengebilden geführt, die nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zeit durch Hypertrophie der Großmannsucht zusammenknicken und wieder verschwinden werden.

In diesen Jahren habe ich einigemal das Stiftungsfest der Dorpater Landsmannschaft „Livonia“ in den noch erhaltenen Räumen der alten Ordensburg in Wenden mitmachen dürfen. Bei diesen Gelegenheiten feierte die gesamte Bürgerschaft der Stadt, die gesamte Umgegend mit. Das größere 50 oder 75jährige Stiftungsfest einer der alten vier Landsmannschaften Dorpats war Fest- und Feiertag für das ganze Land. Die äußeren Bräuche dieser studentischen Feste glichen im allgemeinen denen auf deutschen Hochschulen. Im übrigen forderte manches zu Vergleichen auf.

Der Nationalökonom Prof. Adolf Wagner hat Dorpat „die deutscheste Universität“ genannt. Nicht mit Unrecht, wie jeder zugeht, der das einzige alte Dorpat jener Jahre kennen gelernt hat wie auch die reichsdeutschen Hochschulen. Von allem andern abgesehen, hat es bei uns einen solchen „Burschenstaat“ nicht gegeben. Aber sein Wesen und Wirken gebe ich einiges von dem wieder, was

W. Wachsmut in einem Aufsatz sagt, der von der Arbeitsgemeinschaft baltischer Organisationen der Landsmannschafter-Ztg. zur Verfügung gestellt und im 6. Heft des 38. Jahrgangs abgedruckt ist,

„Zu einer Spitzenorganisation der Landsmannschaften kam es in Dorpat, als der „Chargierten-Convent“ (Ch. C.) im Jahre 1834 zuerst ins Leben trat und im Jahre 1841 feste Formen annahm.

Unter dem Ch. C. ist zu verstehen die Gesamtheit aller Burschen, der einheitliche „Burschenstaat“, der regiert wird von den Vertretern der Korporationen, den Chargierten. Der Ch. C. ist im Grunde nichts anderes als eine „allgemeine Burschenschaft“, nur innerhalb dieser gesondert nach Korporationen. Das brüderliche „Du“ vereint alle Glieder des Ch. C. zu einer Gemeinschaft.

Dem Ch. C., der sich seine Organe in der Chargierten-Versammlung, im allgemeinen Burschengericht und Ehrengericht schuf, standen Legislative und Jurisdiktion zu, verbindlich für die Gesamtheit der Studenten, für Korporelle und Nichtkorporelle (Wilden). Mit hin war die Verfassung des Dorpater Burschenstaates eine aristokratische, da nur die Korporationen das Recht der Befehung der Burschenämter, der Gesetzgebung und Rechtsprechung besaßen. Die Wilden waren verpflichtet, die Gesetze, an deren Festsetzung sie nicht mitgewirkt, anzuerkennen und sich den Urteilen, welche ausschließlich von Korporellen gefällt wurden, zu fügen, widrigenfalls über sie der Ausschluß aus dem Burschenstaat verhängt wurde.

Es ist kein Wunder, daß sich unter den Wilden eine Opposition gegen dieses ausschließlich Regime der Korporationen regte. Auch sie verlangten Vertretung in den Institutionen des Ch. C. Schon im Jahre 1847 wurde den Wilden das Mitregiment zugestanden.

Es hat nicht lange angehalten, doch hat die kurze Zeit des Mitregiments der Wilden von 1847—50 einem Gedanken im Dörpischen Burschenstaat zum Siege verholfen, der von allergrößter Bedeutung für den Charakter unserer Korporationen geworden ist und diese aufs schärfste von den reichsdeutschen studentischen Verbindungen unterscheidet: es ist die Anerkennung des Standpunktes der Anti-Duellanten als gleichwertiger und gleichberechtigter Korporationsglieder. Wir unterscheiden keine „schlagenden“ und „nichtschlagenden“ Studentenverbindungen, wobei die Glieder der letzteren bei Beleidigungen wehrlos und rechtlos den schlagenden Verbindungen gegenüberstehen. Innerhalb jeder Verbindung gibt es Duellanten und Anti-Duellanten, und beide genießen gleichen Rechtsschutz. „Satisfaktion geben“ ist bei uns nicht gleichbedeutend mit „Satisfaktion mit der Waffe geben“. Die Satisfaktion kann auch in einer vollgültigen Ehrenerklärung bestehen, und Burschengericht und Ehrengericht, die für die gesamte Studentenschaft verbindlich sind, sorgen dafür, daß dem Beleidigten eine seinem Standpunkt entsprechende Genug-tung wird.

Die Bedeutung dieses studentischen Brauches geht weit über das Studentenleben hinaus. Die Disziplinierung der Studentenschaft greift hinüber in das Philisterleben. Auch hier ist kein Anti-Duellant wehrlos beleidigenden Angriffen seiner Mitbürger ausgesetzt. Ein ad hoc eingesetztes Schiedsgericht sorgt für

Genugtuung, und so stark ist die Disziplin, daß niemand es wagen würde, sich dem Spruch eines solchen Schiedsgerichts zu widersetzen.

Die Bedeutung des Ch! C! kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Ch! C! hat nicht nur die Studentenschaft vor dem Auseinanderfall bewahrt, sondern hat weit darüber hinaus um alle einstigen akademischen Bürger Dorpats ein gemeinsames Band geschlungen, das sie stark gemacht hat im Kampf um die Erhaltung ihrer Eigenart.

Unsere Korporationen haben einen ernsteren, reiferen Charakter als er gemeinhin Jugendbünden eigen ist. Und das hat darin seinen Grund, daß wir unsere Hochschule während der Studienzeit nicht zu wechseln pflegen. Der Hochschule und der Korporation gehören wir nicht ein oder $1\frac{1}{2}$ oder im Maximum 2 Jahre an, wie in Deutschland, sondern 4, 5 und 6 Jahre; die Burschenämter werden nicht von dreifsemestrigen jungen Burschen, sondern von älteren Burschen bekleidet.

Und dann: unsere Korporationen sind viel größer als die reichsdeutschen; in normalen Zeiten zählten manche von ihnen bis 100 Glieder gleichzeitig. Da kommen die verschiedenartigsten Personen und Lebensanschauungen zur Geltung; das schleift sich aneinander ab, klärt die Anschauungen, erzieht den ganzen Menschen.

Erziehung zur Persönlichkeit, Erziehung zur landespolitischen Arbeit, Erziehung zum deutsch-baltischen Menschen sind bewußte Aufgaben der Korporationen im Laufe ihrer Entwicklung geworden.

Doch das allein würde die Korporationen nicht über den Charakter von Jugendbünden hinausheben, würde nicht ihre Bedeutung im Philisterleben, die sie tatsächlich haben, rechtfertigen.

Es ist die ständische Struktur unserer Gesellschaft, die dieses zu Wege bringt.

Wir hatten keine deutschen Bauern im Lande. Der deutsche Bauer des Mittelalters ging nicht über See, — und Aber-See-Kolonie ist Alt-Livland all die Jahrhunderte hindurch für das deutsche Mutterland gewesen. Ritter, Geistliche und Bürger kamen ins Land. Und aus den Bürgern sonderte sich nach der Reformation eine besondere Gruppe aus, die Gruppe der akademisch Gebildeten, der sogenannten „Literaten“, deren ältester, bodenständigster, fruchtbarster und zähfester Vertreter der evangelische Pfarrer, der Pastor, wurde. Wir haben Pastoren-Dynastien, die seit dem 16. oder 17. Jahrhundert in fast ununterbrochener Folge diesen Beruf ausüben und Jahrhunderte auf derselben Pfarre saßen.

Diese „Literaten“ bildeten nicht nur eine lose Gruppe innerhalb der Bürgerschaft, sondern entwickelten sich zu einem regelrechten Stande, einem „gehobenen Bürgertum“, das sich zwischen Bürger und Adel schob; mit allen Merkmalen eines echten Standes: ständisches Romubium, dadurch bedingte gemeinsame Traditionen, gesetzlich normierte, besondere Standesrechte usw. Eine Art „bürgerliche Aristokratie“, deren Lebensberuf es war, geistige Werte aus dem Mutterlande den Heimatgenossen zu vermitteln. Sie sind die berufsmäßigen Vermittler und Träger deutscher geistiger Kultur durch Jahrhunderte gewesen — und das gibt dem baltischen Literatentum seine besondere Bedeutung.

Ohne dieses ständisch organisierte und dadurch so widerstandsfähige Literatentum wären die baltischen Deutschen in ihrer Kultur kaum so deutsch geblieben. Weder der Adel, der in Landwirtschaft und Diplomatie, in Heer und Landesverwaltung seinen Hauptberuf fand, noch das Bürgertum wären allein dazu fähig gewesen. Alle drei Stände waren beteiligt: der Adel als Träger der wirtschaftlichen Kraft des baltischen Deutschtums, Vertreter der gesamten Landesinteressen und Träger einer verfeinerten, hochentwickelten Lebenskultur; der Kleinbürger als ferngesunder deutscher Nährboden für das gehobene Bürgertum; der Literat als berufsmäßiger Vertreter deutscher Geistesarbeit. Das städtische kaufmännische Patriziat (die Großkaufmannschaft) gehört seiner völkischen Bedeutung nach vielfach der Adels- und Literatengruppe an. Mit dem Adel teilt es die durch den Besitz bedingte gehobener Lebensführung; mit dem Literatentum verbindet es vielfach verwandtschaftliche Beziehungen und ein nicht selten anzutreffendes Mäzenatentum, das übrigens auch dem baltischen Adel eigen ist.

Es besteht also ein Literatenstand mit alter, fester Tradition. Zum Literatenstand gehört als Vorbedingung akademisches Studium; dieses aber wurde in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle in der Heimat absolviert. An der heimischen Hochschule erfolgte der Zusammenschluß zum Literatentum, und dieser Zusammenschluß geschah in erster Linie in den Korporationen. Die Korporation gab dem künftigen Literaten einen, wenn ich so sagen darf, „Literatenbrief“, der sein Adelsbrief ist. Nicht, daß unsere Korporationen nur bürgerliche Glieder zählen. Im Gegenteil. Ein Vorzug der Korporationen ist es, daß sie nicht ständisch gegliedert sind. Wir haben keine adligen Korps und bürgerlichen Burschenschaften. Adel und Bürgertum vereinen sich vielmehr in den Korporationen, dort findet ein Ausgleich, eine Annäherung statt, dort werden Beziehungen geknüpft, die von weittragendster persönlicher und völkischer Bedeutung sind.

Die soziale Stellung des Bürgerlichen erhält durch seine Zugehörigkeit zur Korporation ihren festen Rückhalt; die soziale Stellung des Edelmannes wird durch die Zugehörigkeit zur Korporation nicht geändert.

So erklärt es sich, daß unseren Korporationen eine Bedeutung zukommt, die weit über den Rahmen einer studentischen Verbindung hinausreicht. Das hundertjährige Jubiläum der Fraternitas Rigenfis, das im Januar 1923 gefeiert wurde, war in Wahrheit nicht ein Fest der „Fraternitas“, sondern der ehemaligen „Civitas“ Rigenfis. Und dergleichen war die im Herbst 1922 in Dorpat begangene 100jährige Jubelfeier der Livonia ein deutsches Landes- und kein bloßes Korporationsfest. Da feiern alle deutschen Kreise mit, akademische und auch nicht akademische, Männer und Frauen. Sie alle wurzeln in ihrem völkischen Sein und in ihren Traditionen in den Korporationen. Denn sie alle — Kaufmann und Edelmann, Handwerker und Literat — entsenden ihre Söhne in die Korporationen. Und aus den Korporationen treten sie zurück in ihre Familien und übertragen auf sie Anschauungen, Gesinnung und Denkwelt, die sie in den Korporationen erwarben. Wohl sind die gesellschaftlichen Unterschiede bei uns im bürgerlichen Leben nicht gering. Aber in entscheidenden Fragen deutschen Denkens und Fühlens, in Fragen nationaler Würde und

persönlicher Ehre ist man bei uns von einer Einmütigkeit, wie sie nicht oft anzutreffen sein wird. Denn trotz aller gesellschaftlichen Unterschiede empfinden sich Kaufmann und Edelmann, Literat und Handwerker in ihrer Eigenschaft als Deutsche doch als eine Familie. Und die Basis für dieses Empfinden gibt die Korporation, wo Vertreter aller Stände zusammengefaßt werden und wo diese Einheitsfront der Gesinnung geschaffen wird, die ausstrahlt auch auf Kreise, die selbst dem akademischen Leben fernstehen.

Mag man an den Korporationen im übrigen auch noch so viel auszusetzen haben — als Schöpfer und Erhalter dieser Einheitsfront deutscher Gesinnung haben sie sich ihre Existenzberechtigung erworben.“

Der russisch-türkische Krieg von 1877—78 wirkte in den Ostseeprovinzen nicht sonderlich aufregend, es wurde ja bei Gelegenheit auch darüber geredet, daß da hinten weit „die Völker aufeinander-schlügen“, aber interessierte doch nur wenig, und als ziemlich unbeteiligter Patriot glaubte man der Zeitgeschichte genugsam Rechnung zu tragen, wenn man ein recht unsicheres Spiel im *Préférence* „*Blewna*“ nannte.

Der Plan der livländischen Ritterschaft, zwei ritterschaftliche Gymnasien mit allen Rechten der staatlichen Anstalten zu gründen, mußte natürlich der alten privaten Lehr- und Erziehungsanstalt Birkenruh ein Ende machen. Nach länger als halb-hundertjähriger gesegneter Tätigkeit schloß die Anstalt ihre Tore.

Die beiden neuen Anstalten, deren eine in Birkenruh, die andere in Jellin, einer Kreisstadt, die im estnischen Sprachgebiet Livlands liegt, wurden mit frohen Erwartungen und besten Hoffnungen eröffnet und schlossen schon nach einem Jahrzehnt. Die alles Erlaubte weit hinter sich lassende nationalistische Verböhrtheit eines Alexander III., der in seinem sinnlosen Draufgängertum gegen alles losrannte, was nicht geächtet sarmatisch war, zertrampelte in den baltischen Provinzen, was deutsche Kultur geschaffen hatte.

Mir bot sich 1879 die Möglichkeit, Inspektor der „Kreissschule“ in der genannten Kreisstadt Jellin zu werden. Ich nahm die Stelle an, nachdem ich mit dem Leiter Birkenruhs, der mir ein lieber Freund geworden war, die Sache reiflich erwogen hatte.

Und nun ging im Sommer der Umzug los, der ungemein an den ungenierten Transport der Familie zur Zeit der Völkerwanderung erinnerte: Möbel und Bücher waren schon lange Vertrauen heischenden aber nicht immer verdienenden Fuhrleuten anvertraut und ächzten auf Landwegen so etwa 100 Werst wie die Seelen

ewig Verdammter in Höllepein; nach der Ankunft hatten deshalb auch fleißige Tischler längere Zeit lohnende Beschäftigung bei uns in der Amtswohnung. In einem Planwagen fuhr ich mit Frau und Söhnchen nach. Sorgsam war alles vorgeforgt und mit erstaunlicher Raumkunst verstaut, sogar ein Bettchen für den Stammhalter war hergerichtet, freilich auf Kosten mütterlichen Komforts; auch ich selbst hatte mich bei dem Werke verdient gemacht, indem ich die Arbeit meiner Frau mit energischer Überzeugung billigte und lobte. Darauf beschränkt sich besten Falls die verdienstvolle Tätigkeit des Familienvaters, der sich in der Regel sogar einbildet, etwas übriges getan zu haben, wenn er das Thermometer plaziert und nicht raisonnirt.

Zu Mittag gegessen wurde ein einziges Mal in einem Krüge, die übrigen Mahlzeiten wurden auf dem Grasteppich der Natur eingenommen. Es war sehr nett und originell, aber doch nur als Ausnahmezustand zu empfehlen. Ich wollte der Situation die beste Seite abgewinnen und begann nach dem Genuß eines Glases von Warmbier sogar zu singen: „Hier sit' ich auf Rasen mit Weilchen befränzt,“ aber es klang gezwungen, und meine Frau verbat sich meine Musik. Das einzige Wesen, das bei der Landstreicherei restlos glücklich war, das war unser Erstgeborener, und seine Freude machte auch uns wieder froh, und so kamen wir glücklich in der Stadt der alten Deutschritterburg an, wo in rührender Liebenswürdigkeit ein reichsdeutscher Landsmann unsere Wohnung zum Empfang geschmückt und mit dem nötigsten versorgt hatte.

So! nun war ich zum erstenmal im Besiz einer russischen „Kronsstelle“, war „Tchinownik“ und hätte gesetzlich Uniform tragen müssen! Ich beschränkte mich auf eine Uniformsmühe, die mir ein gewisses russisches Kronsrelief verlieh in den Augen von Schülern und Beamten. Die Menschenwürde wurde im heiligen Rußland ausschließlich durch Uniform und Orden erhöht, seltener in Europa — wie man sagt.

„Tchinownik“ heißt „Rang- oder Titelman“, denn „Tschin“ ist Rang oder Titel. Der „Tschin“ ist in Rußland ein — nun nennen wir es Kulturfaktor allerersten Rangs gewesen; mit ihm begann erst der Mensch. Mit dem Tschin gewann das Dasein bei dem russischen Menschen Inhalt und Wert und erhöhte ihn vor Gott und Menschen. Ein Tschin kostete bis in die 80er Jahre ein Monatsgehalt, eben-

ein Orden, dessen Preis wie eine Lerche stieg je nach seiner Bedeutung. Dies war die einzige Unvollkommenheit der Einrichtung, die sonst so tadellos war; aber auch diese Unvollkommenheit schwand fast automatisch durch Steuererlaß, wenn durch Gottes gnädige Fügung ein Zar eines natürlichen oder unnatürlichen Todes verblieb, wenn eine Zarin oder Thronfolgerin dem Gatten und Reich einen mit dem Andreasorden auf die Welt kommenden Prinzen, zuweilen genügte auch eine Prinzessin, geschenkt hatte, wenn ein neuer Heiliger ausgegraben wurde oder wenn die Kasansche oder eine andere Gottesmutter ein ungewöhnliches Wunder getan hatte, was die hohen Frauen nicht allzu selten der russischen Welt antaten.

Die Gehälter der russischen niederen und mittleren Beamten waren bettelhaft. Tschin und Orden ersetzten das, daneben auch ungeschickliche aber begreifliche Ausnutzung der jeweiligen Amtsgewalt dem Publikum gegenüber, ein Brauch, der sich fast wissenschaftlich ausgestaltet hatte. Es war oft bewundernswert.

Die Einrichtung des Tschins führte auf den großen Peter zurück: Die zivilen Titel entsprachen den militärischen Rängen. Der „Kollegienregistrator“ dem Unteroffizier, wenn ich mich nicht irre, denn mit diesen Kleinigkeiten habe ich mich nicht abgegeben; mein akademischer Grad eines Dr. phil. schmiß mich gleich in den Rang eines „Kollegien-Assessors“, und ich stieg nach und nach bis zum Staatsrat, was militärisch dem Rang eines Generalmajors entsprach. Also hatte ich es doch noch militärisch zu etwas ideell Bedeutendem gebracht. Zu meinem Glück war allerdings der Rang eines „Generalmajors“ in der Russischen Armee aufgehoben, und so schwebte ich militärisch in der Luft. Um aber die Wahrheit zu gestehen — ich stand auf dem Standpunkte, den der unvergeßliche Geheimrat Althoff im preußischen Kultusministerium einzunehmen schien, als er einmal meinem Freunde, Prof. Barfurth, die lächelnde Frage stellte: „Halten Sie, Herr Geheimrat, gerade Bedeutendes von diesem Titel?“ Worauf beide augurenhaft lächelten.

Die Ordenskalamität — na, das Wort mag stehen bleiben! — soll hier auch gleich abgetan werden. Als ich in späteren Jahren als Oberlehrer an das Stadtgymnasium in Riga kam, da gab es den ersten Orden, den hübsch aussehenden St. Stanislausorden 3. Güte. Dieser erste blieb für mich der einzige russische. So betrübend das ist, ich wiederhole mit Emphase: es blieb der einzige! Meine

Kollegen desselben Dienstalters haben mich auf dem Ordenssturz um Pferdellängen geschlagen; bei feierlichen Gelegenheiten, die Ordens-tracht verlangten, fiel ich dem Menschenkenner angenehm auf wie ein Geschöpf, das im preußischen Heer Einjährigfreiwilliger gewesen und nicht Leutnant der Reserve geworden ist. Dafür aber habe ich diesen einzigen heiß geliebt, denn er besaß Goldwert und ist während der Inflationszeit ein „Sachwert“ gewesen, der als Versajobjekt Wunderdienste hätte leisten können. Außerdem hat er in meinem Leben einmal noch eine unvergeßlich=possierliche Rolle gespielt; es war ein ganz besonders einziger Orden, dieser des St. Stanislaus! Dem Grunde, weshalb er der Waise blieb, wie der berühmte Edelstein in der alten deutschen Kaiserkrone, habe ich nicht weiter nach-gespürt, und weshalb ich nicht nachgespürt habe, weiß ich nicht, leider muß ich sogar sagen, die Frage hat mich nie besonders inter-essiert.

Und doch gab in Rußland jeder Orden den persönlichen, der Wladimirorden sogar den erblichen Adel. Dieser Ordensunfug ist der Geburtschoß des Briefadels gewesen, daher die vielen von Mayer, von Schulz, von Müller usw. in den Ostseeprovinzen. Der russische Adel kennt so etwas wie „von“ als Charakteristikum blauer Blutkörperchen nicht; der deutsche glückstrahlende Erwerber des Wladimirordens aber setzte, um die neuerworbene russische Adels-qualität seiner Sippe auch sinnfällig zu sichern, das „von“ vor den Familiennamen und ließ sich ein Wappen und neue Visitenkarten stechen. Der alte immatrikulierte Adel ließ den hominibus novis, den Neumännern, das unschuldige Vergnügen, verhielt sich aber ablehnend, wenn solch ein Neumann mit blankem frischgewalzten Blech=Wappenschild um Aufnahme in die ritterschaftliche Matrikel warb.

Titel und Orden wurden auch Ausländern verliehen, auch darin zeigte sich die russische Weitherzigkeit, die „schirokaja natura“, die breite Natur. Sogar freie Eidgenossen, die für dynastische Ehrungen, wenn ich nicht irre, laut Verfassung und republikanischem Geist unempfindlich sein müssen, haben derartige zarische Aner-kennungen und Gnadenbeweise gern und nicht ohne Stolz ent-gegengenommen.

Als ich als Kreisschuldirektor amtierte, fand ein stöbernder Be-amer heraus, ich sei Reichsdeutscher und vermeinte, meine fremde

Auch bei den Esten habe ich die Beobachtung machen können, daß ungeschickte Behandlung von deutscher Seite sie in die Gegnerschaft, ja unversöhnliche Feindschaft gegen das Deutschtum getrieben hat. Mein Vorgänger, ein vornehm gesinnter, guter Mensch, konnte es nicht über sich gewinnen, die Eltern der estnischen Schüler etwa bei der An- oder Abmeldung in seinem Zimmer zu empfangen, ihnen gar die Hand zu geben oder einen Sitz anzubieten; sie mußten auf der Schwelle stehen bleiben und von dort aus ihr Anliegen vortragen. Er konnte eben aus seiner Haut der baltischen Eigenart nicht heraus.

Als ich mein Amt antrat, fiel mir und meiner Frau gleich das lotterige und schlotterige Äußere der estnischen Schüler auf. Mit der Sauberkeit war es auch nicht musterhaft bestellt. Das Loch im Ärmel war bald beseitigt, nachdem meine Frau bei einigen Jungen diese Offenherzigkeiten ihrer Jacken eigenhändig geflickt und dabei nur gesagt hatte, dergleichen schade sich nicht für einen Schüler der Kreissschule. Der Schlips und saubere Hemdtragen tauchten nach und nach bei allen Jungen auf, nachdem ich einige in diesem Punkte allzu sorglose Kerlchen aus dem Unterrichte heraus zu meiner Frau geschickt hatte mit der Bitte, den Antragstellern einen neuen Schlips zu ewigem Andenken zu verehren. Diese kleinen Maßregeln wirkten umgestaltend; das Selbstbewußtsein wurde bescheiden geweckt. Und als ich gar Väter und Mütter in meinem Zimmer empfing, ihnen auch die Hand gab und einen Stuhl anbot, da änderte sich bald die früher verdrossene Haltung. Die Leutchen erkannten, daß der „Saxaerra“ der deutsche Herr nicht immer ein Wauwau zu sein brauchte, und sie haben meine Frau und mich schließlich ganz gern gehabt.

Überhaupt denke ich gern an das Jahr meiner Tätigkeit in Fellin, obwohl ich mit dem stark brüsten und anmaßenden damaligen Direktor des dortigen Landesgymnasiums, der sich für einen gottbegnadeten hielt, hoch erhaben über der Gemeinen Schwarm und inferiorer Kreisschulinspektoren-Spezies, manche Klinge gekreuzt habe, wobei er zweiter Sieger geblieben ist.

Wenig anmutig war ferner die kanailenhafte Zumutung der russischen Schulbehörde, über die politische Richtung der Lehrer des Landesgymnasiums gelegentlich vertraulich zu berichten. Nach Empfang dieses Schreibens bin ich hingegangen und habe mir die Hände gewaschen.

Im Jahre 1880 wurde ich als Oberlehrer der alten Sprachen an das Stadtgymnasium in Riga berufen.

Der Umzug vollzog sich gleich nomadenhaft wie ein Jahr vorher, nur mit dem Unterschiede, daß der Planwagen mit starker Schnur umwunden war, nicht etwa um eiteln äußern Tand anzubringen, oder die Rippen des Wagenaufbaus zuverlässlicher zusammenzuhalten, als vielmehr zu dem Zwecke, als Trockenleine für Windeln zu dienen, nachdem sie meine Frau im Bach oder am leise murmelnden Waldquell gewaschen und ich sie recht oberflächlich ausgewrungen hatte. Es war nämlich im Laufe dieses Jahres ein Töchterchen zu dem noch recht bescheidenen Familienbestande hinzugekommen. Das macht den ungewöhnlichen Planwagenschmuck erklärlich. Für Menschen, die in weiterer Distanz vorbeifamen, machte unser Transportmittel einen originellen Eindruck in seinen lustig mit den lauen Winden spielenden Wimpeln, die näher passierenden beschleunigten ihre Schritte.

In Birkenruh angekommen, blieben die Meinigen als Gäste einige Wochen lang, ich reiste weiter in die Heimat, um meine Mutter zu uns zu holen, die nach dem Tode meines guten Vaters verlassen und einsam zurückgeblieben war, nachdem meine jüngere Schwester sich verheiratet hatte. Wir haben das Glück und die Freude gehabt, unser Mütterlein noch ein Jahrzehnt bei uns zu haben in Riga und Sommers am Strande, wo sie sich froh eingelebt und in Kreise der Kinder und Enkel Heimat wiedergefunden hatte.

VI.

Sier in der alten an Geschichten überreichen Hansestadt Riga, die dazumal noch einen durchgehend deutschen Eindruck machte, habe ich am Stadtgymnasium meine besten, frohesten und leistungsfähigsten Jahre, mehr als ein halbes Menschenalter hindurch, als Lehrer tätig sein dürfen unter dem Direktorate des „alten Schweder,“ dessen sich alle, Lehrer und Schüler, und wer ihm sonst nähergetreten war, mit Dankbarkeit, froher Verehrung und Liebe erinnern.

Die Anstalt betrachtete sich als die Fortsetzung der uralten „Domschule“, deren Gründung auf das 13. Jahrhundert zurückweist. Sie bestand in ihren Glanzjahren aus humanistischer und realer Abteilung und wurde von etwa 5—600 Schülern besucht. Die Unterrichtssprache war bis zu der glorreichen Russifikation Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre deutsch. Die sehr schwierige russische Sprache verlangte eine ganz beträchtliche Zahl von Unterrichtsstunden und noch mehr Stunden häuslicher Arbeit, dazu kam die Geschichte und Geographie Rußlands, die in ihren minutiösen Forderungen grenzenlos waren, ferner die bei Lehrern und Schülern mit Recht so beliebten vielen Feiertage ganz uninteressanter aber außerordentlich willkommener Heiliger, die aber dem Unterrichte als Bildungsräuber nur wenig förderlich waren, so daß man sich mit Recht und Verwunderung fragen muß, wie das, was in den höheren Schulen geleistet worden ist, hat ermöglicht werden können. Und dabei haben wir Philologen dort es wagen dürfen, griechische und römische Schriftsteller mit Erfolg zu lesen, deren Namen oder Werke in Preußen in dem Kantone der empfohlenen oder zugelassenen Autoren vergeblich gesucht werden. Und das war nicht etwa nur möglich auf Kosten anderer Fächer; im Gegenteil ist z. B. in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, wie mir von deutschen und russischen Fachleuten bestätigt worden ist, mindestens dasselbe geleistet worden wie seitens der entsprechenden reichsdeutschen Schulen. — Überhaupt habe ich vielfach im Aus-

lande aus Erfahrung die Lehre ziehen müssen, daß wir Deutsche klug daran getan hätten, nach manchen Richtungen hin unseren dogmatischen Glauben an die unbestrittene Überlegenheit unserer Einrichtungen, unseres Könnens und unserer Leistungen mit Hintansehung schmeichelnder Selbstzufriedenheit einer schweigenden aber eingehenden Revision zu unterziehen.

Bei den Abiturientenprüfungen, bei denen für jedes Prüfungsfach eine dreigliedrige Kommission eingesetzt war, gemischt aus Lehrern der Gymnasial- und Realabteilung, habe ich Gelegenheit gehabt, selbst zu beobachten und von Kollegen der Realabteilung diese Beobachtung bestätigt zu hören, daß im allgemeinen die Gymnasialabiturienten insofern besser abschnitten denn ihre Kommilitonen der Realabteilung, als z. B. in Geschichte, Deutsch und Religion die Antworten jener sprachlich gewandter, sachlich tiefer und straffer und logisch geordneter seien, wie auch das Wesentliche mehr hervorgehoben und das unwesentliche zurückgestellt werde; daraus ergebe sich also der höhere Bildungswert der humanistischen Bildung.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Beobachtung nicht vereinzelt dasteht und nicht etwa für Rußland allein gilt.

Im Polytechnikum in Riga, an dem ich ein Jahrzehnt Dozent für deutsche Sprache und Literatur war, habe ich ebenfalls gefunden, daß mit den Schülern der Gymnasien besser vorwärts zu kommen war, und Großkaufleute Rigas haben mir mehrfach bestätigt, daß Gymnasialabiturienten geschäftlich im allgemeinen anschlüssiger und leistungsfähiger seien als Realabiturienten. Also muß doch etwas an der Sache begründet sein.

Das geistige Futter, das in den mittleren und oberen Klassen beider Anstaltsarten vorgelegt wird, um von den unteren ganz zu schweigen, ist im wesentlichen das gleiche, die Zubereitung ebenfalls, auch die Röche und Fütterer der geistigen Nahrung sind aus demselben Holz geschnitten; nur in den Sprachen herrscht Verschiedenheit. Dort die toten alten Sprachen Griechisch und Lateinisch, hier die lebendigen neuen Englisch und Französisch.

Die Syntax der sog. klassischen Sprachen ist ein abgeschlossenes, in eminent logischer Folgerichtigkeit erwachsenes Denkwerk, die Syntax der neueren wandelt sich stets, da sie noch mitten in der Entwicklung steht. Es ist so zu sagen die Tragik lebendiger Kultur- und Weltsprachen, daß sie in demselben Grade, was Flexion und

Syntax betrifft, verarmen, verflachen und sich abschleifen, als sie reicher werden an Begriffen und Wörtern, die der rastlos sich erweiternde Weltverkehr auch der Sprache aufzwingt. Nachgerade haben die armen Teufel von Menschen gar keine Zeit mehr zu richtigem Sprechen in der eigenen Sprache, und man nähert sich langsam, aber todsicher dem Dadaismus.

Man sehe sich nur die Grammatiken unserer lieben Muttersprache, des Englischen, Französischen und Russischen an! Wie viel Ausnahmen, Unsicherheiten und Möglichkeiten wirken da abschreckend und verwirrend in Orthographie, Flexions- und Syntaxlehre! Man frage nur den deutschen Jungen, das deutsche Mädchen nach ihrer Meinung über die deutsche Grammatikstunde! Ihre Antwort ist ein wildes Stöhnen aus gequälter Menschenbrust und ein Aufstampfen mit dem Fuß. Und der Ausländer gar! Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir unsere Unbeliebtheit in der Welt zu ganz beträchtlichem Teil unserer „reizenden“ Grammatik verdanken, die schon nationale Wut erregt bei französischen Rognäschen und englischen girls im Flügelkleide. Unsere Aufnahme in den „Völkerbund“, der alle Menschen, so da gutes Willens sind, vereinen wird zu einer Hammelherde, wird im wesentlichen abhängen von einer gründlichen Abrüstung und Entwaffnung unserer waffenstarrenden deutschen Grammatik.

Und nun nur ein einziger Happen aus dem französischen brodelnden Sprachentochtopf! Es heißt „j'ai vaincu“, auch sogar, wenn eine Dame spricht, es heißt unabänderlich auch dann „j'ai vaincu“. Ja, sogar, wenn mehrere Damen reden, das Ding ändert sich nur vorn „nous avons vaincu“; da helfen auch nicht die grünen Palmenfrackträger der „Académie française“, hinten bleibt vaincu unbeweglich wie ein rocher de bronze. Aber nun ändert sich die Situation! „L'armée, que j'ai vaincue.“ Ja, in Teufels Namen warum? Ist eine Armee von Poilus etwa besser als die einzige Jeanne d'Arc? Selbst diese Heldenjungfrau konnte ihrem schlappen Könige nur melden: J'ai vaincu. Es ist rein zum Langhinschlagen!

Nein, das ist es nicht, mein Bester. Es gibt natürlich eine Regel, die da lautet: „Wenn in einem Relativsatze das Pronomen im Akkusativ steht, dann usw.“ Ja doch! ja! die Regel hab' ich gelernt, aber wer hat mich geheißten Regeln glauben! Ich

will den überzeugenden Grund wissen! Den Grund? Dann gehe hin zu deinem Lehrer oder meinetwegen deiner Lehrerin, was aber weniger empfehlenswert ist, und frage, du Kleingläubiger, nach dem „überzeugenden Grunde!“ Und wenn er oder sie nur vieldeutig und abweisend lächeln, obwohl es einen „überzeugenden Grund“ gibt, so gedenke des Goetheschen Wortes: „Du halte dich ans Weil und frage nicht warum!“

Die griechischen und lateinischen Grammatikstunden gehören auch nicht zu den Sehnsüchten der Schüler, ja sogar die Lehrer stehen ihnen mit gehaltener Freude gegenüber, und so lange es sich um das „Einpauken“ der Flexionslehre handelt, sind sie eine schwere Bußübung, die je em Lehrer im Himmel auf die Kreditseite seines Lebenskontos gebucht sein möge! In der Satzlehre aber zeigt sich der große Vorzug der alten Sprachen: Hier ist alles wie aus Erz gegossen und wundervoll reich gestaltet und gegliedert nach festen Denk- und damit Sprachgesetzen, denn Sprechen ist bei normalen Menschen in normalen Zeiten lautes Denken. Der neben seinem philologischen Wissen auch philosophisch durchgebildete Lehrer, der auch sein „collegium logicum“ mit mehr als nur formalem Erfolge absolviert hat, kann eine Grammatikstunde zu einer wirklichen Trainingung des Verstandes gestalten, so daß die dunkeln Schrebnisse der hypothetischen Sätze im Griechischen und die türkisch verschlungenen Stachelbrähte der lateinischen *consecutio temporum* wie logisch notwendige Sprachgestaltungen erscheinen, was sie ja auch sind.

Daß die lernende Jugend solche straffen logischen Trainierungen mitmacht, darauf kommt es an, das ist der Witz der Übung; die objektiven Tatbestände, das grammatisch-syntaktische Wissen, mag der Junge möglichst bald den „lustigen Winden geben, sie tragen es lustig fort!“ Nicht fortgetragen wird aber die so erworbene Trainingung und Stärkung der Denkmaschinerie. Und hier ist der Turnsaal der alten Sprachen das „*γυμνάσιον*“ viel reicher assortiert, als die neueren Sprachen.

Wieland hat einmal einem Bewunderer seines schönen deutschen Stils geantwortet: „Ich schreibe ein gutes Deutsch, weil ich ein gutes Latein schreibe.“ Wir Menschen der neueren Zeit denken, reden und schreiben in Sätzeihen, in Hauptsätzen, die möglichst wenig von Nebensätzen beschwert sind; die Griechen und Römer

in Satzgliedern, in architektonisch kunstvoll aufgebauten Perioden. Diese ließen sich Zeit, den Gedanken in künstlerisch schöne Form zu bringen, wir pflanzen sie unbehauen, unpoliert nebeneinander ohne große Rücksicht auf artige Form. Das Sichdurcharbeiten durch eine der künstlerisch schön konstruierten Perioden etwa eines Demosthenes oder Cicero ist ein Stück fördernder Geistesarbeit, zu der die Lektüre in den neuen Sprachen keine Möglichkeiten bietet, denn in ihren Schriftwerken herrscht im allgemeinen dieselbe Schlichtheit der Form wie bei uns. Und nun gebe der Lehrer die Anleitung, eine solche kunstreiche Periode zu analysieren und zu deuten und dann dem Geiste der Muttersprache entsprechend zu übersetzen, indem die in so mannigfaltiger Weise subordinierten Satzglieder logisch-folgerichtig gleichsam verselbständlicht werden zu gleichgeordneten Sätzen, so wird damit eine Arbeit getan, die der Einsicht in unsere Sprache und ihrer Beherrschung außerordentlich förderlich ist.

Und nun erst Inhalt und Qualität der Schriftwerke, die seitens der alten und neuen Sprachen der Schule vorgelegt werden!

Was bietet sich aus dem literarischen Arsenal der Engländer und Franzosen Gleichwertiges, so weit aus ihm die Jugend versorgt wird? An Philosophischem und Rhetorischem verschwindend wenig, und an Dramatischem? Was wird denn von Shakespeare in der Schule gelesen? Und die ragendsten seiner Riesenschöpfungen bleiben aus diesen oder jenen Gründen der Jugend vorenthalten oder späterem Genuß vorbehalten. Die Tragödien der klassischen Epoche der französischen Literatur mit ihrem Stelzengang mögen ruhig französischem Geschmaç gewahrt werden als köstlicher Eigenbesitz! Und Molières bürgerliche Komödien machen den literarischen „Kohl auch nicht fett“.

Nun gut! Der behauptete Vorzug der ethischen und künstlerischen Werte der griechisch-römischen Literaturwerke kann durch gute Übersetzungen vermittelt werden!

Das darf stark bezweifelt werden. Ich habe irgendwo die feine Bemerkung einer klug beobachtenden, malerisch nicht untalentierten Frau gelesen: „Wenn ich einer Blume, einem Menschen seelisch nähertreten und sie verstehen will, so male ich sie; durch dieses Ringen und Eindringen in die Einzelheiten mache ich mir Dinge und Menschen zu bekanntem, befreundetem, verwandtem.“ So

ist's! Ein paar Scheffel Salz müssen erst zwischen Menschen draufgegangen sein, bevor man einander gründlich kennt, und um Dinge und Verhältnisse richtig zu würdigen, kostet's Herzensteilnahme, Miterleben gleichsam. Lese ich von den Gefahren und Leiden, der Tapferkeit und dem sich durchsetzenden Mannesmut der 10000 griechischen Soldaten bei Xenophon, wie sie endlich angesichts des Erlösung winkenden Meeres schon der Heimat nahe zu sein glaubten und die See jubelnd grüßten, ich sage, lese ich das in flotter deutscher Übersetzung, so ist das alles sehr interessant, ganz ohne Zweifel, aber die Geschehnisse und Personen bleiben uns objektiv und distanziert, der Eindruck glättet sich bald. Habe dich aber abquälen müssen um das Verständnis des griechischen Textes, dann bist du selbst subjektiv beteiligt, die ferne Zeit wird Gegenwart, und du selbst rennst dort am Schwarzen Meere hügelan und schreist zwischen Lachen und Weinen „*θάλασσα! θάλασσα!*“ — Du würdest dich schön hüten, beim Lesen der Übersetzung dieser Stelle lachend und weinend zu rufen „Meer! Meer!“

Das eine Beispiel genüge! Ich will also sagen, das sprachlich erarbeitete Verständnis eines Geisteswerks fremder Gedankenwelt zwingt uns in unmittelbaren Bann subjektiver Anteilnahme, wir sind in „Dichters Lande“ und verstehen ihn.

Außerdem: Jede, auch die beste Übersetzung nimmt den Schmelz weg, und manchmal ist Übersetzung einfach barbarische Frivolität. Man lasse — sogar im Umfang des deutschen Sprachschatzes selbst — den wadern „Entspektor Bräsig“ hochdeutsch reden, er wird sofort zu einem reichlich albernen Gesellen; er gehört mit allem, was er ist, in seine Meßlenburger „Kluft“ hinein und nicht in Gesellschaftsrock oder gar Smoking.

So, und nun muß ich sehen, daß ich auf den augenscheinlichsten Irrweg oder Umweg geraten bin durch die vorstehende „Fachsimele“, die außerdem deplaziert, weil veraltet, ist, denn heutzutage, wo von dem geheimnisvollen Bauwerk „Unter den Linden“ Nr. 4 in Berlin an bis zur Dorfschule alles siedet und überkocht in dem Kessel der Schulreformen und Experimente, heutzutage, wo in der „Ertüchtigung“ der Jugend ein Stabhoch- oder Weitsprung von entscheidender seelischer Bedeutung ist, dürften dergleichen Expektionen doch wohl der Vergangenheit zuzuweisen sein. Nun wohl! Ich schreibe ja von Vergangenen, bin allerdings auch davon

überzeugt, daß im Lauf der Jahre vergangenes Gute wieder Gegenwärtiges werden kann und wird; auch die höchst geschossene Rakete, die den größten Knatterlärm macht und die buntesten Leuchtfugeln in Wolkenhöhe um sich wirft, kommt wieder als leere Hülse zum Erdboden zurück und muß neu geladen werden.

Der geneigte Leser mag die Abschweifung ins Gebiet pädagogischer Reflexion überlesen — es schadet ihm nicht, oder über schlagen — das schadet mir nicht. Für mich ist es aber Zeit, den vorläufigen Heimweg nach Riga einzuschlagen!

Das verhängnisvolle Geknatter der Bomben, die im Jahre 1881 den Kaiser Alexander II. in Petersburg zerrissen, den letzten Europäer auf dem Zarenthron, war auch das Zeichen für die Aufhebung der beschworenen Privilegien der drei Ostseeprovinzen. Die Russifikation begann sehr bald; der Dämon Rußlands, Pobjedomoszeff, Oberprokurör des „Heiligen Synod“ und Er- oder Verzieher des „vergötterten Monarchen“, liebte als Slavophile oder besser Slavofilou prompte Arbeit.

Zuerst mußte das Gerichtswesen daran glauben. Das Schulwesen blieb in den ersten Jahren der neuen Regierung noch ungeschoren, so daß es möglich war, vom Kosakenstiefel ungestört, mit den Sekundanern die Komödie „Andria“ des Terenz in der Ursprache aufzuführen, deren allzu bedenkliche Stellen ich „in usum Delphini“ umgedichtet hatte; so gering das Risiko der gefährdeten Sittlichkeit bei dem in die Aula geladenen Publikum auch sein mochte, aber der Mensch soll vorsichtig sein, wenn er den Porzellanladen der Moral betritt!

Ja, im Jahre 1888 konnte ich sogar mit den Primanern der Anstalt des Meschnus „Gefesselten Prometheus“ in griechischer Sprache aufführen. Ich gestehe offen, es war „magnum opus et laboriosum“ ein schweres Stück Arbeit, besonders mit den Chorliedern, aber die Schüler waren mit dem Herzen dabei, und die Schwierigkeit der Aufgabe stärkte die Tatkraft; „jetzt erst recht!“ so war die Losung. Für den äußeren schwierigen Apparat der Inszenesetzung in der schönen Aula des Stadtgymnasiums sorgte der geistvolle, energische und für alles Schöne und Erhabene begeisterte Direktor des Stadttheaters, der später auch in Deutschland bekannt gewordene Geheime Hofrat Max Martersteig, und der Fundus des Theaters. Der Erfolg der Aufführung war so, daß unser mit

Lob seiner Anstalt außerordentlich zurückhaltender Direktor Schweder den Tag der Aufführung den Ehrentag des Gymnasiums genannt hat.

Das waren glückliche Tage! Die Jungen waren noch nicht durch strengste Verordnung des Ministers in die geschmacklose langschößige Schüleruniform gezwängt worden und trugen noch nicht die Uniformsmütze, die ordonnanzmäßig zu groß war und so tief in den Nacken reichte, wie das einst Mode war bei dem sog. Poposcheitel; sie sahen noch ganz menschlich aus.

Nur wir Lehrer trugen Uniformsrock oder -frack aus schönem blauen Zeug mit echt vergoldeten Knöpfen und Aufschlägen und Kragen aus blauem Sammt; außerhalb der Schulmauern barg er sich unter zivilem Paletot. Man wollte nicht auffallen oder etwa Veranlassung zu Volksaufläufen geben.

Damit aber nicht genug: An heiligen Tagen, den Geburts- und Namenstagen des Zaren- und des Thronfolgerpaares, wenn ein solches dem beglückten Volke durch Gottes ganz besondere Gnade schon geschenkt war, und an dem minder heiligen Tage des feierlichen Schulaftus hatten wir Lehrer Galauniform anzulegen, mit goldgestickten stilisierten Blättern des Lorbeers oder der Eiche wohl verzieret an den Aufschlägen beider Ärmel und dem steifen Krage, der das Atmen der Bedeutung des Tages entsprechend erschwerte.

Die *pièce de résistance* war aber der Hut mit Goldbügen und einem freisunden Gebilde an einer Seite. Das Ungetüm erinnerte an Generalsbehauptungen aus der Zeit der Freiheitskriege. Das Unglück hat mich in dieser Tracht tüdlich verfolgt: weder bin ich, noch ist meine sonst so peinlich genaue Frau je hinter das Geheimnis gekommen, ob der freisunde Fleck auf der rechten oder linken Seite prangen mußte, und mein Sohn, der inzwischen schon Gymnasiast geworden war und sich in der Uniformsetikette auskannte, riet mir beim Aufsetzen des Hauptmöbels unter Hintanzetzung der Rücksicht auf korrekte Erscheinung seines Vaters immer falsch. Daher ist es mir zweimal auf dem Leidenswege vom Hause zur Schule vorgekommen, daß ein Polizeileutnant mich höflich ersucht hat, den Dreimaster andersherum aufzusetzen. Das hat mich tief beschämt und gequält, aber der Mann tat nur seine Pflicht, er hat auf Wohlverhalten in der Öffentlichkeit zu achten.

Und nun erst das Schwert! der Galanteriedegen mit vergoldetem Griff! Man muß damit umzugehen verstehen. Ich verstand es nicht, ich war ja militärisch nicht ausgebildet. Das sollte sich bitter rächen.

Es war ein Gelegenheitskauf gewesen, dieser Degen, ein wahrer Glückskauf! Die Klinge war freilich nur fragmentarisch vorhanden und das Bandelier fehlte ganz; dafür kostete die Waffe auch nur 1 Rubel 75 Kopeken. Da die Schärfe des Schwertes die Lederscheide nicht ausfüllte, glich diese bei hurtigen Bewegungen einer munter sich ringelnden Schlange, wodurch sich der notwendige Zusammenhang zwischen Griff und Klingenfragment einerseits und Lederscheide andererseits leicht lockerte; das wurde dadurch vermieden, daß meine Frau in jedem Falle, wenn ich ins Feld rückte, Griff und Scheide mit soliden farblosen Seidenfäden fest verband. Auch felsensfest scheinende Verbindungen im Menschen- ja selbst Völkerleben hängen oft an seidenem Faden, warum nicht Griff und Scheide eines Galanteriedegens, der niemals blutdürstige Reigungen hat! Da ein Bandelier nicht vorhanden war, hing ich die Waffe an dem für alle Fälle an der Scheide angebrachten Haken in dem Spalt des Waffenrocks an der äußeren Rockwand fest; das bedingte nun vorsichtiges Gehen, Sitzen, Aufstehen, ganz so, wie es Brauch war in der Zeit des spitzfingrigen Kokos, wo galante Herren in Eskarpins um Damen trippelten.

Ich wäre verzweifelt, wenn ich die Sache nicht plastisch genug beschrieben hätte, denn Anschaulichkeit ist durchaus notwendig zum Verständnis der folgenden Katastrophe.

Es war feierlicher Schulaktus. Anwesend Se. Eminenz der griechisch-katholische Bischof von Riga und Mitau, Se. Exzellenz der Gouverneur mit breitem Ordensbande und schimmernder Ordensbrust, der Kurator des Lehrbezirks, natürlich auch Exzellenz und „prominente“ Personen aller Art, wer kennt die Kunden, nennt die Namen! Der „Lehrkörper“ auf Holzbänken zur Seite des Katheders. Die Feier stieg; die Zarenhymne dreimal, dann das gewöhnliche Ceremonial der Schlußfeier. Nach kurzer Schlußkunstpause erhob sich der Bischof und reichte jedem Lehrer die Hand, die andern „Prominenten“ taten in schuldiger Distanz das Gleiche. Und nun kommt das Unglück:

Der Zufall, böswillig wie meist, hatte mich an das Ende der Vorderbank gesetzt; ich war also dem Handschlage Sr. bischöflichen

Eminenz als erster ausgekehrt; ich erhob mich etwas jach; darauf war mein Degen nicht „eingestellt“ und kaum legte ich meine Hand mit schuldiger Ehrfurcht in die bischöfliche, da bekam der vermaledeite Säbel das Übergewicht zum schwer vergoldeten Griff hin, entschlüpfte dem Schlig im Waffenrock und rasselte zu Boden; d. h. rasselte ist ein Euphemismus, was sollte da bei entmannter Klinge rasseln! Sagen wir also „*δοῦπησεν δὲ πεισῶν*“ er polterte zu Boden; die Seidenfäden rissen, und das Häufchen Unglück lag da: Hier Griff mit Klingensstück, dort in unwahrscheinlicher Windung die Lederseide. Wiederum Tableau!

Se. Eminenz neigte sein mitrabedecktes Haupt, und es wallten nach vorne die ambrosischen Locken, wie einst bei Zeus, als er mit dieser Bewegung den Olymp erschütterte. Erschüttert wurde hier nichts als das Zwerchfell. Es lächelte der Bischof, es lachte der Gouverneur, es schmunzelte der Kurator, es grinsten die „Prominenten“ und die Kollegen, es wieherten die Jungen, mein Direktor Schweder guckte über die Brille, wie nur er zu ängeln wußte, und ich machte das nötige Gesicht dazu. So schloß der ernste Schulaktus unter allseitiger Heiterkeit.

Und die Lehre aus dem Begebnis? Schwerter gehören ausschließlich in die Hände des Wehr-, nicht des Lehrstandes und zweitens: Wie wenig Wit gehört dazu, auch würdigste und würdige Männer selbst bei feierlich ernstern Gelegenheiten zu ergötzen und aus einer Stimmung in die entgegengesetzte zu werfen! Oft genügt dazu ein verunglückter Galanteriedegen. Von dieser psychologisch richtigen Tatsache sollten unsere Unterhändler in dieser Zeit der krankhaft sich jagenden Kongresse profitiert haben, und sie hätten größere Erfolge heimgebracht, denn auf Stimmungsmache kommt es an. Wäre z. B. jüngst in London bei der Besprechung der Räumung des Ruhrgebietes der Reichskanzler Marx vom Stuhl gefallen, und hätte Stresemann diesen Fall mit der Bemerkung begleitet: „Den Teufel auch! wie kam das?“ so ist tausend gegen eins zu wetten, daß unauslöschliches Lachen den Saal durchtobt hätte und Herriot sofort in Gebelaune geraten wäre. Oder aber wenn vorher beim Londoner Diktat oder einst in Spaa ein deutscher Mann aufgestanden wäre, Goethes Gög von Verlichingen gezücht und die bekannte Stelle verlesen hätte, Welch einen Respekt hätte uns das eingebracht! Jedenfalls also verdient dieser hier angedeutete Gedanke im N. N.

der Reichshauptstadt des näheren erwogen zu werden, denn alles hängt ab von der richtigen Atmosphäre, deren Schaffung jedes Staatsmännchen sich angelegen sein lassen muß.

Erholung von den mannigfaltigen Strapazen des Berufs boten die für Lehrer und Schüler in Rußland verständigerweise reichlich bemessenen Sommerferien. In Rußland geht alles ins Breite und Lange, weniger ins Tiefe.

Für Riga war der gegebene Sommeraufenthalt der „Strand“. In stark einer halben Stunde lud die Eisenbahn ihre lebende Fracht in Bullen ab. Der Name dieses ersten Strandortes deckt nicht ganz die Eigenschaft der dort hausenden Gäste, denn das lustige Völklein des Stadttheaters huldigte hier dem sommerlichen dolce far niente. Bullen war „theatral“.

Daran schloß sich das vornehm abgeschlossene „Bilderlingshof“. Die hier liegenden „Höfchen“, etwas komfortabler eingerichtet, waren meist Eigenbesitz von Kaufleuten erster Gilde, die auf der Fahrt wenig sprachen, die „Rigasche Zeitung“ mit gemessener Aufmerksamkeit lasen und zweiter Klasse fuhren, wie die englischen Berufsgenossen bei weekend, gediegen aber ländlich-einfach.

Bilderlingshof war „rustikal“.

Das dann folgende „Edingburg“ huldigte fortschrittlichem Bäderleben; da wurden schon Kostüme gezeigt und beneidet, und einzelne Equipagen fuhren Korso; am Meere prokten Strandkörbe. Edingburg war „kapital“.

In Majorenhof wurde das Publikum gemischt. Zwischen deutsche Laute drängte sich russisches und gequält französisches. Auf den Promenadenwegen hing in der Luft ein Hauch von Moschus, der sich mit Patschuli chemisch gattete. Das „Kurhaus“ mit Konzertgarten vereinigte Krethi und Plethi. Majorenhof war „international“.

Von „Dubbeln“ heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen! Es war das Ghetto des Strandes. Durchaus „oriental“. Leute, die es wohlmeinten mit sich und ihren Angehörigen, vermieden den Weg durch den Ort und wählten den Pfad am Strande; die Luft war hier frischer, wenn das Glück es so fügte, daß die Dünen zufällig frei waren von Lebewesen. Der Briefbote, den sein Beruf zweimal täglich in die Hütten und Häuser Dubbelns zwang, mauschelte bald und mußte für die Wintermonate als unverständlich entlassen werden.

Und nun kommen wir in unser liebes altes „Karlsbad“, wo wir länger als ein Menschenalter Erholung und Kräftigung gefunden haben. Es ist das Dorado in der Erinnerung unserer Kinder. Karlsbad war „Scholarchal“: Der Lehrer mit Gattin und Kinderschar, die sie rastlos ihm gebär, liebte hier sommerlich zu wohnen, denn siehe! es war verhältnismäßig billig, Schuhzeug wurde nicht verschliffen, die anspruchsvollere Garderobe träumte in der Stadtwohnung eingepfeffert und schonte sich für winterliche Besuche, und Bad und zehrende Seeluft machten den Appetit empfänglich für minder luxuriöse Mahlzeiten.

Hinter dem „Scholarchalen“ Karlsbad lag noch das „pastorale“ Aßern, zumeist Sommerfrische für Pastoren und schlichtere Edelleute, bei denen es für Ostende, Trouville, Monte Carlo nicht reichte.

Darüber hinaus hausten in den achtziger Jahren nur noch einzelne Menschenfeinde und Anachoreten.

Bei dem Bau der durchgängig einstöckigen Holzhäuser hatte Anspruchslosigkeit Gevatter gestanden und Billigkeit das gewichtigste Wort gesprochen. Sie waren auf trockene und warme Sommer berechnet. Ausschweifende Architektur fand hier keine Stätte. Man wollte am Busen der Natur leben. Hatte der Sommer frostige und feuchte Laune, dann gehörte viel guter Wille und stark angestrenzte Einbildungskraft dazu, den Aufenthalt an der See lieblich und wohltuend zu finden. Es gab aber auch damals schon Menschen, die es reizend und originell fanden, wenn nächtlicher Regen Veranlassung gab, über den Betten ableitende Schirme und auffangende Becken anzubringen oder mit schamhaften Unterkleidern Lücken der Wände zu verstopfen und zu verhängen, durch die herrisch der Sturm schnaubte. Es wurde jedenfalls die Nachtruhe unbequem beeinflusst und neckisch gestört. Und dazu orgelte das Meer sein dumpf-eintöniges Sturmlied.

Schoben sich dann einige Sonnentage ein, dann war alles, alles wieder gut, denn der Mensch ist in Wetterfragen wetterwendisch und von beneidenswerter, anspruchsloser Zufriedenheit.

Ein sonnendurchleuchteter heißer Sommer hat am Meere auch seine Rücken und, so paradox es scheinen mag, seine Schattenseiten. Er ist nicht für jedermann, besonders nicht, wenn die Sonne im Zenit steht und das Meer „erglänzt weithinaus“. Ein Gefühl trostloser Ode faßt dich an, wie du es höchstens noch empfindest in dem

Wartezimmer eines Arztes, der sich eben erst in Berlin etabliert hat. Und lagere dich dann im leicht geschürzten Kostüm der Tauengienstraße, das hier empfehlenswert ist, im glühenden Strandsande, dann wirst du dich bald nur noch als Lockesche „primäre Eigenschaft“, als „Ausdehnung“, empfinden, alle Attribute fallen von dir ab. In einen Trancezustand bringt dich schon die über dir als Punkt vibrierende Fliege, die unbegreiflich albern und grundlos seitwärts abschwirrt, um gedankenfix zurückzuspinnen. Betrachte das mit brechendem Auge und du bist soweit, wie Mephisto dich haben will:

„Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.“

Und hinten, ganz hinten verschwimmt bleiernes Meer mit bleiernem Himmel im stumpfen Bleiglanz des Grenzenlosen. Erwachst du dann aus diesem Nichts zum ziemlich schlapp gewordenen Ichbewußtsein, dann hast du einige Sonnenstiche und Kopfschmerzen.

Nein, das Meer, das schon Homer „ἀργύρεος“ nennt, wenn die Übersetzung mit „unfruchtbar“ richtig sein sollte, ist nicht für jedermann ein Allheilendes. Aber die große Mehrheit der Badegäste huldigte dieser Ansicht, so auch meine gute Frau und meine Kinder, die an solchen Tagen nicht aus dem Wasser und aus dem Sande heimkamen und als Nackedeis die Mutter mit Jubelgeschrei umtanzten, wenn diese mit ihrem Korb voll strömungsbelegter Butterstullen auf der Arena auftauchte. Und wir Eltern freuten uns wieder an der Sommerfreude der Jugend, und so kamen alle auf ihre Rechnung, und es war sehr schön.

Gesellschaftlich war das Strandleben ideal. Die ausschließlich deutschen Sommergäste bildeten eine große frohe Familie, die sich zu Pächters vereinigte, unschuldigen Unsinn trieb, in Wechselspielen sich versuchte und schließlich Studentenlieder anstimmte, deren Text die Damen am gewissenhaftesten gelernt hatten. Jeder kannte jeden.

Die Studentenschaft Dorpats und Rigas stellte ein stattliches Kontingent, und so kam es, daß in den Wäldern Karlsbads vielleicht etwas zu häufig am frühen Morgen feierliche Wagen mit feierlichen Paaren unter Ausschluß holder Weiblichkeit erschienen, und daß bald

darauf einige Schüsse fielen, die meistens der Luft galten; daran schloß sich gewöhnlich eine solide Lebensrettungsfeier. Die Feste wurden eben gefeiert, wie sie fielen.

Unser Haus in Karlsbad, das nur Verwegenheit „Villa“ nennen konnte, war ein moosbedecktes Strohdach, unter dem sich eine Diele und drei Kammern bargen. Auf dem Dache wuchsen kümmerliche Walderdbeersträucher, die es zu Blüten, nie zu Früchten brachten, und ein hoffnungsloses Birkenbäumchen, das Wachsen vortäuschte. Unter dem Stroh und Moos führten Wespen ein freundliches Familienleben. Einen Schlüssel zur Tür erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Es war auch unnötig, denn damals wurde noch nicht gestohlen, das galt für unanständig und hätte auch kaum gelohnt. Diebstahl kann nicht gut aufkommen, wenn der Ertrag der aufgewandten Mühe nicht mindestens proportional ist.

Als aber die Wespen das Gastrecht mißbrauchten und Schlupfwege in die ausschließlich für Menschen bestimmten Räume gefunden hatten, als sie sogar unserer Kinder heiligen Schlaf zu morden begannen, weil sie diese mit honigspendenden Blumen verwechselten, da geriet ich in wortlose, meine Frau in wortreiche Wut, nicht über die an sich schmeichelhafte Verwechslung, sondern über den objektiven Tatbestand des versuchten Mordes; diese Wut setzte sich um in den Entschluß eines stattlichen, zweistöckigen Neubaus, der sogar den Aufenthalt ermöglichte, wenn die Winterstürme noch nicht dem Wonnemond gewichen waren.

Diese neue „Villa“ zeigte eine ansprechende Mischung von Gotik, Renaissance und Ritterburgstil, und um dem altklassischen Bedürfnis Rechnung zu tragen, strahlte über dem Haupteingang in Goldbuchstaben weithin leuchtend „Salve“ und drunter stand der Hexameter „Protinus ante meum quidquid dolet exue limen“. Die Eingeborenen staunten besonders über das „quidquid“, und ließen das übrige auf sich beruhen, nur an fidelen Feiertagen zwitscherten Kinder und Weibsleute beim Vorübergehen spottend „quidquid, quidquid“. Meinen Töchtern, mittlerweile vier geworden, hatte ich den Vers gedeutet, und jede kannte ihn auswendig und standierte ihn richtig; sie hielten damit Besuchern gegenüber auch nicht hinter dem Berge; dadurch kamen die Mädels in den Ruf, lateinisch fließend zu sprechen. Mein Sohn gab auf solchen Ruf nichts.

Dieser Neubau hat am Strande eine Revolution in der Baukunst hervorgerufen: In Karlsbad und Umgegend wurde aufgeräumt mit den alten Troglodytenunterschlupfen, jeder wollte sein „Salve“ angebracht sehen, und mit der alten Einfachheit und Naturnähe war's aus — es rang sich eine neue Welt empor.

Wer hat nun aber diese luxuriöse Neuerung finanziert, da doch wahrlich vom Oberlehrergehalt keine Häuser abfallen? Nun, vor allem meine Frau, die sich außer mit den eigenen Kindern auch noch mit Pensionären abraderte und in mir unfasbarer Weise Ersparnisse machte; dann in bescheidener Art auch ich, denn die Journalistik in Gestalt des „Rigaer Tageblattes“ war auf mich oder ich auf sie hereingefallen. Mehr als fünfundzwanzig Jahre hindurch habe ich für diese Zeitung allwöchentlich eine politische „Wochenrundschau“ geschrieben, die Rußland weislich mit Stillschweigen überging, damit der Zensur mich nicht in Angelegenheit brächte, der oft genug mit seinem Rotstift verheerend auch in dem übrigen Text raste und, zur Rede gestellt, die stereotype Entschuldigung vorbrachte: „Dem Wortlaut nach konnte ich ja nichts Gefährliches in dem gestrichenen Text finden, aber der ganze Ton kam mir versteckt verfänglich vor und so strich ich lieber.“ Dieses verkürzte Verfahren ist Zensoren und Ministern des Innern beim Verbot von Zeitungen warm zu empfehlen.

Wenn ich selbst aber ein Werturteil über diese politische Wochenrundschau fällen darf, so habe ich den dringenden Wunsch, daß niemals ein Unglücksmanu sie in ihrem Umfang von etwa 1500 Nummern aus dem segensreich bedeckenden Müll der Vergangenheit ausgraben möge. — Man denke sich übrigens meine Erschütterung, als mir Ende der neunziger Jahre einmal von dem deutschen Generalkonsul in Riga mitgeteilt wurde, auf Ersuchen des Reichskanzlers Bülow müßten ihm für das Auswärtige Amt die Sonntagsnummern mit der Wochenrundschau zugesandt werden; ich protestiere hiermit auf das entschiedenste gegen die etwaige Annahme, ich sei im entferntesten verantwortlich zu machen für die überaus geschickte und segensreiche Politik des deutschen A. A. vor dem Burenkriege und späterhin. Ich sehe den Wert meiner journalistischen Tätigkeit ausschließlich darin, daß ich den Bau des Strandhauses habe bezahlen können. Gar zu hurtig ging das nicht; der Professor, Oberlehrer, Journalist und was so zu den s. g. geistigen

Berufen gehört, verdienten damals wie auch heutzutage nur einen armseligen Bruchteil vom Einkommen eines angehenden Boxerchampion, wenn er den ersten Rinnhafen landen läßt.

Raum war das Haus fertig, der zugehörige Garten entsprechend umgestaltet, für mich seitlich ein Tustulum erbaut, geeignet zu stillen Studien in Büchern, Skat und Bowlen, da wurde alles in Frage gestellt durch den Ufas, der Ausländern untersagte, Eigentum in Rußland zu erwerben und zu besitzen. Eine nette Bescherung!

Eines Morgens erschienen bei mir zwei Beamte des Gouverneurs mit zugehörigen umfangreichen Aktentaschen und offiziellen Gesichtern. Komm den Leuten zart entgegen, du gewinnst sie auf mein Wort! Besonders wenn ein gütiges Geschick Tschinowniki zur Frühstückszeit in dein Heim führt. Ein schon einladend gedeckter Tisch wirkt einfach süß, kristallhell blinkende Flaschen glätten die tiefsten Amtsgesichtsfalten, eine liebevoll gebotene Papyros gewinnt die Sympathie. Ich habe es immer so gehalten, daß ich es für gottgebotene Selbstverständlichkeit annahm, sich zu ernstern Dingen durch eine Esakuska vorzubereiten. Man trifft in dieser Annahme auf herzlichstes Verständnis in Rußland. Präsentiert sich dann noch mit verbindlichen Lächeln und vorübergehend die Gattin, die ich immer als „Marfa Zwanowna“ vorstellte, obwohl sie einfach „Zettchen“ hieß, und machen Töchterchen ihr Knidschen und geben Händchen, dann hast du die „richtige Atmosphäre“ geschaffen, die Mr. Mac Donald so sehr empfiehlt. Sind beim Essen wenige Worte und mehr Schnäpse gewechselt, dann kann die Verhandlung steigen. „Nicht wahr, Gustav Ludwigowitsch, dies Anwesen gehört Euer Hochwohlgeboren?“ „So ist's, Exzellenz!“ Ich habe jeden Beamten mit „Exzellenz“ traktiert, das wirkt gewinnend, der Mann erzählt das zu Hause seiner Frau, und kein Mensch kann sagen, ob du diese im Leben nicht auch noch mal nötig hast. Doch weiter: „Euer Hochwohlgeboren werden die Datsche nach dem Euer Hochwohlgeboren gewiß bekannten Ufas Sr. Kaiserlichen Majestät im Laufe von drei Jahren verkaufen müssen.“ Bei den Worten „Kaiserliche Majestät“ machte ich eine kurze Verbeugung und meinte mit artigem Lächeln: „Gern, Exzellenz, wenn ich eine halbe Million dafür bekäme.“ Beide Beamten lächelten ebenso artig; sie hielten meine Antwort für wichtig, denn sie hatten vier erwachsene Schnäpse genehmigt. „Ja, Gustav Ludwigowitsch, jetzt ernst gesprochen, wenn Euer Hochwohlgeboren die Datsche nicht in drei Jahren verkaufen, dann

wird sie seitens der Krone verkauft, und Euer Hochwohlgeboren müssen nehmen, was dabei herauskommt." „Ich glaube nicht, Exzellenz, daß die Krone das Recht dazu hat.“ Bei diesen dreisten Worten erschienen plötzlich auf beiden Gesichtern die Amtsfalten. Als ich nun fortfuhr und auseinandersetzte, daß meine Datsche auf Majoratsgrund gebaut und ich nur Erbgrundzinsner des Majorats Majorenhof sei, also nur „Besitzer“, nicht „Eigentümer“, und daß der Kaiserliche Ukas selbstverständlich nur das „Eigentum“, nicht den „Besitz“ der Ausländer treffe, da wurden aus den Amtsmienen mündoffene geistverlassene Gesichter; nach kurzem Besinnen, bei dem nicht viel herauskam, nahmen beide ihre umfangreichen Aktentaschen, meinten verbindlich, sie würden diese meine Auffassung dem Herrn Gouverneur unterbreiten, baten um Empfehlung bei Marfa Zwanowna, schüttelten mir die Hand und wurden nicht wiedergesehen. So anfechtbar meine juristische Auffassung, besonders die Häuser betreffend auch sein mochte, ich war im Besitze und damit im Rechte. Die anderen Ausländer am Strande haben sich mit Scheinverkäufen abzugeben müssen. Also: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Ein Frühstück aber ist und bleibt eine gute Sache!

VII.

In den Ostseeprovinzen und besonders in Riga lebten viele Tausende deutscher Reichsangehöriger aller Gesellschaftsklassen. Die Zahl reichsdeutscher Fabrikarbeiter war besonders groß, aber ihr Nationalgefühl verschwindend klein, wie das bei Deutschen zu sein pflegt. Hatte ein deutscher Arbeiter eine Lettin geheiratet, dann schwand das bisschen Deutschtum, was er etwa von Hause, der Schule, der Soldatenzeit herübergerettet hatte, dahin wie Schnee im März, und die Kinder sprachen nur noch lettisch. Der gleiche Prozeß vollzog sich bei der Kreuzung mit Russen, Litauern, Polacken und anderen Edelkrassen.

Die deutsche Regierung stand dieser Erscheinung, daß ungezählte deutsche Leute jährlich dem Deutschtum verloren gingen als Dung für das Ausland, mit beneidenswerter Gleichgültigkeit gegenüber, sie war daran desinteressiert. Ja, noch mehr: Sie erschwerte es den Landesleuten im Auslande, ihre deutsche Untertanschaft zu bewahren, durch die Bestimmung, daß diese erlösche, falls der einzelne sich nicht bei dem zuständigen Konsul habe in die Matrikel eintragen und diese Eintragung nach Verlauf von zehn Jahren gegen Erlegung von zehn Rubeln habe erneuern lassen.

Wenn also ein deutscher Reichsangehöriger, der in Rußland nicht selten eine Reise von Tagen, ja von Wochen bis zum Sitz des nächsten deutschen Konsuls zurückzulegen hatte, diese Matrikelerneuerung verabsäumte oder nicht hatte ermöglichen können, so war er „res nullius“, ein vaterlandsloser Geselle. Im heiligen Rußland stand als Strafe darauf „Ansiedlung in Sibirien“.

Diese nichtsnutzige Bestimmung hatte Geltung bis kurz vor dem Weltkriege. Ein Engländer verliert seine Staatsangehörigkeit nie, es sei denn, er nähme freiwillig eine andere an, dieselbe Selbstverständlichkeit herrscht in der Negerrepublik Liberia, nur in Deutschland war's anders.

In den politischen Parteifränzchen der Parlamente aber hatte man keine Neigung für derartige Fragen und tat dieselben, falls sie

auftauchten, mit der engstirnigen Bemerkung ab: „Warum gehen die Leute ins Ausland? Tun sie es, so haben sie die Folgen zu tragen.“

Im Jahre 1886 vereinigte sich eine Zahl reichsdeutscher Männer in Riga in dem Entschlusse, nach dem Vorbilde der deutschen Kolonie in Moskau und Petersburg einen „Verein der Angehörigen des Deutschen Reiches zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute“ zu gründen. Von einem Zusammenhalt der Reichsdeutschen konnte bislang kaum gesprochen werden. Einige Reserveoffiziere hatten sich ja freilich zur Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelms I. zusammengetan, andere Landsleute dazu eingeladen, patriotische Reden gehalten und begeisterte Lieder gesungen, festlich gegessen und getrunken und waren dann tief befriedigt auseinandergegangen, um nach einem Jahr Kaiser und Reich von neuem Leben zu lassen.

Das deutsche Handelskonsulat war eigentlich nur dazu bestimmt, Paßangelegenheiten zu besorgen, schlichte Berichte mit dem A. A. in Berlin zu wechseln und einem Rigaer Großkaufmann russischer Staatsangehörigkeit den gern getragenen Titel „deutscher Generalkonsul“ und nach einer Reihe von Jahren den Roten Adlerorden zu verfehen. Einen Mittel- oder Vereinigungspunkt hat es für die deutsche Kolonie nicht gebildet.

Angesichts der Not so vieler deutscher Arbeiterfamilien und des Verlustes, den das Deutschtum jährlich erlitt, begründeten wir den Verein; wir setzten dabei stärkeres Vertrauen auf die Opferwilligkeit der besser gestellten Landsleute als auf die tatkräftige Hilfe des Reichs und haben uns in diesem Vertrauen nicht getäuscht, denn eine verhältnismäßig bescheidene Unterstützung hat das Reich erst seit dem Jahre 1900 gezahlt. Das Reich drängt sich eben nicht vor und hat es verstanden, zu sparen, besonders am unrechten Orte.

Ich will es aber nicht unerwähnt lassen, daß Se. Majestät die Verdienste der Rigaer reichsdeutschen Kolonie und ihres Vereins um Erhaltung und Förderung des Deutschtums dadurch bereitwillig anerkannt hat, daß mehreren verdienten Mitgliedern der hübsch sich im Knopfloch des Grades abhebende Kronenorden, einigen sogar der Rote Adlerorden verliehen worden ist. Das kostete nicht alle Welt und hat viel Freude gemacht.

Als nun die kulturvernichtende Russifikation sich auch auf das Schul- und Erziehungswesen des Baltenslandes warf und damit auch die reichsdeutsche Jugend gefährdete, reifte der Gedanke zur Tat, für

unsere Kinder eine eigene Schule mit dem Programm der entsprechenden preußischen Schule zu gründen. Wir hielten die Verwirklichung des Planes für kinderleicht. Sehr bald sollten wir eines andern belehrt werden. Der Kurator des Lehrbezirks, ein Russifikator „first rate“, Kapustin mit Namen, was der Kölner mit „Kappeslop“ übersetzen würde, ohne allerdings damit das Wesen dieses geriebenen Herren zu treffen, war für den Gedanken nicht zu haben und setzte den Hinweis auf die Tatsache, daß es in Deutschland englische, in der Türkei deutsche, in Albanien italienische, in Syrien französische Schulen gebe, die unumstößliche, richtige Bemerkung entgegen, alle diese genannten Länder seien nicht Rußland. Indessen glaube er keine wesentlichen Einwände dagegen erheben zu können, wenn Ausländer ihre Kinder in der Familie in der Form von Privat-Lehrkreisen zusammenschließen, natürlich in beschränkter Zahl. Ich bat darauf Sr. Exzellenz, mir das gütigst schriftlich bescheinigen zu wollen. Darauf fragte er mich mit bezauberndem Lächeln, ob ich seinem Wort denn nicht traue, und gab nichts Schriftliches von sich. Und so schieden wir, beide mit bezauberndem Lächeln. Vor der Tür knurrte ich die kölnische Übersetzung des Namens Kapustin in den Bart.

Aber auch bei unserer deutschen Botschaft in Petersburg fand der Plan nichts weniger als Gegenliebe. Als einer unserer verdientesten, energischsten und gewandtesten Landsleute, zur Zeit einer der bedeutendsten Kenner des russischen Wirtschaftslebens, Dir. Dernen, dem Botschafter Graf Alvensleben über die Sache Vortrag hielt und etwas fordernd auftrat dem abweisend frostigen Benehmen Sr. Exzellenz gegenüber, meinte der Herr Graf und Botschafter, daß derjenige, dem die minder bequemen Einrichtungen und Anschauungen Rußlands nicht zusagten, am besten täte, heimwärts zu ziehen. Es hat mehr als einmal den Anschein erweckt, als wenn der deutsche Botschafter in der Petersburger Hofluft mehr russisch als deutsch zu empfinden lerne.

Na, trotz all dieser mißlungenen Versuche, mit unserer Schulgründung nicht mit dem russischen Geseß zu karambolieren, fingen wir mit Gottvertrauen und Unverfrorenheit die Schularbeit an.

Um aber noch ein übriges zu tun, wurde ich mit noch einem Landsmann nach Berlin geschickt, um bei keinem geringeren als dem Reichskanzler Fürst Bismarck unsere Sache zu führen. Man soll immer vor die richtige Schmiede gehen. Leider war der richtige Schmied für

mich nicht zu sprechen, was ich gar nicht übel nehme, denn „*minima non curat praetor*“. Ich hatte also die Ehre, mein Sprüchlein vor Geheimrat v. Rottenburg aufzusagen, der damals Ersatz-Bismarck in Bagatellsachen zu sein schien. Vor Geheimräten habe ich zeitlebens — ich will nicht sagen Abneigung — aber doch immer das Gefühl gehabt, daß das, was sie reden, Gottes Wort nicht gleichzuachten sei. Schweigend und gediegen hörte er mich an und also sprach Zarathustra: „Leider ist dies die unrechte Instanz, an die Sie sich gewandt haben. Ich empfehle Ihnen Zimmer Nr. X.“ Die Nummer habe ich leider vergessen, sie ist aber unwesentlich, wie auch alles, was ich hinter der Nummer im Zimmer fand; es war ein blondhaariger junger Mann, der mir versicherte, meine Ausführungen seien überaus interessant und würden nicht verfehlen, die wohlwollende Berücksichtigung der in Frage stehenden Sache bei der maßgebenden Stelle einer hohen Regierung wachzurufen, falls ich mit einem schriftlichen Bericht eintomme. Ich bin nicht gekommen, sondern habe mit meinem Mitdelegierten hurtig einen „Magenbitter“ getrunken.

Wir kehrten also mit leeren Händen zurück, wie wir das neuerdings gewohnt sind bei unseren Regierungsmännern bei ihrer Rückkehr von Genf oder London, wenn mir der Vergleich unserer Wenigkeit mit großen Männern des neuen Deutschland gestattet ist.

Eine Entschädigung für das negative Ergebnis der Reise habe ich aber darin gefunden, daß ich die sehnlichst erwünschte Gelegenheit hatte, des erlauchten Kaiserlichen Herrn mildes und abgeklärtes Greisenantlitz am historischen Edfenster zu sehen; dieser Eindruck ist in meine Erinnerung unauslöschlich eingemeißelt: da stand der alte ritterliche Herr, der drei Menschenalter sah und ein mächtig und glanzvoll Stück Weltgeschichte verkörperte. Und dann habe ich auch des Kaisers ersten Paladin gesehen, die Redengestalt des Altreichskanzlers, der da ragte und ragen wird ob allem Volk. Und Schauer überrieselte mich, als wäre ein Gott mir erschienen. — Ich bin nun einmal Heldenverehrer und liebe nicht, wo's flach ist.

Ob der Magerkeit des Reiseresultates staunte zwar die reichsdeutsche Kolonie Rigas, ließ sich aber nicht entmutigen, sondern ermöglichte durch festen Griff in die Geldtasche die Gründung von Unterrichtskreisen, wobei der einzelne Junge der väterlichen Tasche doch noch gegen 800 Rbl. Schulgeld kostete, denn die Söhne minderbemittelter Eltern mußten auch durchgeschleppt werden.

Die russischen Behörden ließen uns zunächst ungeschoren, dadurch wuchs unsere gottesfürchtige Dreistigkeit so, daß wir ein größeres Quartier mieteten und die bisher in Familien getrennt untergebrachten Klassen lokal zusammenlegten. Das Schulgerippe war damit fertig.

Die Freude sollte nicht lange dauern: im Auftrage des Kurators des Lehrbezirks erschien die Polizei, beschlagnahmte Klassenbücher und alles, was als Beweistück dafür dienen konnte, daß es sich hier um einen regelrechten Schulbetrieb handle und schickte mit lächelnder Gönnermiene Schüler und Lehrer nach Hause.

In der nächsten Zeit gab es nun ein neckisches Bexierspiel zwischen Polizei und Unterrichtskreisen, wie sich das zwischen Minister des Innern und verbotenen Zeitungen abzuspielen pflegt. Die Kreise waren die richtigen Aufstehmännchen und nomadisierten in Riga umher, die Polizei ächzte hinterher. Diese Art Niederjagd macht sich in der Erinnerung ganz scherzhaft.

Nicht so scherzhaft, mehr schmerzhaft waren die Folgen des tühnen Entschlusses der russischen Behörde, mich „wegen Gründung einer in Rußland nicht erlaubten Schule“ unter Gericht und damit unter Polizeiaufsicht zu stellen. Die in Riga neu erbaute Zwingburg des umfangreichen Bezirksgerichtes wurde von jetzt an ein von mir nicht übermäßig gern aber oft besuchter Bau. Aber es wäre schön der Andank von mir, wenn ich nicht auch der Stunden gedenken wollte, in denen ich dort ganz erhebliches Amusement gefunden habe.

Anfangs wurde ich durchschnittlich zweimal im Monat zur Untersuchung zitiert. Da entwickelte sich mit erstaunlicher Gleichförmlichkeit die Aufnahme der Personalien; das ging bald in flottem Russisch; durch zahllose Übungen lernt sich das bald.

Familien- und Vorname! Gustav Ljudwigowitsch Bocké. Den „Adolf“ und besonders den „Peter“ verheimlichte ich.

Geboren? Den 28. Januar 1850. Es mußte das rückständige Datum des julianischen Kalenders angegeben werden.

Haben Sie im Heere gedient? Nein Eu. Hochwohlgeboren!

Sind Sie Offizier der Reserve? Bedauere sehr, Exzellenz! Ein reichsdeutscher Leser wird denken: der Schafskopf von Untersuchungsrichter braucht bei einem Nichtgedienten diese dumme Frage nicht zu stellen; jedoch mag sich der freundliche deutsche Leser gütigst erinnern, daß ich als kaiserlich russischer Staatsrat „Generalmajor“ war, ohne

den Degen, sei es auch einen fragmentarischen Galanteriedegen, geführt zu haben.

Sind Sie im Besitz eines Ordens? Ich habe die Ehre, Exzellenz!

Welches Ordens und welcher Klasse? Da war er wieder, der vermaledeite tote Punkt im Gehirn. Ich hatte den Namen der Tugendplombe vergessen, er war ausgelöscht im Gehirn. Ich rieb meine Stirn und wandte das Auge himmelwärts. Nichts half. Richter und Protokollführer falteten die Hände und sahen mich entgeistert an. Ein zweiter Schriftführer schlug entsetzt ein Kreuz. Mein Schweigen konnte den Eindruck machen, als wolle ich den Richter im Schmutz seiner stark vergoldeten Amtskette mopfen und als hätte ich im Besitze von mindestens einem Duzend Orden ausgerechnet den einen vergessen. Es drohte eine Katastrophe.

Da fiel mir zum Glück die Anekdote ein, die Friedrich Wilhelm IV. angehängt wird, der die Offiziere der preußischen Truppen, die einst im Lager von Kalisch mit russischen zusammen Manöver gespielt hatten mit den Worten begrüßte: Na, meine Herren, unsere Soldaten bringen wohl Läufe mit heim, und Sie Stanisläufe. Ich war begeistert dankbar für diese an sich nur wenig ästhetische Ideenassoziation und rief freudig aus: „Snaju, gospoda, snaju“. Ich weiß, meine Herren, ich weiß! Ich besitze den Stanislausorden dritten Grades.

Die richterlichen Gesichter falteten sich um, ein herzhaftes Lachen allerseits und die Lage war gerettet. Dann ging die Untersuchung los, bei der nie etwas herauskam.

Solche Szene spielte sich wiederholt ab bis auf die Ordensgeschichte, denn die Untersuchungsrichter wechselten, und die Akten mit den Personalien schienen immer verlegt oder verbraucht zu sein.

Übrigens mußte ich vor jeder Reise, jedem Jagdausflug dem Gerichte Anzeige über das wohin und wie lange machen; und vor einer Auslandsreise mußte ein ärztliches Zeugnis beigebracht und eine beträchtliche Kautionssumme hinterlegt werden. Die ganze Sache war höchst langweilig und lästig. — Nach etwa zweijähriger Dauer der Komödie wurde mir endlich, dann aber gleich zweimal, notifiziert, daß die Untersuchung gegen mich niedergeschlagen sei.

Der Berrufungsprozeß kündigte sich in den deutschbaltischen Schulen dadurch an, daß von den unteren Klassen beginnend einzelne Fächer in russischer Sprache betrieben werden mußten, bis im Jahre 1894 der unschmackhafte Kohl fertig gekocht war; in diesem Jahre

wurden die letzten in deutscher Unterrichtssprache gebildeten Abiturienten entlassen. Rußland hatte eine Kulturuntat hinter sich gebracht. Von der Universität Dorpat an, das in Jurjew umgetauft worden war, bis zur letzten Dorfschule herrschte nunmehr russische Sprache, russischer Geist und russische Unbildung.

Als Reformatoren in diesem Sinne traten Gestalten in Erscheinung, deren man mit ungeteilter Verwunderung, schmunzelndem Behagen und bösem Groll gedenken muß. Es waren Typen ganz eigener Art an Aussehen und Gesinnung. Eine ganz absonderliche Spezies bildeten die sogenannten Volksschulinspektoren; sie waren nur auf ein Ziel eingeschworen: die Jugend der Volksschule, die städtische wie die ländliche, sollte möglichst schnell russisch sprechen, sonstiges Lernen und Wissen war durchaus nebensächlich, nur um aller Heiligen willen die Kaiserhymne vom „rechtgläubigen Zaren“, die ging natürlich dem Gebete an den lieben Herrgott in deutscher, lettischer, estnischer Sprache voran. Diese Ungetüme haben nach allen Richtungen hin verheerend gewirkt: selbst ohne Bildung und Erziehung, ohne jedes anständige Ideal, nach oben kriechendes Gewürm, den untergebenen Lehrern gegenüber von rücksichtsloser Brutalität, haben sie reichlich dazu beigetragen, den Gottes- und Autoritätsglauben, ja sogar die Achtung und Liebe der Kinder den Eltern gegenüber zu untergraben und Saaten auszustreuen, die zur Zeit der lettisch-estnischen Revolution so entseßliche Früchte gezeitigt haben. Es sind Verbrecher an den Seelen der Kinder gewesen, diese langmähnigen russischen Volksschulinspektoren.

Am Rigaer Stadtgymnasium trat als erster ein junges, natürlich nur russisch Sprechendes langhaariges Exemplar auf, das mit Führertritt und der Miene eines Niebesiegten sich ins Lehrerzimmer schwang, jedem der Kollegen mit Handschütteln versicherte, daß er „Rußki“ heiße, und nur in eine kleine Augenblicksverlegenheit geriet, als ihm unser nur selten lächelnder Kollege Groß auf sein „Rußki“ mit ehernem Gesichte versetzte: „Niemeßki“ (Deutscher). Die Augenblickskomik war überwältigend, und der neue Mann war damit abgetan.

Ein zweites Gewächs war das üble Erzeugnis einer russisch-lettischen Kreuzung. Unsicher, wie seine Blutmischung, war sein Auftreten. Der junge Mann, mit sparsamem strohigem Haupthaar, klein und geduckt, mit dem scheuen Augenaufschlag eines Duckmäusers, fühlte sich immer von Leben und Menschen benachteiligt und hielt

dadür, daß das Fallenlassen einer Bleifeder während seiner Unterrichtsstunde eine ganz besonders böswillige Rankune der deutschen Schüler gegen seine Stellung als russischer Lehrer sei, flugs beantragte er in der folgenden Konferenz den Ausschluß eines solchen „Buntowschtschik“ Verschwörers. Da er alles und jedes auf das politische hinüberspielte, war der Geselle nicht ungefährlich, weil die Behörde hinter ihm und seinen Quengeleien stand. Als er aber einmal den Ausschluß gegen einen meiner Schüllinge beantragte wegen einer blöden Bagatelle, beantragte ich in der Konferenz beim Direktor die Außerdienststellung des Lehrers, da dieser die Schuld trage, wenn immer wieder die sonst im Betragen tadellosen Schüler ausgerechnet und ausschließlich in seinen Stunden Veranlassung zu schärfstem Einschreiten gäben. Da plagte die Bombe: der Mischling lief grün an im Gesichte, fuchtelte mit Vorder- und Hinterläufen und kreischte Rache und Disziplinarstrafe gegen den „Ausländer“ Bocké, der keine Ahnung habe von den quälenden patriotischen Kümmernissen eines „echt russischen Menschen“, der von deutschen Schülern maltrattiert werde, und er werde sich an den Herrn Kurator wenden.

Dem Beginner der Schulrussifikation Kapustin war der treffliche Fortsetzer des Werkes Lawrowski gefolgt; er spann einen größeren Faden als sein Vorgänger, log aber nicht ganz so stark als jener. Ich weiß wahrhaftig nicht, wodurch ich mir sein allerdings nicht überwältigendes Wohlwollen verdient habe, jedenfalls behandelte er mich glimpflich im Vergleich zu andern, seitdem ich ihm einmal im Lehrzimmer zum Entsetzen der russischen Kollegen eine Papyros angeboten hatte. Die Geschichte meines Zusammenstoßes mit dem Mischling ging ihm aber über die Hutchnur, und als ich mich wegen der Sache bei ihm einfand und ihn freundlich mit „guten Tag, Exzellenz“ begrüßte, schnob er mich laut an mit dem russischen Befehl, russisch zu sprechen. Exzellenz hatte vergessen, mir einen Stuhl anzubieten. Ich holte das Verfümmnis nach, setzte mich und erinnerte daran, daß ich nur sehr unvollkommen die Reichsprache handhabe, schlug ihm aber vor, französisch oder englisch zu reden, falls ihm die deutsche Sprache unbequem sei. Ich hatte gut vorgeschlagen, denn ich wußte, daß dem Kurator als früherem Professor der slavischen Sprachen weder französisch noch englisch sonderlich lägen — das französische übrigens mir auch nicht — und so mußte er sich zum deutschen bequemen, worin er auch nicht brillierte. Das verhinderte allzu wortreiche und laute Expektorationen,

und es entspann sich ein seelenruhig plätscherndes Gespräch. Die Sache mit dem Meistizen, die uns eigentlich zusammengeführt hatte, wurde kaum gestreift, dagegen stellte der Kurator die Frage, wie es komme, daß ich nicht schon längst russisch verstände. Meine Erklärungen dieser bedauerlichen Unfähigkeit schnitt er mit der lächelnden und für seine Verhältnisse wichtigen Bemerkung ab: „Papperlapapp! Sie wollen nicht! Sie können wohl! Aber Sie heißen nicht nur Bodé, Sie sind auch Bod!“ Darauf ging er mir mit Avancen um den Bart: Ich solle, ohne daß mein Gehalt verringert werde, nur den Unterricht des Griechischen in der Prima in russischer Sprache übernehmen; er wisse, daß das im ersten und vielleicht noch im zweiten Semester „otschen plocho“, recht schlecht gehen werde, aber bei gutem Willen und meiner hervorragenden . . . und so weiter werde es mir bald gelingen.

Der gesittete Mensch soll in heikeln Lagen nicht gleich dem Partien die Tür vor der Nase zuschlagen, sondern die Verhandlungen „dilatorisch“ betreiben; das verletzt nicht unheilbar, gewinnt Zeit und führt zu nichts, das ist ja der Zweck.

Wir schieden also als nette, friedliche Leute voneinander. Der Kurator hat in der Folgezeit noch mehrfach einen seiner Beamten zu mir geschickt, um mich zur Annahme seines wohlgemeinten Vorschlags zu vermögen, aber ich blieb dilatorisch, so liebenswürdig aufdringlich dieser kuratorische Unterhändler auch war, der einige Jahre später in seiner Laufbahn strauchelte und dann fiel, weil er mit homosexuellen Eigenheiten stark Mißbrauch trieb; es war zumteil eben Auslese der russischen Intelligenz, die auf das baltischdeutsche Schulwesen losgelassen wurde.

Der Zweck meiner Anwerbung galt etwa nicht meinen schönen Augen oder irgend einer pädagogischen Vortrefflichkeit, die der Kurator gewinnen wollte, sondern er wollte mich zur Annahme seines Vorschlags bringen, um den sich sträubenden deutschbaltischen Kollegen sagen zu können: „Nun seht euch dieses Beispiel des Oberlehrers Bodé an, der als Ausländer nichts, aber auch gar nichts von Gewissensbedenken dabei findet, in russischer statt in deutscher Sprache zu unterrichten, während ihr als russische Untertanen euch in eurer Beschränktheit und eurem baltischen Eigendünkel dagegen sträubt.“

Für die baltischen Lehrer war das eine Zeit schwerer Gewissensnot, da ihnen zugemutet wurde, zu ihrem Teil mitzuwirken am Niedergang der deutschen Kultur ihrer Heimat in einer Sprache, die ihnen

fast ausnahmslos Fremdsprache war, in der sie sich geistig unfrei dünkten. Gewissen und Überzeugung gerieten in bitterem Streit mit wirtschaftlichem Zwang, und aus der Überzeugungsfrage wurde bald eine Magenfrage. Und wer will den ersten Stein auf die Gatten und Väter werfen, die damals zu irgend einem Popen in Moskau gingen, um in dessen Familie die Reichssprache wenigstens soweit zu lernen, um den mächtigsten Ansprüchen des Unterrichtes genügen zu können, und so Amt und Einkommen zu retten! Unfrei und friedlos haben die Leute sich in der neuen russischen Zwangsjacke immer gefühlt.

Es ist ein eigen Ding mit dem Ergebnis des Studiums für die künftigen Lehrer an höheren Schulen. Sie rekrutieren sich in den allersehrsten Fällen aus den Kreisen des besitzstarken Adels, des Großgrundbesitzes, des höheren Beamtentums und der Hochfinanz, sondern aus dem Mittelstande, in dem harte Arbeit Trumpf ist und das Lied vom „Entbehren, sollst entbehren“ am bekanntesten. Auf der Hochschule ist keine Zeit zu verlieren, das Brotstudium verlangt baldiges Examen mit möglichst viel profitablen Fakultäten; sich anderweitig umzusehen, dazu mangelt Zeit; den Horizont durch Reisen, auch mal über die Grenzposten hinaus erweitern, verbietet das Portemonnaie; für Charakterbildung und Gewinnung gesellschaftlicher Sicherheit fehlt es an Gelegenheit, Zeit und Geld. Und wie viele schätzbare Dinge schon der Kinderstube müssen entbehrt werden! Und ist das Staatsexamen noch so glänzend überwunden, dann hat der Glückliche mit dem Examensdokument das Recht auf Arbeit in einem Kreise von verzweifelt kleinem Durchmesser; wird er durch irgendeinen Lebenswirbelwind aus diesem Kreise hinausgeworfen, dann steht er hilflos da, und ringsumher liegt saftig grüne Weide, nur daß dem Schulmeister die Zähne fehlen zum Abgrasen. Eine verheulene Einseitigkeit liegt in dieser Art von Studium, die zur Weltfremdheit und zur Ungeschicklichkeit führt.

Man soll also kein Wort des Tadelns haben für die baltischen Lehrer, die in jenen schweren Jahren das *sacrificium fidei* als das ihrem Ermessen nach kleinere Opfer brachten, statt als Märtyrer ihrer Überzeugung mit Familie an den Hungerspfoten zu saugen.

Persönlich fristete ich schließlich mein Lehrerleben an der Anstalt durch unerfreulichen englischen Unterricht an der Realabteilung, und so verblieben wir denn eines gemeinsamen pädagogischen Todes und sind „in Schönheit gestorben“.

Die 16 Jahre Tätigkeit am Rigaer Stadtgymnasium unter unserem als hervorragende Persönlichkeit und als Direktor gleich ausgezeichneten „Alten Schweder“ und inmitten so vieler tüchtiger und lieber Kollegen sind mir ein schöner Lebensabschnitt, für den ich nur herzlich dankbar sein kann.

Die reichsdeutschen Unterrichtskreise führten, nachdem der Prozeß gegen mich niedergeschlagen und damit zugestanden war, daß gesehlich nichts dagegen zu machen sei, daß Ausländer den Unterricht ihrer Kinder nach ihrer Façon gestalteten, ein beschauliches Dasein, in Einzelklassen geteilt bei den Familien, die räumlich verschwenderisch wohnten. Das war unbequem genug, denn die Entfernungen, die von den unterrichtenden Lehrern in den Zwischenpausen zurückgelegt werden mußten, waren oft sehr beträchtlich; außerdem hatte jeder Kreis seine eigenen Lehrmittel an Karten und so weiter zu beschaffen, was den Betrieb verteuerte. Und doch waren wir sehr zufrieden damit, daß die russische Behörde uns mit einer Nichtachtung behandelte, die fast der Nichtachtung oder Nichtbeachtung der vaterländischen Regierung gleichkam, denn jene verlangte wenigstens, um eine Abart von Interesse zu heucheln, semesterliche Bekanntgabe des Stundenplans, der Namen der unterrichtenden Lehrer und der Bücher, ein Verlangen, das ich nie befriedigt habe, ohne daß es übelgenommen wurde; die deutsche Regierung dagegen blieb fischstumm, verlangte nichts und tat nichts. Die reichsdeutsche Kolonie half sich selbst.

Verschont von der tödlichen Umklammerung der Russifikationslianen blieb natürlich auch die Dozentur für deutsche Sprache am Rigaschen Polytechnikum, die ich seit 1892 bekleidete. Ich will nichts übles über alles das sagen, was ich da angerichtet habe, denn schlecht und recht habe ich versucht, den russischen Studierenden der Handelsabteilung die schwierige deutsche Sprache näher zu bringen, habe mit mehr Hingebung und Erfolg „Faust“ gelesen, etwas Logik und Geschichte der Philosophie getrieben, Kollegia, die auch von Studierenden anderer Abteilungen besucht wurden, aber alle meine Sünden fallen mir ein, wenn ich der halbsbrecherischen Ritte und der Irrwege gedenke, die mich in das unbekannte Land der „kaufmännischen Korrespondenz“ geführt haben. Du hast von kaufmännischen Geschäften keine blasse Ahnung, aber du mußt darüber korrespondieren: du mußt, du mußt, und kostet es dein Leben; davon befreit dich auch kein Dekan der Handelsabteilung des Rigaer Polytechnikums, der, als ich ihn beim Beginn

meiner gesegneten Dozentur auf diese verblödete Forderung hinwies, kaltlächelnd sagte, die „Kaufmännische Korrespondenz“ stehe im Programm und müsse getrieben werden, es gebe ja auch viele gute Anleitungen dazu. Ich ging also hin und kaufte mir eine „Anleitung dazu“. Mit dem verbrecherischen Behagen eines Bösewichts lehrte ich jetzt die in gläubigem Vertrauen nachschreibenden Studierenden Zirkulare schmieden, in denen der Chef des Hauses dem Geschäftsfreunde die Ankunft seines Reisenden „avisiert“, wobei er nicht vergessen darf, das „Ich“ oder „Wir“ aus Bescheidenheit auszulassen, oder die Gründung einer Zirkale notifiziert, oder mit ganz besonderer Herzenstrauer den Tod des bisherigen Kompagnons, unseres um die Firma hochverdienten Isidor Weildenduft anzeigt, und daß von jetzt an die Firma zeichne „Henry Wasserstrahl“. Dann gings schonungslos weiter zu Antworten, die durchaus beginnen mußten mit: „Den Empfang Ihres Geehrten vom . . . mit Vergnügen bestätigend, erlaube ich der achtungsvoll Unterzeichnete ergebenst darauf hinzuweisen, daß . . .“. Der Ansturm reißt nicht ab, der auf diesem Gebiete verbrochen werden mußte. Als ich aber sah, daß mein französischer, englischer und russischer Kollege bedenkenlos dasselbe Stroh zu dreschen hatte, sündigte ich mit oberflächlich beruhigtem Gewissen weiter in der Überzeugung, daß die jungen Leute in der Praxis den gelernten Unfug und das entsetzliche Deutsch abtun würden, das sie sich hatten anquälen müssen in der „Kaufmännischen Korrespondenz“. In Mußestunden aber bete ich noch jetzt gelegentlich: Herr! gehe wegen dieser Sünde nicht mit mir ins Gericht!

Es war ein stattlicher Haufe von Arbeit, den ich wöchentlich zu bewältigen hatte an Stunden in den Unterrichtskreisen und den von der Ritterschaft und der deutschen Bürgerschaft heimlich unterhaltenen Privatzirkeln, an Vorträgen und Übungen im Polytechnikum, an Arbeit im Reichsdeutschen Verein und Niederschrift der „Wochenrundschau“ für das „Rigaer Tageblatt“, die konsequent die Nacht vom Freitag auf Sonnabend zum größten Teil in Anspruch nahm.

Da mußten Erholungen als Gegengewicht gefunden werden.

Dazu diente vor allem die sonntägliche Jagd in den zwischen Riga und Mitau liegenden ausgedehnten, sumpfdurchzogenen Olaischen Waldungen.

Schon während meines Aufenthaltes in Jellin hatte ich es für „das Gebot der Stunde“ gehalten, mich für alle Fälle im Waffenhand-

werk zu „ertüchtigen“. Auf einsamen Spaziergängen übte ich mich in den schwierigsten Zielübungen mit meinem Wanderstabe und hatte es schon zu erfolgreichen theoretischen Doubles gebracht. Die Bedingungen waren also gegeben, eine an mich ergehende Einladung zu einer Wolfsjagd auf einem benachbarten Waldgute nicht als tollkühnes Spiel mit dem Leben erscheinen zu lassen, und meine mutige Gattin hatte volles Verständnis für die Heldeninstinkte ihres Gatten, denn auch sie wußte aus Erzählungen sachkundiger Jäger, daß der Wolf, gleich den Kommunisten der Neuzeit, nur, wenn er herdenweise auftritt, lästig und gefährlich werden kann, während er als Einzelwesen von ganz ertaunlicher Feigheit ist. Beim Aufbruch zur Jagd brachte sie mir sogar die von mir vergessenen Kugelpatronen nach.

Und da stand ich denn in einer bitterkalten Mondscheinnacht in einer Schneise des Waldes und harpte der Wölfe. Rings um mich Todes-schweigen. Kein Lüftchen regte sich im blockenden Tann. Da standen die Reifriesen im silbernglastendem Schneemantel, Haupt und Arme lässig gesenkt, als schlummerten sie, von wilden Taten reglos träumend: Und der volle Mond ließ gespenstig Blaulicht in märchenhaftem Flimmer an den Riesenmänteln niederrieseln, und Millionen winziger Diamanten bligten auf. Droben aber, wo der Himmel durch die Stämme der Föhren lugte, „schloß sich heilig Stern an Stern“. Und hinten, dahinten steht regungslos das Einhorn mit seiner todernüsten Reiterin, das Schweigen im Walde. Eine verschattende Schleiereule geisterte lautlos über die Schneise; und weit, ganz weit das müde Belien eines schläfrigen Hundes.

Ja, aber was hilft mir die Schleiereule, das Einhorn! Wölfe will ich und Taten sehen! Hat sich was mit Wölfen und Taten! Ich zündete mir eine Zigarette an, das beste Mittel, die Wölfe auf Werste weit in wilde Flucht zu jagen; der Förster holte mich von meinem Standort ab, und ohne einen Wolf in freier Wildbahn gesehen zu haben, frühstückte ich mit dem Gutsbesitzer und seiner Frau recht kräftig, kehrte heim, und wurde von der liebenden Gattin mit verzeihendem aber vieldeutigem Lächeln begrüßt.

In Riga wurde jetzt Ordnung und System in den Jagdbetrieb gebracht, denn ohne System und Ordnung kommt ein deutscher Mensch nicht aus. Ich ließ mich also in eine der drei Treibjagdgesellschaften der Stadt Riga einregistrieren und gehörte mit diesem einen Federstrich zu St. Huberti grüner Gilde.

Vom September bis Mitte Januar wurde allsonntäglich um 6 Uhr morgens in umfangreichen Postjagdwagen hinausgefahren zu frohem Gejaid. Da halte sich eine wackere Schar gleichgestimmter Kumpane zusammengefunden, die viele Jahre hindurch Freud und Leid geteilt und Treue gehalten haben, bis der Weltkrieg auch diese Trautgesellen auseinandergelagt hat; die meisten sind schon lange in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, den wenigen alten Gefährten, denen noch nicht Halali geblasen ist, und besonders Dir, alter, treuer „Oberjägermeister“ Dr. Heinrich Baron Krüdenner, dem immer wieder „dolle Geschichten“ passierten, rufe ich in Treue „Weidmanns Heil!“ zu in dankbarer Erinnerung an frohe grüne und weiße Jagdtage.

Es gab kein reißendes Wild in den Livländischen Forsten, das war trostreich für Weib und Kind. Dagegen bildeten Elche, mit Schaufel- und Stangengeweih noch Standwild in den Waldungen Rigas, dann zahlloses Rehwild, der gute graue *lepus timidus* war weniger vertreten wie auch sein weißer Bruder sich immer rarer machte. An Flugwild, vom großen Urhahn an, dem stolzen Birkhahn, dem unübertrefflichen Balzkorniker, bis zum Haselhuhn war hubertusgesegneter Überfluß.

Spaziergänge waren die Jagdfahrten gerade nicht, und im Urwalde hatte die Forstwissenschaft noch nicht verbrecherisch gehaust. Die Bäume des Waldes bildeten noch keine gezirkelten militärischen Glieder, wildbergendes Unterholz wucherte herzerfreulich, und Machandelbäume, die dort den unpoetischen Namen „Kaddik“ tragen, spukten in abenteuerlicher Größe und Form.

Außer den Schneisen oder „Stiggen“ gab es nur wegloses im Forst, hier und da einen Wildpfad. Und erst im Winter! Anie- bis bauchtief durch Schnee waten ist etwas anstrengend und förderlich für den Stoffumsatz in des Menschen Leibe; und wiederum glättender Rahlkrost spielt mutwillig mit der Gefahr des Hals- und Beinbruchs. Wenn nun vollends ein sinnbetörendes Schneetreiben anhub, dann tat der Jägersmann am besten, die letzten Gedankenfetzen auf Weib und Kind zu konzentrieren und den Entschluß eines Testamentsaktes zu fassen für den Fall, „dat es diesmal noch mal jut jejange wär“, wie der Rheinländer sagt. In solchen kritischen und ermüdenden Stunden habe ich meinem Freunde Robinson aus tiefstem Herzen beipflichten müssen, der dann grollend meinte: „Verständige Menschen sitzen bei solchem Sauwetter im warmen Zimmer, trinken einen Männergrog

und lesen Zeitung. Wir aber . . ." hier wurde er zoologisch vergleicht, und die Worte verloren sich im Unwetter. Ganz besonders nettlich und folgerich war bei solchem Wetter das Uberturnen breiterer Gräben auf glatten runden Baumstämmen, die es beim Überschreiten meist mit dem Rollen kriegten.

Aber auch im farbenfrohen Herbst hatten die unschuldig sich breitenenden Waldwiesen und Moosmoore ihre Rücken. Man muß eilenden Schrittes darüber gleiten, ehe der Grasbüschel noch merkt, daß ein Fuß auf ihn gesetzt wird. Merkt er es aber, so duckt er sich hurtig, und du glaubst nicht nur, du seiest „ins bodenlose gefallen", nein, du bist es auch. Es gleicht eben nichts auf Erden dem Jägervergnügen. Holdrio! Aber die Sache ist gesund, wenn man nicht gelegentlich erfroren, ertrunken, verschneit, vergichtet oder sonst was ist. Wer glatt etwa 30—40 Jahre durchhält, hat Anwartschaft auf Methusalemische Jahreserbschaft.

Die Jagd wurde von den Jagdgesellschaften durchaus weidmännisch betrieben und das Wild pfleglich behandelt. In der ersten Jagdsaison variierte ich den bekannnten Jägerspruch für mich so: „Das ist des Jägers Ehrenschild, daß er es schont, das edle Wild." Ich schonte es in der Tat; ich konnte nicht anders. Meine theoretischen Zielübungen zeitigten in der Praxis keine greifbaren Erfolge; obwohl ich guten Anlauf hatte, schoß ich schonungslos vorbei, weil ich mich allzu sehr auf die Ausdehnung des Streufegels meiner Schrote verließ; die Genossen wunderten sich, bevor aber die Verwunderung in Spott auswuchs, hatte ich das Geheimnis der Ruhe los, und meine Schießkunst fand zwar nicht allgemeine Bewunderung, aber maßvolle Anerkennung, und sogar unser Oberjägermeister Baron Krüdener meinte gelegentlich: „Ja, weißt du, dieser Schuß war doch eine dolle Sache!" Zu meiner Freude aber stelle ich bei dieser Gelegenheit fest, daß mein Sohn mich auf jagdlichem Gebiete weit überholt und zu den besten Jägern Rigas gezählt hat. Ich sage ausdrücklich „zu meiner Freude", denn der Vater freut sich immer, wenn seine Tugenden vom Sohn übertroffen werden, mag der Vater sonst auch der größte Reidhammel sein.

Sogar Frau und Töchter gewannen Respekt vor den beiden Familien-Nimrods, als einmal der Gatte und Vater zwei, und der Sohn und Bruder drei Rehböcke von der „Sonntagsjagd" in die Küche zehnteneten.

Am Hochwild weist mein Jagdbuch fast nichts auf; ich hielt es mehr mit Reh- und Hasenjagd, wo das Herz noch gewogen wird, wo kein anderer für dich eintritt, wo du auf dich selbst gestellt bist, wo es gilt den Kampf Mann gegen Mann.

Auch meine erste erfolgreiche Pirsch auf den Auerhahn gestaltete sich zu einem regelrechten Nachtgefecht: Ich jagte auf einem Kronsgute in Kurland und klagte dem Oberförster mein Leid, daß der große Hahn bei meinem Auftreten unfehlbar „abreite“. Der Förster darauf: „Heut Nacht werden Sie den Hahn schießen; ich springe mit Ihnen an.“ Der Abend ließ sich schon gut an, denn ich holte musterhaft den Vogel mit dem langen Gesicht herunter. Gegen zwei Uhr nachts waren wir im Walde. Das Anspringen ging leicht, denn der Fuß versank bis zum Knöchel in schwellendem Moose, und der Hahn „sang“ wie aus dem Gesangbuch. Jetzt mußten wir bei dem Baume sein, auf dem der Hahn in seiner Art seine Serenade sang und tanzte. Ich sah nur tiefdunkle Föhrenhäupter beim Aufblick. Der Oberförster hinter mir raunte mir während des Schleifers des Hahnes zu: „Der dunkle Punkt oben am Stamm.“ Ich sah nur dunkle Punkte am Stamm, und jeden dieser vermaledeiten dunklen Punkte gestaltete die überreizte Einbildung zu einem Auerhahn. Ich warte bis zum Schleifer, punktiere am Himmel umher, um Korn und Hahn zusammenzubringen, und laß fliegen. Beim Schleifer ist der Hahn taub wie ein Stein. Es knappt weiter, als wäre nichts geschehen; ihm war ja auch nichts geschehen, dem ohrentief verliebten Bengel. Wieder der Schleifer! Wieder der Schuß! Wieder das fröhliche Knappen. Hinter mir des Försters heiseres Wortwort: „Sind Sie verrückt, Dr.“? Ich muß von neuem laden; das gelingt mir, ohne daß der Hahn abreitet. Der Kerl muß chronische Selbstmordtriebe besitzen. Da sehe ich plötzlich einen andern dunkeln Punkt am Stamm sich langreden. Nun aber höchste Zeit! Flinte hoch, Knall und gleich nachher Fall des Minnesingers. Der Förster wischt sich den Schweiß von der Stirn und sieht mich vernichtend geringschätzig an, soweit das in der Dunkelheit zu beurteilen war, ich schwieg. Als ich aber in derselben Nacht noch vom Schirm aus einen Birkhahn schoß und nach dem Frühstück sechs Haselhühner auf der Locke, da sprach der alte Oberförster wieder mit mir. Er war versöhnt. — Beim Verspeisen des Auerhahns warfen mir Frau und Töchter Blicke des Vorwurfs zu.

Das ist mein jagdlicher Heldentag gewesen; aber ich war „saturiert“ und habe ohne Jagdneid ansehen können, wie im folgenden Herbst

ein Jagdfreund von mir in etwa 20 Sekunden drei Schaufelelche in prächtigstem Triplet im Feuer auf die Decke legte, ein Weidmannsglück, was zur Zeit anschaulich im „Weidmann“ Band XXV, Nr. 21, geschildert worden ist.

Nie kann ich ferner dein vergessen, du alte liebe „Krafenbank“ in Riga und der Erholung, der Kunstgenüsse und des sorgenbrechenden Humors, die dein bläuliches unterirdisches Meerreich in reicher Fülle geboten hat.

Die Gründung der „Krafenbank“ fällt in das Jahr 1869; sie hat sich als Fortsetzung des „Bierhofs“ betrachtet, einer feuchtröhllichen Gesellschaft aus der Zeit, als noch Festungswerke Alt-Riga einengten und einzwängten. Kein geringerer als Fürst Suworow, der Sohn des berühmten Gegners der Franzosen in der Schweiz, damals Generalgouverneur der drei Ostseeprovinzen, war Mitglied der Gesellschaft, und sein Name bürgt für ihr geistiges Niveau. Andererseits leiten Fäden von der Rigaer Krafenbank hinüber nach Prag, wo mit dem Mutterreich Praga, das von früheren Mitgliedern der Krafenbank gegründet sein soll, die jetzt so weit verbreitete „Schlaraffia“ erstand. Das Bewußtsein dieses Zusammenhangs war zu meiner Zeit noch sehr lebendig; davon zeugten verschiedene künstlerisch hergestellte Begrüßungen und Glückwünsche der Schlaraffia an die Krafenbank, die eine Art von Kartell verrieten, das zwischen beiden angebahnt zu sein schien, wie auch der Besuch eines Oberschlaraffen des Mutterreiches Praga, der mit mir persönlich in Verhandlung getreten ist, die allerdings zu keinem Ergebnis geführt haben.

Das Lokal der Krafenbank war eine Art von Sehenswürdigkeit Rigas, die freilich am besten an Spätabenden sich nullender Tage genossen wurde, und dann nur auf Einladung hin, daher ist die Bekanntschaft mit dieser Sehenswürdigkeit nicht in die bekannnten „weitesten Kreise“ gedrungen.

Eine von geheimnisvollen Gebilden gehütete Stiege führte vorbei an einem riesigen ausgestopften Krokodil hinunter auf die „Reede“, wo sich jedem Nichteingeweihten das Reden verschlug, denn rücklings drohte glühenden Auges des Zerberus schreckliche Umgestalt. Von dort ging's in den freundlicher wirkenden „Nahrungsraum“, auf dessen aus dem blauen Meer aufragenden glatten Klippen, so profane Menschen Tische nennen, reichliche Nahrung lockte und Verdauung fördernde „Perlen“, Schnäpse, zum Teil mit gekreuztem Totengebein als

„signum reprobationis“, als Zeichen der Verwerfung gekennzeichnet, denn der Inhalt näherte sich atemverschlagentem 100 Prozent-Alkohol. Der Weise geht scheuen Auges und schweigend an den Mordperlen vorbei.

Ein „Durchbruch“ (Tür) führt zum Allerheiligsten der Bank:

„Sökwabel heißt die vierte Halle;
Kühle Flut überströmt sie immer,
Odin und Saga trinken alle zehn Tage
Da selig aus goldenen Schalen.“

Edda Grimmsmal v. 1.

Der Durchbruch zum Allerheiligsten ist noch geschlossen. Es ist ein langgestreckter Raum tief unten im märchenhaften grünen Meere; „das Grenzenlose magst du dort erschauen, du siehst dort Well' auf Welle kommen, dort siehst du in der Grüne gestillter Meere streichende Delphine, du siehst Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, umschwebt von Bildern aller Kreatur. Sie sehn dich nicht, denn Schemen sind sie nur.“ Und dir zu Häupten hängen nieder demantglitzernde Stalaktite, in deren krauser Bildung gestaltende Phantasie seltsamstes gebiert.

Mitten durch den Raum dehnt sich ein schmaler Tafelgebirgsstreifen auf Meeresgrunde mit schlohweißem Seetanggespinnst wohlgedeckt; davor stehen „Riffe“, Stühle, aus urzeitversunkenem Eichenholz von Tritonenhand gefertigt in den Freistunden, die ihnen Nereus gönnte als Erholung von ihrer Bläsermusik; und vor jedem Riff steht eine Kristallmuschel, welche Profanmenschen Seidel nennen, zur Aufnahme des goldigleuchtenden „Meerschaums“, des Bieres; silberne, mit dem Krakennamen versehene Deckel schließen die kunstreich geformten Muscheln. An der einen Langseite des Sökwabels winken liebliche Grotten, als schönste die Rheingrotte, darinnen die Rheintöchter versunkenen Schatzes walteten, und die ernste Grotte mit dem „Semaphor“, den ein etwa im profanen Leben notleidender Krake anrufen konnte, damit ihm geholfen werde, denn der Wahlspruch lautet: „Von 36 keinem geschieht es, daß er fällt, wenn 35 da sind, an denen er sich hält.“

Zwischen beiden Grotten baute sich auf das Rednerpult, „Quatschriff“ benamset, eine Bezeichnung, die der parlamentarischen Kofstra

des deutschen Reichstages und anderer Volksvertretungen auf das wärmste empfohlen sei.

An der anderen Langseite war die Erinnerungstafel mit dem Namen der Kraken augenfällig angebracht, welche gestorben waren d. h. „die letzte Muschel gefangen“ hatten und nicht weit entfernt der Kirchhof für ihre ausgepichteten, florumwundenen Muscheln, aus denen kein Krake mehr „fangen“, trinken, durfte. Ein schlimmer Zauber webte um diese umflorten Muscheln; zweimal hatte ein verhängnisvoller Zufall es gefügt, daß der Krake, der einem fremden Gast den Kirchhof gezeigt und dabei die Muscheln herabgenommen hatte, in der folgenden Nacht starb. Sogar die Dienerin der Bank „das Meerweibchen“ war nicht zu vermögen, die Muscheln von Staub zu reinigen, denn dann „rufen die Toten“.

An der Spitze ragte unter einem prächtigen Kolossalbilde des wogenbändigenden Neptun das Hochriff des jeweiligen Leiters der Bank, „des Allerfeuchtesten Neptun“. Vor ihm wuchtete das ruhegebietende gewundene Hifthorn, vor dessen Ton alles in Gehorsam und Ruhe sich neigte. Er selbst aber, der Herrscher, hatte bei festlicher Gelegenheit in der Rechten den gewaltigen goldenen Dreizaß, ihn selbst umwallte meerblauer Mantel, und weithin leuchtete Edelgestein aus güldener Krone, und er erhob sich und las mit hallender Stimme die Thronquatsche, die sich verbreitete über äußere und innere Politik und meist vorteilhaft von den Thronreden der Fürsten und Mächtigen dieser Welt dadurch unterschied, daß er sie selbst verfaßt und daß sie Inhalt hatte.

Die Zahl der Mitglieder erreichte mit 36 ihre äußerste Grenze nach der Zahl der Nulltage im Jahre; da aber der Februar nur zwei Nulltage hat, so fiel auf den letzten dieses Monats das Stiftungsfest „die Sintflut“ und in jedem Schaltjahr auf den 29. Februar die „große Sintflut“, die immer großartig gefeiert wurde und manches künstlerisch Schöne und literarisch nicht Unbedeutende geliefert und geleistet hat. Dem Hochriff gegenüber an der Schmalseite stand das „Sirenium“, ein wundervoller Blüthnerscher Flügel, auf dem nur Künstlerhänden zu spielen gestattet war.

An jedem Nulltage hatte einer der Kraken seine Geburtstagsfeier auszurichten durch Besorgung reichlicher Nahrung und des „Meerschams“, während edlere Genüsse, etwa das prickelnde Maß der Schaumgeborenen „Aphrodite“, aus dem „Taschenaquarium“ des üppigen Bestellers „gesprigt“ werden mußten.

Die Verfassung des Neptunreiches war eine glückliche Mischung absolutester Monarchie mit breitester Demokratie. Der Neptun war während seiner Regierung, die jedesmal einen Monat währte, aber durch Wahl weitergehen konnte, infallibler als der Papst, unbefchränkter als ein Despot und inappellabler als das Reichsgericht in Leipzig. Waren die Kraken mit seiner Regierung unzufrieden, so wurde er abgewählt und mußte Rede stehen. Zu ernsteren Konflikten ist es fast niemals gekommen, denn ein Richterkollegium der „Saurier“, aus den bewährtesten und als Menschen erfahrungsreichsten Kraken gewählt, thronte gleich „den Müttern“ im Faust „hehr in Einsamkeit, von ihnen nur zu sprechen war Verlegenheit“. Nur einmal sind die Saurier in einem ernsten Falle in der Zeit meiner langjährigen Zugehörigkeit zusammengetreten zu ernstem Gericht. — Für hervorragende Verdienste um die Bank und auf künstlerischem oder literarischem Gebiete wurden Orden verteilt, der vornehmste war der „Hohe Orden pour le Meerrettich“ in seinen Abstufungen; auch Erhebungen in den erblichen Krakenadel besonders für Zölibatäre kamen vor, aber viel seltener als etwa in der wilheminischen Zeit in Preußen. Aber die Verleihung dieser Auszeichnungen lag nicht in der „Tafel“ des Neptun, so unfehlbar er auch war, sondern darüber befand die Krakenchaft in geheimer Sitzung. Die Vorzüge und Vollkommenheiten der Verfassung des Krakenreiches sind nicht auszusagen und zuzagen, und wenn ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund; die glückliche Vermählung von Zentralisation und Dezentralisation und die alles durchwaltende Gerechtigkeit übertraf sogar die Weimarer Verfassung des Herrn Preuß und die von Gerechtigkeit strogenden Entscheidungen des Völkerbundes in Genf, wo es zu arg nach dem genius Gallici loci duftet.

Was an namhaften Künstlern am Stadttheater Rigas gastierte, hat niemals den Besuch der Krakenbank versäumt und hier Proben der Künstlerchaft geboten, und die Theaterleute selbst als ständige Gäste haben die Abende und Nächte zu künstlerisch genufreichen und gehaltvollen gestaltet, wie auch von den Kraken selbst glücklich Veranlagte durch oft musterhafte Übersetzungen mit den Kindern des russischen Geistes bekannt machten.

Es herrschte unter den Kraken ein warmherziges gegenseitiges Vertrauen und unbefchränkte Offenheit, und es ist mir kein Fall von Vertrauensbruch bekannt geworden, oder daß „arcani fides

prodiga, perlucidior vitro“ etwas Unvertrautes „sub divum raperet“.

„Treu wie die Fichte auf baltischer Höh',
 Feucht wie die Düne an baltischer See,
 Frisch wie der Lenztag duftet und blüht,
 Heiß wie der nordische Sommertag glüht,
 Wie unser Winter so zäh' und so scharf,
 So ist der Krake, deß' ich bedarf.“

So singt einer der besten, der als Dichter nicht unbekannte Julius Meyer, mit Krakennamen „King-No“ genannt.

Das Archiv der Bank barg unter vielem literärischen Raff auch manch Gutes und Schönes, und es wäre bedauerlich, wenn nicht ein Kenner in dem Archiv aufräumende und sichtende Arbeit machen würde, denn vieles ist da, was Erhaltung verdient.

Im übrigen ist die Krakenbank durch den Krieg und besonders in der bolschewistischen Schlamm- und Dreckzeit aufgeflogen und vegetiert jetzt nur noch in wenigen müden Trägern der Tradition. Das Lokal ist Quartier für Nachtmotten geworden, und das Archiv und was sonst noch gerettet ist, wartet langsamer Vermoderung. Sollte aber noch einmal eine Wiedererneuerung eintreten, so glaube ich, daß nur die alten Formen erstehen können, nie mehr aber der alte Geist.

Als Erholungsheim hätte mir auch der „Rigaer Dichterverein“ dienen können, dessen meist passives Mitglied ich eine Weile gewesen bin dank energischer Fürsprache eines lieben Freundes, dem „des Sanges Gabe und der Dichter süßen Mund“ Apollo in einer unglückseligen Stunde geschenkt hatte; er witterte ähnliche Gaben bei mir, aber er witterte vorbei. In der süßlich-lyrischen Sonettenluft der trefflichen Dichtersleute konnte ich nicht gut atmen und wurde asthmatisch und dichterisch ganz apathisch. Als Kind der Ebene bin ich nie ein guter Bergsteiger gewesen, auch meine Kraxelversuche auf dem Parnas haben mich nicht zu Höhen gebracht, wo Apollos Odem geht. Und habe ich mal einen Anlauf und zur Stärkung zuerst einen Schluck genommen aus dem kaskadischen Quell, dann hatte vorher ganz gewiß der ländliche Pan oder ein mutwilliger Faun sich in dem heiligen Wasser die Pfoten gewaschen. Der freundliche Leser urteile selbst: Einer der Meisterfinger feierte Polterabend. Lyrische Anmut und der bekannte Hauch der „Empfindsamkeit“ lag wie ein zarter Schleier

über dem Abend. Jeder von uns hatte sich strebend bemüht. Ich auch. Ich verglich die liebliche Braut mit all den holden Blumen, über die meine Kenntnisse der heimischen Flora verfügten. Ich konnte das unbedenklich wagen, denn ich kannte die glückliche nicht. Ich will nicht leugnen, daß der Vergleich einer Braut mit Blumen schon poetisch verwertet worden ist, es kommt eben auf das Wie der Bewertung an. Ich hatte diesen Vergleich dem Bräutigam in den Mund gelegt:

„Du bist wie eine Aker
So lieb, so zart, so hold;
Bald gehen wir zum Paster,
Du hast es so gewollt.

Du bist wie eine Lillie
So lieb, so zart, so hold;
Bald haben wir Familie,
Du hast es so gewollt.“

Dieses Rezept bietet ungeahnte Möglichkeiten. Für mich genügten an dem wehevollen Abende aber schon diese beiden Strophen, um den zarten Schleier der Empfindsamkeit zu zerreißen und mich auszuschießen aus den von Horaz gleich in der allerersten seiner Oden so geflüstert gepriesenen „lyricis vatibus“. Als Lyriker hatte ich meinen Entengesang gesungen, — Schwanengesang wäre zu vermessen.

Die Russifikation schoß mittlerweile von Jahr zu Jahr mehr ins Unkraut, so daß der Gebrauch der deutschen Sprache sogar auf den Straßen der Stadt zu Verlegenheiten führen konnte, und Schifane jagte Schifane.

Als ich auf einem Feste der Reichsdeutschen eine Rede auf Bismarck gehalten hatte, flüchte mir sogar die „Nowoje Wremja“ in Petersburg am Zeuge, da „ein hergelaufener Ausländer in Riga ungestraft eine „plamenaja retsch“ eine flammende Rede auf Bismarck halten dürfe, obwohl er Dozent an dem „russischen Polytechnischen Institut“ sei“. Und dem guten Kurator Lawrowski wurde nachgesagt, er trüge sich mit dem vielen sympathischen Gedanken, den Dozenten für deutsche Sprache auf seine russischen Kenntnisse hin unter die Lupe zu nehmen und, wenn er gewogen und zu leicht befunden werden solle, die daraus sich ergebenden Folgen zu ziehen.

Daß in dieser erdrückenden Stidluft eine Revolverpresse nichts würdigster Art sich aufzumachen mußte, ist jedem Beobachter und Kenner menschlicher Niedertracht verständlich. In Riga erschien die „Dünazeitung“, finanziert besonders von russischer amtlicher Seite und allem geldkräftigem Gesindel, das seine Ziele durch Discreditierung des baltischen Deutschtums und Verunglimpfung seiner Vertreter fördern zu können glaubte. Pipirs hieß das Subjekt, welches diese edle Absicht als unermüdlicher Redakteur der Dünazeitung nicht ohne journalistisches Geschick und findige Schamlosigkeit verfolgte. Eine gescheiterte Existenz, körperlich und geistig der Abblatsch des homerischen Iherstes, leider Reichsdeutscher von Geburt, war der gegebene Mann. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß sich in großer, tüchtiger Zeit hin und wieder nur die nötigen großen Männer als Führer finden, in Zeitläufen dagegen, die durch der Menschen Niederungen trampeln und durch den Dreck der Gasse und Gasse, Irrgeister, die auf kurze Weile mit Phrase und tönendem Maulwerk an der Spitze verblödeter Massen marschieren und ihren Instinkten huldigend vorangehen, als Führer legionsweise auftreten.

Vor diesem revolverjournalistischen Raufbold war bald kein anständiger Mensch mehr sicher und keine deutsche Familie; die Gladen der Verleumdung und Bezichtigung flogen nur so umher, und die Angebereien waren zahllos, wie Fliegen im August. Bald war es in den besseren Kreisen Rigas ein Makel, nicht in dem Blatte gestanden zu haben. Auch mir suchte der Mann mit dem neckischen Namen meine Kreise zu stören, und als ich ihn darüber zur Rede stellte, wählte er mit mißtrauischem Blick auf meine rechte Hand der Tapferkeit besseren Teil. Ich habe ihn erst in Petersburg wiedergesehen, wohin er entwich, nachdem er seine Mission in Riga erfüllt und als diensttuender Mohr den verdienten Tritt bekommen hatte. Unkraut aber vergeht nicht.

Als nun damals zwei Herren aus Petersburg in Riga erschienen und mir den Vorschlag machten, die Redaktion der in deutscher Sprache erscheinenden Zeitung „Herold“ vorläufig auf fünf Jahre zu übernehmen, glaubte ich diesen Vorschlag annehmen zu müssen. Die Empfehlung des einen der verhandelnden Herrn durch den mir befreundeten Direktor des Polytechnikums, der mit ihm in Dorpat studiert hatte, beseitigte bei mir alle Bedenken, die ein vorsichtiger Mann bei politischen oder geschäftlichen Verhandlungen mit einer russischen Exzellenz hegen muß.

Es wurde also ein Kontrakt beiderseits unterschrieben, der so allgemeine Bestimmungen enthielt, daß ein Russe und ein Deutscher, ein Konservativer und ein Demokrat, ein Arier und ein Semit seinen Namen ohne den kleinsten Gewissensstrupel darunter setzen konnte. Es war eine reine Formalität, wie die Erzellenz mir lächelnd sagte, und nur der geschäftlichen Ordnung wegen nötig, ein „domaschni kontrakt“, ein häuslicher oder privater Kontrakt, nicht auf Stempelpapier vor dem Notar aufgenommen. Als Konventionalstrafe für unmotivierter frühere Kündigung waren für jeden der beiden Kontrahenten 2000 Rbl. festgelegt. Und schon war ich „drin“, wie sich zeigen wird. Die Erzellenz war Jurist und Beamter des Senats und hieß Gubski. Das spricht Bände.

Raum also von einer schönen Reise ins Vaterland und einem längeren köstlichen Aufenthalt im weinfrohen Moseltal zurückgekehrt, zogen wir von der Düna zur Newa, ich und die Kinder frohen Mutes, meine Frau bedenkllichen Sinnes, und es folgte jetzt ein Jahr, hoch interessant und erfahrungsreich, als Erinnerungsschaß schöner denn als Erlebnis.

Ich war damals noch in den glücklichen Jahren, in denen man den Kampf liebt, und ich bildete mir ein, als Chefredakteur einer größeren Zeitung Größeres wirken und leisten zu können als auf dem Gebiete, von dem ein Kenner warnend singt:

Was hilft denn deine Pädagogik?
 Sie schmilzt dahin wie Schnee im März:
 Du haust den Jungen den Popo dieß
 Und glaubst, du bildetest ihr Herz.

Es ist eben alles eitel, die Zeitungsschreiberei aber zu 90 Prozent die eitelste aller Eitelkeiten; sie kommt gleich hinter einem Abgeordnetenmandat, und das will was heißen! Mag jeder mit diesem Werturteil machen, was er will, ich bin's zufrieden!

VIII.

Unser Umzug nach Petersburg im Jahre 1898 vollzog sich nicht mehr in der reichlich zigeunerhaften Weise wie die beiden früheren, die Zeit war auch in Rußland fortgeschritten, wenigstens auf dem Gebiete der Eisenbahn-, Straßen-, Festungs- und Hafengebäuden, seitdem Frankreich die russische Politik eingeseift und durch reichliche Anleihen vor seinen Revanchewagen gespannt hatte. So war denn auch die Bahn Petersburg—Riga endlich fertig geworden, noch immer zu früh für die Ingenieure u. a. „verdienstliche“ Leute, die zu dem Bau in einnehmend-vertraulichen Beziehungen gestanden hatten.

Petersburg hat als Stadt keinen sonderlich großartigen Eindruck auf mich gemacht, auch keinen sonderlich schönen und erst recht keinen gemüthlichen. Man kann eine Stadt lieb gewinnen, wie ich München und Stockholm lieb gewonnen habe, aber Petersburg gegenüber ist mein Pathos recht kühl geblieben. Imponiert haben mir allerdings die Distanzen: Der Platz vor dem an sich unschönen Winterpalais läßt den Beschauer die eigene Winzigkeit fast bedrückend empfinden, und großartig wirkt der Blick über die riesenbreite Newa hinüber nach Wassilij-Ostrow, und eine Fahrt über die Inseln bis zur „Pointe“ in einer der „Weißen Nächte“, die alles in wunderbares Azur tauchen, ist ein Genuß. Ubrigens muß sogar ein Puschkin in seinem „Ehernen Reiter“, um seine Liebe zu Petersburg zu begründen, Bacchus und Venus zu Hilfe rufen:

„Ich liebe deines Winters Strenge,
Die frische Luft, die lautlos ruht,
Des Schlitten-Korso bunt Gedränge,
Der Mädchenwangen Rosenglut,
Das Stimmgewirr auf deinen Bällen,
Ihr frohes Treiben, ihren Glanz,
Jedoch im Kreis von Junggesellen
Der Kratflamme Flackertanz.“

Und kein Monument hat auf meine Seele einen gewaltigeren Eindruck gemacht als das Falkonetsche Reiterdenkmal Peter des Großen an dem Senat, das so wunderbar den Geist des gewaltigen Zaren zum Ausdruck bringt, wie er dort schützend und gebietend Wache hält.

Ich habe mir unter der Leitung eines meiner Redakteure, der Petersburg in seiner Höhe und seinen Tiefen zu kennen vorgab, auch das Nachtleben der unheimlichen Stadt mit gebotener Vorsicht angesehen. Mein Mentor war in den Tiefen des Petersburger Lebens besser bewandert als in den Höhen, eine Erfahrung, der man häufig begegnet bei Mentoren, und das, was ich dieses eine Mal dort unten, wo es übrigens auch von Fürsten, Grafen und Exzellenzen wimmelte, gesehen und erlebt habe, hat meinen ganzen Bedarf an Wissensdurst in dieser interessanten Richtung voll gedeckt.

Ein einziges Mal jedoch hat das Schicksal, das es immer mit mir im allgemeinen wohlmeinte, mich in allerdings fast beschämend oberflächliche Berührung mit der allerhöchsten Hautevolee gebracht. — Allerhöchste Hautevolee ist sprachlich übrigens eine niedliche Leistung, aber was soll ich machen, es war eben die „allerhöchste Hautevolee“, fast kaiserliche!

Eines Tages flog in die Redaktion eine golddrandstrogende Einladungskarte vom Minister des Kaiserlichen Hofes zur Teilnahme an einem Blumenball in dem Palais, das später der wundersamen Duma, der russischen Volksvertretung, zu ihren Versammlungen und deklamatorischen Übungsreden eingeräumt wurde, und das dann von der Verhimmelung des „vergötterten Monarchen“ bis zur blutroten Demokratie von Stufe zu Stufe gesunken ist.

Ich stellte die Einladung zur Verfügung der Mitarbeiter in der Redaktion, denn das Wort „Ball“ und erst recht „Blumenball“ hatte für mich etwas Abschreckendes: mit der Tanzmuse Terpsichore verband mich kein Band, denn in diesem einzigen Punkte schwor ich auf Cicero, der da meint: *nemo saltat nisi ebrius*. Aber es half mir nichts: Ich wurde darauf hingewiesen, daß die Sache fraglos sehr interessant und lehrreich werden, daß ich die glorreichen Träger von uralten Bojarennamen und die ganze diplomatische Vertretung des Erdballs sehen würde und so weiter.

Also ich wappnete mich mit Festgewand, einem Orden und einer Denkmünze und sauste in einer Troika zum Palais, wurde empfangen

von einem baumlangen Tischerfessen, der von Goldlitzgen und Patronen und Dolchen bligte, so daß ich aus den Reflexverbeugungen gar nicht herauskam, und dann in den riesigen Tanzsaal geleitet und meinem Schicksal überlassen.

Da stand ich nun, dachte des Goetheschen Sängers, unterdrückte zu meinem Glück die zwei ersten Verse der zweiten Strophe: „Gegrüßet seid mir, edle Herrn, begrüßt ihr, schöne Damen!“ und sprach mit zitternden Lippen zu mir selbst:

„Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
 Wer kennet ihre Namen?
 Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
 Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
 Sich staunend zu ergöhen.“

Es ist nicht empfehlenswert, in einem Tanzsaal längere Zeit mit geschlossenen Augen dazustehen, und ich wollte mich eben „staunend ergöhen.“ Ich öffnete also die Augen und bin aus dem Staunen nicht heraus- und in's Ergöhen nicht hereingekommen: Blihende Militär- und Diplomatenuniformen, funkelnde Ordenssterne, buntleuchtende breite Ordensbänder und anderer Klimbim, fast zuviel für Männerbrüste zu tragen. Dieses zu viel der Männerbrüste wurde aber auf das glücklichste ausgeglichen durch ein zu wenig an deckender Tracht der Damenbrüste. Ein tanzender See von mehr oder weniger wogendem Weiberfleisch „in altadlig Pergament gehüllt“. Was aber oben fehlte, war unten in der Form von Schleißen dem Kleide anmontiert, wofür ich keine Begründung geben kann, da ich auf dem Gebiete der Mode und besonders der Hofmode über einen riesigen Umfang von Fachkenntnis verfüge. Wenn die Damen aber sich zu setzen geruhten, so mußten sie auf der Fortsetzung ihres eigenen Rückenausschnittes sitzen; ich bin nicht dahintergekommen, und etwaige genauere Untersuchung verbot schon die Majestät des Ortes.

Ich staunte also, ergöhte mich aber nicht. Dunkle Männerpunkte in Grad mit verlorenen Orden niederer Sorte an der Brust oder am Halse entdeckte ich mehrere, aber sie hatten Notizbüchlein und Bleifeder in versteckten Reporterhänden. Ich mied sie vorsichtig und schlängelte mich ziellos durch der Säle lange Reihe, bis ich dorthin vom Geiste geführt wurde, wo sich's verlohnte mit andächtiger Ergöhung zu weilen. Da bauten sich auf damastgedeckten Riesentischen die Kostbar-

keiten der mit Recht Weltruhm genießenden Petersburger oder Moskauer Küche in ihrem ganzen Raffinement auf, die aufzuzählen ich vermeiden muß, da ich schon bei der Erinnerung Fäden ziehe. Mich lockten besonders die Silbergefäße mit hellgrau schimmerndem Kaviar bis zum Rande gefüllt, deren Anblick den Menschen mit Andacht erfüllt. Nicht weit entfernt winkten Kristallflaschen, französischen Kognak bergend, von denen eine einzige der dort stehenden mir mehr galt als das ganze Volk. Kaviar mit maßvollem Kognak-Nachguß ist eine erholende Sache. So denkend füllte ich mit dem leuchtenden Gold ein ansehnliches Glas, als plötzlich aus einer Portiere ein hochgewachsener Offizier erschien, mich mit mildem Lächeln maß und deutsch fragte: „Nun, ist der Kognak gut temperiert?“ „Zawohl, Kaiserliche Hoheit.“ Der Offizier war Großfürst Wladimir, dessen Gestalt und markantes Gesicht sich jedem einprägte; ich hatte ihn im Alexandrathheater einmal gesehen. Eine kurze gegenseitige Verbeugung und Schluß!

Dies ist meine einzige Berührung mit dem Kaiserlichen Hofe gewesen und hat zu keiner weiteren Intimität geführt; sie hat mich auch nicht so erschüttert, daß ich stracks das inhaltreiche Speisezimmer verlassen hätte, denn ich kalkulerte so: Großfürsten wirst du noch oft genießen können, Erzeugnisse der kaiserlichen Küche und Kellerei niemals wieder.

Für die Genüsse des Abends aber habe ich mich dadurch dankbar bewiesen, daß einer meiner Mitarbeiter, der nicht da war, aber in der Beschreibung von Bällen, Soireen und dergleichen wohlbewandert, einen glänzenden Bericht über diesen kaiserlichen Blumenball für den „Herold“ komponierte.

Da ich mich eben in den „Sphären“ bewege, will ich gleich meines Besuchs in der Deutschen Botschaft gedenken; es geht dann so in einem Abwaschen hin. Also ich hatte Sr. Durchlaucht dem Fürsten Radolin, dem damaligen Botschafter S. M. des Kaisers von Deutschland und Königs von Preußen in meiner Eigenschaft als Chefredakteur der Zeitung „Herold“ Besuch gemacht.

Beim ersten Versuch traf ich ihn nicht an: Botschafter trifft man beim erstenmal nie zu Hause. Mein zweiter Versuch glückte; mit bezaubernder Liebenswürdigkeit empfangen und eingeladen, an den kommenden dunkeln Novembertagen Botschafters doch recht oft zum Teeplauderstündchen besuchen zu wollen, wurde mir mit ebenso bezauberndem Bedauern bedeutet, Exzellenz müsse leider nach spätestens

fünf Minuten zum Minister X. oder Fürsten Y. Botschafter müssen, wenn ein Sterblicher gewöhnlichen Geblüts sie besucht, immer nach spätestens fünf Minuten zu irgendeinem Minister.

Ich habe den Botschafter nur dieses eine Mal gesehen, und aus den Teeplauderstündchen ist nichts geworden. Fürst Radolin war fast immer auf Urlaub und ist bald zusammen mit dem ersten Botschaftsrat Tschirschky, wie es heißt infolge eines „Evenements“ auch bei einem Hofball, die Treppe heraufgefallen und Botschafter in Paris geworden, während Herr von Tschirschky zunächst Staatssekretär des Außern und dann Botschafter in Wien wurde.

Ich habe dieses „Evenement“ immer für eine Ausgeburt von Hintertreppenklatsch der Hofgesellschaft gehalten, aber russischer- und auch deutscherseits ist mir von Männern, die viel höher blicken konnten als unsereins, die Wahrheit versichert worden, und zuweilen hängen ja Schicksale und folgenreiche Geschehnisse ab von dem Durcheinandergeraten von Zwirnsfäden.

Sind da also Botschafter, Gesandte mit Gattinen und Räten zu Kaisers zum Ball eingeladen. Natürlich war der Tanzboden mit schönen Damen gleichsam parkettiert, und besonders die jungen Diplomaten kamen fast ventre à terre angefehlt. Herr von Tschirschky engagiert eine Hofdame zum Tanz, dasselbe tut der Großfürst Wladimir, der auf die versuchte Entschuldigung der Hofdame, sie sei schon von einem deutschen Diplomaten engagiert, die ungezogene Bemerkung setzt: „Ach was! deutsche Diplomaten sind immer langweilig!“ Tschirschky kommt und will bei Beginn des Tanzes sein Fräulein holen, bekommt sie aber nicht, statt dessen von dem Hofgänschen den großfürstlichen Wiß verfehlt von der Langweiligkeit deutscher Diplomaten. Ich persönlich habe von Herrn von Tschirschky nie den Eindruck gewonnen, als sei er für Humor sonderlich empfänglich, und so nimmt er auch jetzt die Taktlosigkeit des Großfürsten allzu tragisch und meldet es gleichsam dienstlich seinem Botschafter. Dieser, gesellschaftlich in allen Sätteln gerecht, sucht der Peinlichkeit des Vorkommnisses dadurch die Spitze abzubrechen, daß er sich ambulando an die Gattin Wladimirs, eine Mecklenburger Prinzessin, wendet und ihr den Scherz ihres hohen Gatten erzählt und lächelnd und scherzend andeutet, daß sie den Gatten gewiß vermögen werde, dem Herrn von Tschirschky gegenüber . . . Soweit ungefähr soll der deutsche Botschafter gekommen sein, als er abbligte durch die hochnäsige Frage der Groß-

fürstin: „Herr Botschafter! In welcher Eigenschaft wenden Sie sich an mich, in meiner Eigenschaft als deutsche Prinzessin oder als russische Großfürstin? Für Sie, Herr Botschafter, bin ich ausschließlich russische Großfürstin!“ Sprachs und erhob sich. Der Botschafter aber verließ mit seiner Begleitung den ungestaltlichen Ball.

Ich bin zu wenig Diplomat und Hofmann, um diese Erwiderung ihrer kaiserlichen Hoheit besonders geistvoll zu finden.

Jedenfalls aber soll dieses „Evenement“ Weiterungen gehabt und den Abgang des Botschafters und seines Gehilfen verursacht haben.

So, jetzt bin ich mit den ungewohnten hohen Sphären fertig; „die Erde hat mich wieder!“

In dem Petersburger Verein reichsdeutscher Landsleute, der gleich den Moskauer und Rigaer Brudervereinen Pflege des Deutschtums und Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute bezweckte, und in dessen Vorstand ich bald gewählt wurde, habe ich wie in Riga die erfreuliche Beobachtung gemacht, daß der Aufenthalt und die Erfahrungen in der Fremde den Deutschen die Überzeugung beibringen, daß die preußisch-deutsche Jacke, die sie daheim getragen hatten, gelegentlich zwar arg gekratzt, im übrigen aber recht warm gehalten habe. Und so ist es gekommen, daß die Auslandsdeutschen die besten und unentwegtesten Deutschen gewesen ohne Partei- und Glaubensunterschied und sehr zu Unrecht und Schaden von der Reichsregierung als eine quantité négligeable betrachtet und behandelt worden sind. Diese Auslandsdeutschen, von denen sehr viele hervorragende Stellungen im Wirtschaftsleben des fremden Volkes einnahmen und auch durch ihre Kapitalkraft und ihre Verbindungen manchen Blick hinter die politischen Kulissen werfen konnten, der amtlicher Vertretung ewig verschlossen blieb, sind niemals von der heimischen Regierung oder ihrer Vertretung so zu Mittätigkeit herangezogen worden, wie das zum Nutzen und zur Aufklärung des Reiches hätte geschehen können und sollen. Die amtlichen Vertretungen aber saßen immer mit verschlossenen Diplomatenge Gesichtern in ihren Amtszimmern auf der sella curulis, von der felsenfesten Überzeugung getragen, sie hätten den Finger an dem Puls des Gesamtlebens des Volkes, bei dem sie akkreditiert seien, hatten meist von sich selbst das Assessorengefühl, alles aufs Beste zu wissen und zu können, huldigten dem berlinischen „Mir kann keener“, und waren dann höchlich erstaunt und glatt erbittert, wenn alles ganz anders kam, als sie gedacht. Das nie genug zu preisende

Auswärtige Amt in der Berliner Wilhelmstraße hat es sogar oft ernstlich übelgenommen, wenn kundige Männer unter den Auslandsdeutschen, von besorgter Vaterlandsliebe getrieben, privatim trefflichst begründete Nachrichten oder Berichte zu senden sich erdreisteten, die ganz wesentlich von den amtlichen Berichten abwichen. Bei den Siebenmalweisen des A. A. in Berlin machten solche privaten überheblichen Berichte die Zornesadern des betreffenden geheimrätlichen Dezerenten schwellen und die Stirn einer Exzellenz röten, denn selbstverständlich enthielten die amtlichen Berichte die einzig und allein mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Darstellungen; aber wie oft ist das nichts anderes gewesen als frommer, von amtlichen Scheuklappen eingeengter Aberglaube!

Ich weiß, daß es eine verruchte Vermessenheit ist, auch nur Bedenken zu äußern zu Einrichtungen und Maßregeln, die eine hohe Regierung in ihrer souveränen Weisheit zu treffen geruht hat, aber ich bin nun einmal verrucht und vermessen genug zu behaupten, daß es beispielsweise ein doch recht starkes Stück ist, wenn ein deutscher Botschafter mich einmal um Auskunft darüber bat, wie das prozentuale Verhältnis der Letten, Esten, Baltischdeutschen und Reichsdeutschen in den Ostprovinzen zueinander sei; ich törichter Laie war der Meinung, daß dergleichen Kenntnisse zu dem eisernen Wissensstand eines Botschafters gehöre. Ich glaube nicht daran, daß ein Botschafter, wenn er einmal mit Gattin und Gefolge im Salonwagen Rußlands Großstädte von Petersburg bis Odessa besucht hat, überall bei Gouverneuren und höchsten Zivil- und Militärbehörden Karten abgegeben und mit ihnen beim Empfangsmahle französisch parliert hat und sich und Gattin von den reichsdeutschen Vereinen hat begrüßen und feiern lassen, dadurch sein Verständnis des russischen Volks- und Wirtschaftslebens und des seltsamen Dings, das „Psyche“ des Volks genannt wird, wesentlich verbreitert und vertieft hat. Ich huldige sogar der keckerischen Ansicht, daß der Botschafter und seine Räte die russische Sprache beherrschen sollten, eine Fähigkeit, die noch höher zu bewerten sein dürfte als Fertigkeit auf Salons und kaiserlichen oder großfürstlichen Jagden.

Ferner habe ich den schnellen Wechsel der Konsuln nie recht als zweckdienlich begreifen können. Kommt da einer dieser vielgewanderten Herren über Belgrad, Genua, Honolulu nach Riga, so ist er zunächst ein bemitleidenswerter Mann, der nichts hat als seine Dienstanweisung und Kenntnis des inneren Betriebs, dagegen keine Ahnung von Land

und Leuten, Sprache und Art. Ist er sich nun seines Eigenwertes voll bewußt und von der Unfehlbarkeit seines Freundes St. Bureaukratius tief innerlich überzeugt, so geht er seine eigenen und vielfach absonderlichen Wege, um das Wesen der neuen Umwelt zu erkennen und sieht sie leider nur zu oft wie in einem verzerrenden und verschiebendem Spiegel, ein Bild, das dann die Richtigkeit seiner etwaigen wirtschaftlichen und politischen Berichte stark beeinträchtigt. Ich habe es selbst erlebt, daß einer dieser Konsuln, ein ganz begabter Herr, der das Beste wollte und den Bienenfleiß eines Strebers besaß, mit bewundernswürdiger Harmlosigkeit in den Dingen dieser argen Welt Fragebogen entwarf und in die Geschäftszimmer der Fabriken schickte, die u. a. Fragen nach dem Jahresumsatz, dem zur Verfügung stehenden Betriebskapital und anderen Geheimnissen enthielten, die der Fabrikant, so lange er normal ist, sich schön hüten wird, dem Mitmenschen auf die Schnüffelnase zu binden. Die Beantwortung dieser Fragebogen blieb in den meisten Fällen ganz aus, und die von reichsdeutschen Firmen rücksichtsvoll ihrem Konsul retournierten ausgefüllten Bogen enthielten Auskünfte, die so allgemein waren, wie der Inhalt einer Parlamentsrede; aus diesem mageren und zumteil fingierten „Tatsachenmaterial“ wurde nun mit Aufwendung von viel subjektiv-konstruierender Phantasie und Arbeit ein „Industriebericht“ hergestellt, um den sich Gott sei Dank kein Mensch ernstlich gekümmert, und der deshalb in dem Wirtschaftsleben auch kein Unheil angerichtet hat. Und diese Komödie wiederholte sich Jahr für Jahr, ein Ding tiefer Befriedigung des Pflichtgefühls für den Konsul, heiteren Amüsements für die Fabrikanten, sardonischen Lachens für den ausführenden Beamten.

In normalen Zeiten ist das weiter nicht gefährlich, aber in den Revolutionsjahren 1905/6 hat die Unbekanntheit des Konsuls mit den Menschen, Dingen und Verhältnissen, die aufwühlend in die Erscheinung traten, vielfach verhängnisvoll gewirkt, davon wußte noch Jahre hindurch mancher Reichsdeutscher ein Lied zu singen, das nicht überströmte von Hochschätzung der deutschen amtlichen Vertretungen.

Auf diesem Gebiete der amtlichen Vertretung im Auslande dürfte eine tiefgehende Erneuerung mindestens so notwendig sein, wie auf dem Gebiete der Schulreform, ohne die Deutschland vielleicht noch eine Weile hätte auskommen können.

Mit Behagen und Interesse gedenke ich aus meiner Petersburger Zeit des großmächtigen Generaldirektors der „Internationalen Handels-

bank", eines Herrn Rotstein. Durch Vermittlung meines um das Deutschtum und besonders die deutsche Schule in Riga hochverdienten kaufmännischen Freundes und Landsmanns Dernen, der einer der Direktoren der genannten Bank geworden war, wurde ich bei diesem begabten Berliner Juden eingeführt, der als Finanzmann dem damaligen russischen Finanzminister Witte eine Art von Berater gewesen ist. Mein guter Freund hatte die liebenswürdig menschliche Schwäche, gern Schicksal spielen zu wollen bei Bekannten, denen er wohlwollte, und so hatte er den geheimgelassenen Plan, mich von dem journalistischen Sprungbrett, auf das ich eben meinen Fuß gesetzt hatte, in das sehr viel lohnendere Bankwesen hinüberzuwippen. Ich wurde also zu Rabbi Rotstein eingeführt und lernte in ihm einen musikalisch weit über Dilettantenmaß hinausragenden Mann kennen, der im übrigen fürstlich wohnte, künstlerisch-geschmackvoll eingerichtet war und mit jüdischer Unverfrorenheit im Gespräche die hervorragenden Männer der Petersburger Gesellschaft abkanzelte und sich durchaus ungebärdig zeigte, wenn ich ihm in einigen seiner Urteile zu widersprechen wagte; als ich auf seine Behauptung, der Chefredakteur der Petersburger Zeitung wisse über nichts anderes zu schreiben als über Küche und Kirche, meinte, er könne doch unmöglich verlangen, daß der Mann die Synagoge lobe und preise, lenkte er auf andere Gesprächsthemata ab, denn er wollte nicht gern angedeutet haben, daß seine Ahnen auf irgendeiner Trift zwischen Dan und Berscha ihre Herden geweidet hätten.

Die Bank wollte eine Petersburger deutsche Zeitung zu ihrer Verfügung haben, um ihr passende wirtschaftspolitische Nachrichten dem Leserkreis aufzutischen und mundgerecht zu machen, und hatte den „Herold“ gewählt. Unter gewissen Kautelen war ich darauf eingegangen, die Rolle des Herolds der „Internationalen Bank“ zu spielen. Ich erhielt monatlich einen in dem Etat unter Titel „Besondere Auslagen“ gebuchten ganz erklecklichen Betrag für folgende Leistung: Montags um 8 Uhr morgens erschien ich vor der Hohen Pforte des Generalgewaltigen. Nach einem Druck auf einen Knopf öffnete sich die Tür „Morg'n, Herr Direktor!“ Morg'n, Herr Doktor! „Etwas Neues los, Herr Direktor?“ Nein, Herr Dr. ! „Morg'n, Herr Direktor!“ Morg'n, Herr Dr. ! Fertig! Ab! Zweimal nur in dem einen Semester hat der Mann meine Zeit länger in Anspruch genommen: Das eine Mal diktierte er mir fürchterliche chinesische Ortsnamen einer dort

zu erbauenden Eisenbahnlinie, das anderemal unterhielt er sich mit mir über Spinozas Substanzbegriff. Niemals in meinem Leben habe ich schneller und leichter Geld verdient.

So, nun bin ich also endlich auf Umwegen bei dem Titel „Zeitung“ angelangt, die doch den Hauptteil meiner Petersburger Tätigkeit beansprucht hat.

Die Zeitungen der beiden Hauptstädte Moskau und Petersburg waren Morgenzeitungen und erschienen ohne Präventivzensur. Das war nur für den oberflächlichen Blick ein Glück, in Wirklichkeit thronte drohend wie ein verschleiertes Götzenbild in dunkeltem Hintergrunde die geheimnisvolle Oberprüfverwaltung mit unbefränkter Macht angetan und keinem Sterblichen verantwortlich und untertan; sie hatte wie der heilige Petrus die Macht zu binden und zu lösen und gebrauchte vielfach diese Macht nicht als ein von Gott anvertrautes Gut, sondern als eine abscheuliche Gabe des Teufels. Herausgeber und Redakteur konnten aus frommem Schlaf erwachen und schon war gelegentlich die Zeitung ganz oder auf Zeit verboten. Das machte den Betrieb ungemütlich.

Mit wenigen Ausnahmen war die Petersburger russische Presse politisch abhängig von Geldgebern des Auslands und Inlands: Weiß Brod ich esse, daß Lied ich sing. Nur die kindliche oder kindische Ehrlichkeit, die kreuzbrave Dummheit und die vermaledeite Sparsamkeit der Deutschen, die in Politik zu machen berufen waren, hatten reine Weste und Handschuhe, wofür einst Gott der Herr im Himmelsjaale sie belohnen wird, während diese beste aller Welten für derartige Sauberkeit nichts gibt und hat wie Hohn und Spott. Was hat uns diese kindliche Unbeholfenheit in der politischen Propaganda und Stimmungsmache, diese Unfähigkeit, mit vergoldeten Fingern auf der Klaviatur des Psyche-Instrumentes des Auslandes zu spielen, an Sympathie gekostet!

Ein einziges Mal war es so weit gediehen, daß der Staatssekretär des Außern in Berlin zu einem von uns ausgearbeiteten und motivierten Promemoria über den Plan, durch geschickt angebrachte pekuniäre Präsente und Douceurs Einfluß auf die russische Presse und Volksstimmung zu gewinnen, sich nicht bloß pflaumenweichwohlwollend verhielt, sondern auch tatkräftig seinen Einfluß dahin geltend machte, daß Geldquellen zur lukrativen Verwirklichung des Gedankens seitens einer Bank geöffnet zu sein schienen, aber in letzter

Viertelstunde traten geheimnisvolle Gegenmachenschaften und Imponderabilien hindernd dazwischen und verschütteten die Quelle; der zipfelmühige Deutsche aber blieb „integer vitae scelerisque purus“.

Als ich mein Amt als Chefredakteur des „Herold“ antrat, überraschte mich so manche Sache, von der bei dem gemütlich-vertrauensvollen und durch Biederkeit sich auszeichnenden Kontrakt keine Rede gewesen war. Die beiden russischen Unterhändler huldigten der Geschäftsmaxime, den Kontrahenten vor vollendete Tatsachen zu stellen und es ihm zu überlassen, sich damit abzufinden.

Zuerst erfuhr ich durch meinen genannten kaufmännischen Freund, daß die Aktiengesellschaft „Herold“ geschäftlich äußerst schwach fundiert sei. Die Zeitung hatte 24 Jahre voll wirtschaftlicher Schwierigkeiten und Kunststücke hinter sich gebracht, sich an der Deutschen Petersburger Zeitung vielfach zu reiben versucht, ohne jedoch mit ihr in ein geregeltes Bauverhältnis kommen zu können, und eine Zeit journalistischen Tombakglanzes erlebt, so lange die gewandte Feder des „Flanneurs“ die Deutschen der Hauptstadt „unter dem Strich“ amüsierte. Politisch war das Blatt nicht hervorragend durch Eigenleistung, sondern Scherenschnittprodukt.

Ein gescheiterter deutscher Korpsstudent Gesellius hatte die Zeitung als N. G. gegründet. Der gesellschaftlich gewandte Mann, der ein epikuräischer Lebensbejaher war und unnützen Gewissensregungen durchaus abhold, hatte einen starken Stich ins Hochstaplerische; seine Gründung auch; und diesen pikanten Stich hat die Zeitung in pietätvollem Andenken an ihren Gründer nicht verloren.

Dann gab es da weiter ein „Redaktionskomitee“, bestehend aus etwa einem Halbdutzend jovial aussehender russischer Ehrenmänner, die 1200 Rbl. jährlich für gelegentliches Erscheinen in dem Sitzungssaal auf den Kopf bezogen. Der Ausdruck „auf den Kopf“ ist übrigens ein Euphemismus. Zu dieser Gesellschaft gehörten meine beiden Kontraktmacher, die Häupter und Redner im Komitee waren, und sich zu meinem Befremden auch anmaßten, in die Redaktionsgeschäfte einzugreifen und Kompetenzturnerei zu treiben.

Mit diesem „Redaktionskomitee“ verschüttete ich gleich bei der ersten Sitzung die Suppe durch meinen Antrag auf wesentliche Erhöhung der Gehälter des zweiten Redakteurs und der Mitarbeiter, da das Einkommen dieser dienstlich sehr angestregten Männer einfach unwürdiger Hungerlohn sei. Ich hatte eine Tabelle der bisherigen

Einkommen und des Unterhaltsminimums in Petersburg einander gegenübergestellt. Sie sprach Bände. Eine zweite Tabelle zeigte meine Erhöhungsvorschläge, jeden säuberlich begründet.

Kein Finanzminister hat, so lange diese Erde um die Sonne und sich selbst läuft, jemals so abweisend mit dem Kopf geschüttelt, wie damals meine Komitee-Russen. Der Führer aber, Erz. Gubski, den ich oben schon erwähnt habe als Beamten am Senat, sprach aufgeregt und verweisend zu mir: „Glauben Sie mir, Herr Dr., daß es manche „wirklichen Staatsräte“, am kaiserl. Senate gibt, die kein höheres Gehalt haben, als unser zweiter Redakteur!“ Als ich nun darauf die Behauptung setzte: „Dann vergrößern diese „wirklichen Staatsräte“ ihre Einkünfte durch Sporteln oder kleine Nebengriffe in Nebentassen“, entstand bei Erz. ein diskret-moralischer Schrei der Entrüstung, bei den andern Herren, nachdem ihnen meine Worte übersetzt worden waren, ein mißbilligendes Schütteln der Häupter. Ergebnis war eine sehr mäßige Erhöhung des Einkommens. Ich galt seither als Aufwiegler, als „Buntowschtschik“.

Da ich deutscher Reichsangehöriger war, konnte ich nicht verantwörtlich zeichnen. Dafür ließ, nicht ohne Zahlung der bekannten 1200 Rbl., ein Arzt seinen Namen. Er hätte es besser nicht getan, aber die arme Seele meinte es gut.

Man soll mit Namen vorsichtig sein. Goethe spricht schon darüber gewichtige Worte im V. Kapitel von „Wahrheit und Dichtung“, nachdem Herder mit Goethes Namen etwas Schindluder getrieben hatte.

Es gibt ja seltsame Namenverbindungen, die sogar abschreckend wirken können: Ich bin niemals zur Ausübung des Wintersports in das Schweizerische Dorado für Wintersport gekommen, weil mich die katholisch-jüdische Verbindung von St. und Moriz abgeschreckt hat. Was will das aber besagen gegen den Namen des medizinischen Doktors, der für mich den „Herold verantwortlich zeichnete“! Der Mann hieß, so schrecklich es sein mag, er hieß — „Leo Furcht“. Nomen est omen. Was sich die Eltern wohl bei der Taufe dieses Unglückswurms gedacht haben mögen! „Furcht“ zu heißen mit Familiennamen ist schon hart genug. Umso vorsichtiger sollten Eltern mit der Zeugung sein! Am besten ist's, sie unterbleibt überhaupt, oder beschränkt sich wenigstens auf Töchter, die durch Heirat diesen hereditären Mangel verlieren können. Und fällt nun doch einmal unter die Töchter ein Sohn, so ist,

um ihn nicht fürs Leben unglücklich zu machen, Vorsicht geboten, man meide bei der Laufe Vornamen, die von Helden germanischer Urzeit oder von reißendem Edelmild entlehnt sind und entscheide sich für friedliche Namen wie Willibald, Lebrecht, Fürchtegott u. a. Wie lieblich hätte z. B. „Fürchtegott Furcht“ geklungen! Aber „Leo Furcht“ nein, und abermais nein!

Freilich fallen solche gegensätzliche Namenverbindungen in neuerer Zeit nicht mehr sonderlich auf, seitdem das auserwählte Volk die Namen germanischer Helden, Siegfried, Siegmund, Gerold u. a. wie auch Edelmildnamen wie den lateinischen Leo und den deutschen Hirsch zum Eigengebrauch eskamotiert hat. Ich werde mit meinem Leo Furcht noch zu tun haben, und der Leser wird entscheiden, ob „Leo“ sich dabei größer gezeigt hat, als „Furcht“.

Zu den erfreulichsten Bekanntschaften, die meine Petersburger Zeit mir gebracht hat, zähle ich noch jetzt in froher Erinnerung die mit Paul von Kugelgen, dem Chefredakteur der „St. Petersburger Zeitung“, deren Gründung in das Jahr 1727 zurückreicht.

Ich hatte, unbekümmert um das leidige Verhältnis der beiden deutschen Zeitungen zueinander und ohne das Placet des Redaktionskomitees des „Herold“ einzuholen, Herrn v. Kugelgen als Kollegen meinen Antrittsbesuch gemacht und mich mit ihm vertrauensvoll ausgesprochen.

Seit 25 Jahren hatte er die St. Petersburger Zeitung mit kundiger und fester Hand durch Klippen und Gefahren mannigfaltigster Art gesteuert, ohne seiner Überzeugung auch nur das geringste zu vergeben. Er war ein Ritter vom Geist, ohne Furcht und Tadel. Sein Wesen und Wirken drückt m. E. am besten die Adresse der Livländischen Ritterschaft aus, die ihm bei seiner 25jährigen Jubelfeier überreicht wurde, und deren Wortlaut hier folgen möge, denn wohlverdienter Männer Ruhm soll nicht von der eifigen grauen Spinnerin mit den Fäden des Vergessens überzogen werden:

Hochverehrter Herr von Kugelgen!

Die 25 Jahre schwerer und verantwortungsvoller Arbeit, die sich am 1. Juni für Sie, den Leiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung“, vollenden, stehen auch im Zusammenhang mit der Livländischen Ritterschaft und derselben gereicht es zu großer Befriedigung,

Ihnen an diesem Tage ihre dankende Anerkennung aussprechen zu können.

Die Bedeutung, die Sie Ihrem Blatte verschafft haben, reicht weit über die Grenzen des großen Reichs hinaus, in dessen Mitte die „St. Petersburger Zeitung“ erscheint. Die ruhige und vornehme Haltung, welche derselben eigen ist, hat es dahin gebracht, daß Sie eine nach Tausenden zählende Anhängerschaft gefunden haben, die in Ihrem Blatte den Sammelpunkt für den gebildeten, dem deutschen Geiste huldigenden Leserkreis sieht.

Es dankt Ihnen die Livländische Ritterschaft, daß Sie dazu beigetragen haben, diesem Geiste, von dem auch die Livländische Ritterschaft durchdrungen ist, Anerkennung zu verschaffen.

Sie dankt Ihnen auch noch mehr!

Als ein Kind des Baltischen Landes haben Sie stets ein lebhaftes Verständniß gehabt für die Nöte und das Ringen, welche die Livländische und auch alle übrigen Baltischen Ritterschaften durchzumachen haben.

Wenn Sie in Ihrer Zeitung, die die großen Tagesfragen behandelt, auch gewußt haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten, in der Ihnen eigenen abgeklärten Form, diesem Ringen der Ritterschaft die Unterstützung Ihrer Feder zu geben, so beweist es, daß Sie in dem Bestreben der Ritterschaft nicht lokale, provinzielle Strömungen sehen, sondern Kulturaufgaben von hohem Werthe, die sich fernhalten von ständischen Interessen. Das dankt Ihnen die Livländische Ritterschaft ganz besonders, mit dem Wunsche, daß es ihr vergönnt sein möge, Sie noch lange in Ihrer fruchtbringenden Thätigkeit erhalten zu sehen.

Landmarschall Baron von Meyendorff.

Alt-Bewershof, den 30. Mai 1899.

Zwischen dem Redaktionskomitee und mir als erstem Redakteur rissen sehr bald die Häreleien nicht mehr ab. Jenes erdreistete sich durch seinen Vorsitzenden, besonders nach der Sonntagsnummer, eine gedrängte Wochenkritik der Leistungen des Chefredakteurs in Anordnung des Stoffes, in Leitartikeln und politischer Stellungnahme, die durch ihr angemessenes Zensurenamt und ihren anmaßenden Ton reizten, bis ich mir dieses unbefugte Getue ebenso entschieden wie höflich verbat.

Wie gewöhnlich bei der Kritik stand Tadel und Besserwissenwollen auch hier an erster Stelle, flankiert von Arroganz und beleidigender Gönnerhaftigkeit, die sich einmal sogar zu fast begeistertem Lobe eines von mir in einer Art von Dämmerzustand verfaßten Leitartikels verdichtete, als ich in meiner echt deutschen ideologischen Vertriegenheit das Manifest der Zaren Nikolai II. über Schiedsgerichte zur Vermeidung von Kriegen ernst nahm und mit angestrebtem Pathos feierte.

Ich Unschuldsknabe ahnte es damals noch nicht, daß dieses Zarische Manifest nichts war als eine friedentriefende theatralische Geste Rußlands, um Deutschland abzulenken von den unterirdischen französisch-russischen Machenschaften und es auf dem Haager Kongreß einzuwickeln und ins Unrecht zu setzen. Eins aber tröstet mich doch bei dem Gedanken an jenen Leitartikel: er hat nicht genügt und nicht geschadet.

Zu einem ernststen Krach und Konflikt gab der Tod Felix Faures Veranlassung. Dieser Nachfolger Casimir Periers auf dem französischen Präsidentenstuhl war ein eitler Großkaufmann in Rindshäuten und Lederwaren und spielte seine Repräsentationsrolle in blankem Zylinder mit großem Behagen; deshalb war er in Petersburg beliebt.

Der Mann starb also im Februar 1899 an einem Schlaganfall auf dem Felde der Liebe.

Mir persönlich war dieser Tod und seine Art recht gleichgültig, aber von Amts wegen war ich zur Verfassung eines Nekrologs genötigt. Die Arbeit war nicht so ganz einfach, denn es galt, in vielen und prächtigen Worten nichts zu sagen.

Da der tote Mann nicht Kaiser noch König gewesen, nicht einmal durch Mesalliance mit einer Dynastenfamilie versippt war, sondern nur Lederhändler und Präsident von Frankreich, hatte ich dem Nekrologe nicht die erste Stelle der ersten Seite des Blattes und keine sechs-millimeterbreite Trauerfalte bestimmt, sondern die zweite Seite mit bescheiden-geschmackvoller schwarzer Einfassung. Im Dunkel der Nacht aber schlichen auf leisen Sohlen die unvermeidlichen zwei Glieder des Redaktionskomitees in die Druckerei und disponierten Stelle und Trauerband um. Diese Einmischung in das Gebiet meiner Obliegenheiten führte nun zu einer Auseinandersetzung, bei der ich leider nicht ganz den verschleierte diplomatischen Lispelton des Salons wahrte, sondern entsprechend dem tüchtigen Worte „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist,“ der Wahrheit die Ehre gab und schließlich zur

Meinungsbekräftigung mit der Faust auf den Tisch schlug, worüber nur die Lintengläser in hüpfendes Vergnügen gerieten.

Damit hatte denn das gute Einvernehmen einen kaum mehr zu flickenden Riß bekommen, denn die Auseinandersetzung hatte sich zu einem „Großreinemachen“ erweitert, und das beste Porzellan im Laden lag in Scherben.

Auf den mehrfach angedeuteten Weg eines scharfen Angriffs- wettbewerbs mit der St. Petersburger Zeitung war ich nicht zu bringen, und so wurde die Sache immer unhaltbarer, bis das 25jährige Redakteurjubiläum Paul von Kugelgens die Entscheidung brachte.

Gleich in den Tagen nach der Jubiläumsfeier sah ich die Krisis kommen.

Ich hatte Ende Mai Frau und Kinder in die Villa am Rigaschen Strande geschickt und lebte bis zu meinem Urlaub bei einem Freunde. Um meinerseits zur Klärung der Atmosphäre in der Redaktion zu tun, was möglich war, und um mein Gewissen zu beruhigen, lud ich eines Abends den Herrn Dr. med. Leo Furcht zu einer gründlichen Aussprache und einer guten Flasche zu Gäste, wobei wir uns in Anwesenheit meines Freundes über alle Punkte strittiger Natur unterhielten und ganz wie Mac Donald und Herriot zu dem bekannten herzlichen Einvernehmen kamen. Herr Leo Furcht, der durch mein Vertrauen und den Rheinwein ganz gerührt war, schüttelte mir die Rechte und versicherte unter mehrfachen Ehrenworten, daß er „voll und ganz“ auf meinem Boden stehe und sofort am nächsten Morgen Gelegenheit nehmen werde das Redaktionskomitee aufzuklären, um ein gesundes und fruchtbares Neben- und Mitarbeiten zu ermöglichen; für ihn sei das jetzt eine Kabinettsfrage.

Am nächsten Morgen erschien ich in der Redaktion. Schwüle Luft. Scheues Grüßen einiger Herren um Gubski. Krisenstimmung. Kein Leo Furcht.

Am Nachmittage beim Kaffee wurde mir die Kündigung brieflich übersandt und ich aufgefordert, noch an demselben Tage Kasse und Papiere dem bekannten Duumvirat zu übergeben. Mein Wirt und Freund starrte mich verständnis- und sprachlos an und rieb sich den Kopf; es kam aber dadurch nichts heraus, bis er endlich rief: „Aber ich verstehe die Sache nicht, besonders nach dem Ergebnis des gestrigen Abends, wo ist denn Leo Furcht?“ Ich lachte und meinte, Furcht sei vor dem Leo ausgerissen, und beide seien schon außer Sicht.

Nach dem Kaffee spazierte ich zur Redaktion, fand die beiden Inseparables schon mit verschlossenen Gesichtern und gedankenbleich meiner harrend, übergab, was nötig und gewünscht, und forderte Auszahlung der kontraktlich festgesetzten 2000 Rbl. Konventionalstrafe für vorzeitige einseitige Kündigung. Kurzes Schweigen. Darauf verwiesen mich die beiden dunkeln Ehrenmänner an die gerichtliche Entscheidung und deuteten darauf hin, daß der zwischen uns geschlossene Kontrakt nur ein häuslicher sei, der gerichtlich nicht verpflichte und binde, und stellten mir anheim, den fünffachen Betrag des notwendig gewesenem Stempelbogens für einen rechtsgültigen Kontrakt als Straffsumme bei dem zuständigen Gerichte einzuzahlen und dann Klage zu erheben.

Ich bin in meinem Leben so ziemlich ohne Reitpeitsche angekommen; dieses eine Mal habe ich es tief bedauert, ein gelegentlich so notwendiges Instrument nicht zur Hand zu haben.

Übrigens fühlte ich mich wie von einer Last befreit und mit einem „Uff“ der Erleichterung ging ich zu Herrn von Kugelgen, um ihm die Komödie meiner Entlassung mitzuteilen. Er drückte mir die Hand, war aber doch eine Weile sprachlos, so sehr er sich auch als Beobachter von Menschen und Dingen das Verwundern abgewöhnt hatte. Auf meine Bitte, dem Herrn Dr. med. Leo Furcht die Forderung meinerseits zu überbringen, erklärte er sich ritterlich sofort bereit, meinte aber mit Sicherheit die Behauptung aufstellen zu können, daß der Herr, statt auf der Fläche anzutreten, der Polizei Mitteilung machen würde, die mich sowohl als blutdürstigen Gesellen wie ihn als Überbringer einer Forderung auf lebensgefährliche Schießinstrumente zunächst mal in ihre hütenden Arme nehmen werde.

Für russische Gefängnisse oder auch nur Voruntersuchungszellen mit allem dazugehörigen Komfort habe ich nie große Sympathie gefühlt und erst recht mißgönnte ich ein solches Erholungsheim einem Manne, der aus purer ritterlicher Gefälligkeit gegen mich etwa hätte genötigt werden können, sich dahin zeitweilig zurückzuziehen. Die ganze Forderungsaffäre war auch schon dadurch gegenstandslos geworden, daß Herr Leo Furcht durch eine überraschend schnell dringend gewordene Reise von der Bildfläche verschwunden war und wochenlang blieb. Mir aber blieb ein galliger Geschmack auf der Zunge, weil ich weder Recht noch unchristliche Rache habe finden können.

Mein Nachfolger als Chefredakteur des „Herold“ war gleich vom nächsten Tage an der von Riga her berücksichtigte Herr Pipirs, der es zu

seiner ersten nicht geringen Überraschung erleben mußte, daß bis auf zwei arme Schlucker sämtliche Mitarbeiter sich weigerten, unter der Redaktion eines so hervorragend beleumundeten Pipirs zu arbeiten.

Die Sache wirbelte weithin Staub auf, da sie politisch ausgeschlachtet und in Verbindung mit meinem Auftreten bei Herrn v. Rügelgens Jubiläum gebracht wurde, dem einige Worte gegönnt sein mögen, die ich dem „Beiblatt der St. Petersburger Zeitung vom 6. (18.) Juni 1899“ entnehme, die den Jubiläumsbericht brachte:

„Mit großer Erwartung wurde der folgende Redner, Herr Dr. Bocké, von den Versammelten empfangen; es war etwas bisher nicht Gewohntes, den „St. Petersburger Herald“ an einem Tage vertreten zu sehen, der ein Ehrentag der „St. Petersburger Zeitung“ sein sollte. Mit wachsender Freude, mit dankbarem Interesse tauschten alle den herzlichen Worten des jetzigen Chefs der Schwesterzeitung, der schon seit einem halben Jahre bemüht gewesen ist, alles Scheidende, Feindselige, was vergangene Jahre vererbt hatten, zu beseitigen. Er kenne die Schwierigkeit der Aufgabe der Presse und wisse, welchen Dank ihr, wenn sie gut verwaltet wird, die Gesellschaft schulde, — er wisse mit den Tausenden und Zehntausenden, welchen Dank die hiesige Gesellschaft gerade der „St. Petersburger Zeitung“ schuldig sei und er schließe sich freudigen Herzens dieser Gesellschaft an. Habe ihn die nähere Bekanntschaft doch sofort von der Möglichkeit eines Verständnisses überzeugt, denn es sei ja dasselbe Ziel, das beide Zeitungen verfolgten: einen vernünftigen Ausgleich der Gegensätze. Wo aber das Ziel dasselbe sei, brauchten es die Mittel, es zu erreichen, doch nicht zu sein! Nicht parallel brauchten die Wege zu gehen, aber sie sollten sich nicht kreuzen. Und wahrhaftig, sie würden es auch nicht, so weit aufrichtiger Manneswille es verhindern könne.

So ungefähr lauteten die Worte, so wenigstens haben wir sie dankbar verstanden. In diesem Sinne müssen's wohl auch die Anwesenden getan haben, denn in spontanem Jubel brach der Beifall hervor und sagte dem Redner, daß die dargebotene Freundeshand gern von einem Jeden angenommen worden, und daß die Versöhnung hüben aufrichtig war wie drüben.

Auf die freundlichen und kollegialen Worte des Herrn Redakteurs des „Herald“ antwortete Rügelgen, wie wohlthuend er es seit dem 30. Oktober 1898 empfunden, als er die Freude gehabt, Herrn Bocké

und seine Denkart im Deutschen Verein näher kennen zu lernen, nicht mehr, wie früher, völlig vereinsamt in der politischen Presse der Residenz dazustehen. Er griff das vom Borredner gebrauchte Bild von dem gemeinsamen Wege zum gleichen Ziel auf. Wie in Rußland, wo so viel Raum sei, in der Steppe oft viele Wegspuren parallel laufen, so könnte auch von den Blättern das eine mehr rechts, das andere mehr links sich halten und doch in gleicher Weise Recht, Ehre, Wahrheit, Frieden vertreten. Gern nehme er die Kollegenhand an und wolle Hand in Hand dem Ziele zustreben, das er früher allein zu erreichen getrachtet.“

Unmittelbar nach meiner Entlassung brachte die „St. Petersburger Zeitung“ folgende kurze Notiz:

„— 1g — (Herr Dr. Bodé), der sich noch jüngst auf dem Redeaktus der Jubiläumsfeier am 1. Juni, abends auf dem Diner desselben Tages und auch bei anderen Gelegenheiten so sympathisch und kollegial zur „St. Petersburger Zeitung“ gestellt hatte, ist nach unserem Jubelfest und unmittelbar vor dem Pfingstfest von den Direktoren des „St. Petersburger Herold“ seiner Stellung enthoben und Anall und Fall entlassen worden. Er mußte sämtliche Redaktionspapiere schleunigst seinem Nachfolger, Herrn G. Pipirs, übergeben. Herr Pipirs ist sicherlich vielen unserer Leser aus der Zeit seiner journalistischen Tätigkeit an der früheren „Düna-Zeitung“ in Riga noch gut im Gedächtnis. Mehrere Mitarbeiter am St. Petersburger „Herold“ haben gleichfalls sofort ihre Stellung aufgegeben, sobald Dr. Bodé durch Herrn Pipirs ersetzt worden war.

Wir unsererseits bedauern aufrichtig das vorzeitige Ausscheiden eines uns freundlich gesinnten, edel denkenden, in der deutschen Gesellschaft und Kolonie rasch beliebt gewordenen Kollegen, mit dem in Arbeit und Streben zu konkurrieren eine Freude und eine Ehre war. Aufrichtig hatten wir die Hand der Versöhnung angenommen, die er uns gereicht hatte. Was jedoch den „St. Petersburger Herold“ unter der Leitung des Herrn Pipirs anlangt, so ziehen wir es vor, in unsere ehemalige Stellung gegenüber dem zweiten deutschen Blatt hier am Ort zurückzukehren, was wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, von vornherein aussprechen wollen.“

Darauf erwiderte der neue Heroldredakteur Pipirs unter krampfhafter Erpressung einiger Krokodilstränen und kleiner Fälschungen

von Tatsachen, um sich einem wohlgeneigten Publikum bestens zu empfehlen:

Die „St. Petersburger Zeitung“ spricht uns also heute wegen des Ausscheidens des Herrn Dr. Bodé aus unserer Redaktion ihre Mißbilligung aus, die sie in einen gewissen Kausalzusammenhang mit der Jubiläumsfeier des Leiters der „St. Petersburger Zeitung“ bringen möchte. Um Mißverständnisse zu vermeiden, haben wir dagegen folgendes zu erwidern: Die hervorragende Teilnahme des Herrn Dr. Bodé am besagten Jubiläum hat mit Wissen und Billigung unseres Direktoriums stattgefunden, und unsere Leser werden uns wohl nachfühlen, daß wir den Austritt des Herrn Dr. Bodé, der sich in der hiesigen deutschen Gesellschaft die ihm gebührende Ehrenstellung erworben hat, aus unserem Verbande viel schmerzlicher empfinden als die Leiter der „St. Petersburger Zeitung“.

Um die Gunst der „St. Petersburger Zeitung“ brauchen wir nicht zu buhlen, und wenn wir diese Erwiderung veröffentlichen, so geschieht es nur deswegen, um einem Mann ein Lebewohl zu sagen, der seine Talente und seine Kräfte uns zeitweilig zur Verfügung gestellt hat. Den Fehdehandschuh, der uns von der „St. Petersburger Zeitung“ zu Füßen hingeschleudert wird, heben wir nicht auf. Nur vermittels pflichtgetreuer angestrenzter Arbeit, die den Lesern allein nützlich sein kann, wollen wir wie bisher so auch fernerhin mit der „St. Petersburger Zeitung“ scharf konkurrieren. Eine Einmischung in ihre Interna braucht sie unsererseits nicht zu befürchten.

Der angegriffene neue Leiter der Redaktion des „St. Peterburger Herold“ G. Pipirs beschränkt sich darauf, nur folgendes zu erklären:

1. „Meine journalistische Tätigkeit in der „Düna-Zeitung“, während welcher ich übrigens noch ein blutjunger Journalist war, ist seit etwa zehn Jahren abgeschlossen.

2. Seit Jahren war und bin ich Petersburger Korrespondent erster gut reichsdeutscher Blätter.

3. Mein Eintritt in die Redaktion des „St. Petersburger Herold“ erfolgte, nachdem ich das Programm des seit 24 Jahren bestehenden „St. Petersburger Herold“ angenommen hatte, dasselbe Programm, welches einzuhalten auch Herr Dr. Bodé sich anheischig gemacht hatte.

4. Wenn ich heute nicht aus innerer Überzeugung auf dem Boden des „St. Petersburger Herold“-Programms stünde, so würde ich die

mich ehrende Berufung an den „St. Petersburger Herold“ abgelehnt haben, da meine bisherige Korrespondententätigkeit mich vollauf beschäftigte.

5. Ich sehe es nicht als die Aufgabe der deutschen Presse in St. Petersburg an, einander anzufeinden.“

Diejenigen deutschen Blätter, welche etwa den Artikel der „St. Petersburger Zeitung“ bringen, ersuchen wir auch die Antwort des „St. Petersburger Herold“ ihren Lesern nicht vorzuenthalten.

Wind und Wetter müssen doch gleich verteilt sein.

IX.

Das Petersburger Intermezzo hatte hiermit sein Ende gefunden. Es war ein Irrweg gewesen, wenn auch ein ganz interessanter; Irrwege pflegen gemeiniglich interessanter zu sein als pappelbesäumte Heerstraßen. Ich war wieder „freier Kosak“, wie der Russe sagt; die weite Welt stand mir offen. Das hat seine Lichtseiten, so lange das Individuum nur Gott und sich selbst verantwortlich ist; wenn aber Weib und Kind da sind, dann muß auch der „freie Kosak“ sich hübsch bescheiden und zusehen, wo er seine Jurte baut.

Kurz vor meinem Scheiden aus Petersburg hatte ich noch eine sozusagen amtliche Berührung mit der deutschen Botschaft: Der Fall meiner hastigen Entlassung war auch zur Kenntnis der Botschaft gedrungen, die es nun für ihre Dienstpflicht hielt, einen ihrer Subalternen mit einem Interview mit mir zu beauftragen. Der Mann erledigte sich seines Auftrags mit dem feierlichen Ernst eines Kartellträgers, machte sich Notizen und drückte mir, wie es schien und sich anfühlte, vielversprechend die Hände, schenkte mir einen feuchten, vielverheißenden Abschiedsbiß und ging. Ich habe nichts weiter gehört.

Nachdem ich also den Staub der Hauptstadt mit all den goldenen Aussichten auf Finanzgröße, welche meine segens- und arbeitsreiche Tätigkeit an der „Internationalen Bank“ hätte eröffnen können, abgeschüttelt hatte, fuhr ich mit freiem Sinn und wenig Geld heimwärts nach Riga an den Strand zu den Meinigen.

Ich wurde mit warmer Herzlichkeit in Riga willkommen geheißen; die Mitteilung meiner Entlassung durch die örtliche Presse und die Stellungnahme zu derselben hatte mich in eine unverdiente bengalische Beleuchtung gerückt, als sei ich ein Opfer des brutalen Deutschenhasses und der Russifizierung geworden, und es fehlte nicht viel an einer billigeren Märtyrerkrone, die man mir unter dem ersten Eindruck gern auf den Kopf gedrückt hätte.

Seltamerweise fand ich eine auffallend kühle und gemessene Aufnahme bei meinen speziellen Landsleuten, den Reichsdeutschen, nicht etwa bei dem Gros derselben, wohl aber bei den Häuptlingen des Vereinsvorstandes. Man war an dieser Stelle in der Zeit meines Fernseins offiziell geworden, hatte amtlichen Anschluß an das Auswärtige Amt gefunden, war diplomatisch zugeknöpft und trug die Nase fast geheimrätlich hoch.

Als nämlich 1899 der „Minister der Volksaufklärung“ gelegentlich in Riga weilte, hatte der damalige deutsche Konsul, ein reichsdeutscher Professor am Polytechnikum und der Vorsitzende des Reichsdeutschen Vereins beim Minister die bescheidene Forderung durchgesetzt, die bisher getrennten Schulkreise zusammenlegen und organisch verbinden zu dürfen. Jetzt erst, nach dieser ministeriellen, schriftlich gegebenen Genehmigung, gewann es auch das Hohe Auswärtige Amt über sich, sein Wohlwollen der Reichsdeutschen Schule gegenüber zu betätigen durch jährliche Zuwendungen für Unterrichts- und Unterstützungs-zwecke, die sich, wie nicht anders zu erwarten, in den denkbar bescheidensten Grenzen bewegten.

Auf jeden Fall also hatte man das erhebende Gefühl, in Verbindung mit der Hohen Regierung zu stehen, man war „papabilis“ geworden, fühlte sich den Regierungssphären angenähert, in sich geschlossen und gesondert von der blöden Masse.

Mein unerwartetes und unerwünschtes Wiederauftauchen störte diese kleine Kamarilla des Rigaer Reichsdeutschen Vereins. Ich war nun einmal der Hauptgründer der Schule und hatte mich auch in anderen Vereinsangelegenheiten bemerkbar gemacht, konnte also nicht gut links liegen bleiben, wenn auch alles daranzusetzen sei, mich von der Teilnahme an der Schulleitung und -verwaltung fern-zuhalten.

Ich war ahnungs- und arglos und wurde erst aufmerksam und verschnupft, als ich die Absicht merkte und sehen mußte, daß selbst der Leiter der Schule, den ich bei meiner Abreise nach Petersburg in der Elternversammlung als meinen Nachfolger empfohlen hatte, sich von mir fern hielt. Da zog ich es denn vor, in einer Sitzung des Vorstandes meine Beobachtungen und meinen Standpunkt zu denselben mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit klar zu legen. Da gab es nun zunächst ein amüsanter Unwetter im Glase Wasser, das noch lange nachher bedeutend getrübbte Färbung zeigte.

Ich kann aber die Mißstimmung der „Regierungsmänner“ im Reichsdeutschen Verein bei meiner Wiederkunft recht wohl verstehen: Strebertum mit Eitelkeit verbrämt läßt sich nicht gern in seine Geschäftsgebarung hineinreden und hinter die Karten gucken, sogar nicht in Dingen, bei denen es sich nur um Winzigkeiten und Nichtsches handelt; selbst und allein entscheiden zu können, erweckt den wohl-tuenden Herren- und Herrscherfingel des „sic volo, sic iubeo“.

Und im übrigen, was sind das oft prächtig brauch- und verwendbare Leute, bei denen ein stark ausgeprägtes Strebertum mit einem Zuguß von Eitelkeit Triebkraft zu tüchtigem Wirken ist, wenn sie das Glück haben, von einer Hand dirigiert zu werden, die sie nicht fühlen läßt, daß sie geschoben werden, sondern in dem Glauben stärkt, sie seien der spiritus rector!

Also die Reichsregierung unterstützte vom Jahre 1900 bis zum Kriegausbruch auch die Schulen in Riga! Sie tat das mit Maß, denn Maßhalten ist eine schöne Sache. Es muß nur das richtige Maß sein. Das Maß richtig abmessen ist aber eine Kunst, in der es das Auswärtige Amt in der Berliner Wilhelmstraße nicht bis zur Virtuosität gebracht hat; der hohe Reichstag auch nicht; das deutsche Volk auch nicht.

Für sämtliche deutsche Auslandsschulen hat das Reich gezahlt und der Reichstag genehmigt — sage und schreibe eine Million Mark, und in den letzten Jahren vor dem Kriege anderthalbe Million Mark. In der Nacht, die dem Tage folgte, an dem die eine Million auf andert-halb erhöht worden war, haben die Mitglieder des Reichstages den kostbaren Schlaf getan, den der liebe Gott den Menschen nur dann beschert, wenn sie sich selbst an Wohltun übertroffen und das Quietiv des Wollens gefunden haben und über sich selbst vor bewundernder Rührung weinen möchten. Sogar der kleine Bruchteil des deutschen Volkes, der sein Interesse am Reichstage bis zum Lesen der Verhandlungen potenziert hatte, nickte damals Beifall und murmelte selbst-gefällig: „Sind wir aber opferfreudige Kerle!“ Deutschland war damals ein sehr reiches Land, reicher als es selbst ahnte; Italien war ein sehr armes Land, ärmer als es selbst ahnte, zahlte aber für seine Auslandschulen gegen 12 Millionen Lire jährlich; und in Frankreich gehörte es in den Kreisen des Großhandels und der Schwerindustrie zu den Selbstverständlichkeiten des „nobile officium“, eine offene Hand zu zeigen für die französischen Schulen im Auslande.

Diese beiden Länder wußten eben genau, daß das für diese Zwecke ausgegebene Geld ein stark werbendes Kapital im Auslande sei, um dort Verständnis und Achtung für den italienischen oder französischen Genius zu wecken und zu verbreiten, ein Ergebnis, das wirtschaftlich und politisch von durchschlagender Bedeutung werden konnte und mußte.

Wir Deutschen haben solche Kanäle nie gegraben, die unseren Geist ins Ausland leiten sollten, sondern haben uns vielfach die erdenklichste Mühe gegeben, uns dem Auslande gegenüber von der unliebenswertigsten Seite zu präsentieren. Die Anlage, Instandhaltung und Erweiterung jener Kanäle hätte aber erkleckliches Geld gekostet, und für solche Zwecke floß die Geldquelle des Reichs nur tropfenweise; eher waren schon Summen flüssig zu machen für Uniformsänderungen oder Variierung von Gardelichen.

Kaum war es nun den treibenden Kräften des Reichsdeutschen Vereins in Riga gelungen, Verein und Schule aus den Niederungen einer nur privaten Existenz in die lichten Höhen der amtlichen Verbindung mit dem Auswärtigen Amt zu heben, also kaum waren die ersten Kinder Schritte zu der Prozedur getan, welche die Psychopathie unserer Nachkriegszeit auch auf sprachlichem Gebiete mit dem verblödeten Worte „Verreichlichung“ bezeichnet, da griff die Reformmanie an Haupt und Gliedern schonungslos und radikal um sich.

Zu allererst mußte beim A. A. in Berlin ein neuer Leiter oder Direktor der Schule verschrieben werden. Der interimistische, von mir zur Zeit empfohlene, genügte nicht mehr, da er nicht die Lehrfähigkeit für Prima in seinen Prüfungsdokumenten approbiert vorzeigen konnte, und auf mich wollte man nicht zurückgreifen, weil Konsul und Vereinsvorsitzender dem Vereinsvorstande insinuiert hatten, ich sei mit meinen mehr als 50 Lebensjahren schon etwas zu stark senil geworden, um einen so schwierigen Posten des Leiters einer Schule von 120 Jungen bekleiden zu können, und außerdem habe ich keine Ahnung von dem neuzeitigen Schulbetrieb in Deutschland.

Mit dem *nain* bei einer Gelegenheit geäußerten Bedenken, ich sei „une beauté passée“, trat man aber meiner Frau so auf die Füße, daß sie seit der Zeit die Häuptlinge des Vereins für blutige Idioten hielt und demgemäß behandelte, denn der Vorwurf des Alters ihres Gatten ist einer Gattin gegenüber eine Sünde, die weder in diesem noch in jenem Leben Verzeihung findet. Merkwürdig genug war das

Bedenken ja auch, wenn bedacht wird, daß ich 15 Jahre später noch der preußischen Schulbehörde nicht so körperlich und geistig verschliffen erschien, daß ich das Direktorat eines humanistischen Gymnasiums nicht hätte übernehmen können. Um mich aber fern zu halten und dafür zu entschädigen und zu regalieren, hatte es der Konsul beim N. N. durchgesetzt, daß für mich ein neues Amtchen am Konsulat geschaffen und besoldet wurde: Ich wurde „Diätar“, erschien im Konsulat, wann ich wollte, verließ es nach Belieben, lernte Industrie- und Jahresberichte schmieden und war von dem Segen meiner Tätigkeit nicht allzutief überzeugt, freute mich aber herzlich darüber, daß Konsul und Vereinsleiter fest davon überzeugt waren, daß ich ihre Mächenschaften nicht durchschaue.

Der neue Direktor erschien mit Dienstabweisung, Konferenzbuch und dem bureaukratischen Zubehör, ohne den ein zünftiger Schuldirektor nicht gut denkbar ist. Er hatte sich auf eine feierliche Einführung in sein „schwieriges und schönes und verantwortungsvolles Amt“ gespitzt und eine Art von Programmrede vorbereitet, wie das so der Brauch erheischt.

An die Stelle feierlicher Einführung trat ein Introduktions-Abendessen beim Konsul, „car tel était notre bon plaisir“, wie die absoluten und legitimen Lilienkönige Frankreichs ihre Willensäußerungen zu unterzeichnen pflegten.

Auch ich und der abgefägte bisherige Leiter der Schule waren geladen, samt dem Vereinspräsidenten, der mit oder unter dem Konsul den reichsdeutschen Vereinswagen nach bestem Wissen und Können kutschierte.

Es war also eine kleine aber illustre Gesellschaft, vor der nach artigen konsularischen Begrüßungsworten der jugendliche neue Direktor eine wohlpräparierte Introduktionsrede abladen konnte und so, wenn auch in Form und Inhalt ein ganz klein wenig deplaziert, an den Mann brachte. Ein bedeutendes Lächeln begleitete die in ihrer Wahrheit unbezweifelte Behauptung, daß Luther, Goethe und Bismarck ein leuchtendes Dreigestirn am Himmel der Deutschen seien, wegweisend und leitend auf allen Gebieten des deutschen Geisteslebens; und er, der neue Direktor, gebe die ernsteste Versicherung ab, die reichsdeutsche Jugend in der alten Hansestadt Riga unter das Licht dieses Dreigestirns zu stellen. Bei solchen Einführungsreden und Expektorationen inter pocula soll der Zuhörer sich mehr dem Eindruck des musikalischen Wortklangs hingeben als der Bedeutung und Kritik

des Inhalts; der Redner tut das auch und denkt sich nichts dabei. Konsul aber und Vereinspräses blickten nach dieser Rede mit stiller stolzer Freude im kleinen Kreise herum, als wollten sie uns sagen: „Endlich erreicht!“ Das Abendessen war materiell ausgezeichnet.

Ich nehme es dem neuen Direktor keinen Augenblick trumm, daß er sich vor Annahme seiner Berufung wirtschaftlich sichergestellt hatte. Da der Reichsdeutsche Verein keine Pensionskasse hatte, mußte eine hohe Lebensversicherung abgeschlossen und vom Verein bezahlt werden; damit verbanden sich noch andere geldliche Verpflichtungen, nur nicht die Verpflichtung seitens des Direktors, auf eine Reihe von Jahren im Amte zu bleiben. So gab's denn Verlegenheitsgesichter, als der Direktor schon nach Jahresfrist mit heiterer Miene verkündigte, er sei auf seine Bewerbung hin zum Gymnasialdirektor in eine Stadt Mecklenburgs berufen. Dabei hoffte der Mann noch auf herzlichen Glückwunsch zu schneller Beförderung und konnte es nicht verstehen, daß Konsul und Präses ihm jetzt die kalte Schulter zeigten, und wirklich: „Das war kein Meisterstück, Ottavio!“

Auch die deutschbaltischen Lehrer, die bisher an der Reichsdeutschen Schule unterrichtet hatten, mußten nach und nach blutjungen Lehrern weichen, die man sich vom Auswärtigen Amt verschrieb, wo ihre Namen, Anschriften und Personalien auf Lager waren und nach Bedarf abgegeben wurden. So mußte die Kage im Sack gekauft werden. Auch die persönliche Vorstellung der Kandidaten ergab zwar derbe Kosten für Reise und Aufenthalt, aber keine pupillariſche Sicherung der Brauchbarkeit, so sehr auch Konsul und Vereinspräses bei der Probelektion das Amtsgesicht aufsehten, Bein über Bein schlugen und sich gegenseitig verstohlen zuwinkten. Der liebe Gott verbindet nicht immer mit angemaktem Amt den dazu nötigen Verstand. Daher haben sich denn auch unter den verpflichteten Kandidaten manche Nietnummern gefunden, und das ganze Schalexperiment, wie es von Konsul und Präses ziemlich selbstherrlich angestellt worden war, endete mit Verlegenheit.

Es blieb nichts anderes übrig, als die Bitte an den vorher abgesetzten Leiter, um der gefährdeten Sache willen das Regiment der Schule wieder zu übernehmen. Dieser wandte sich nunmehr nach einer klärenden Auseinandersetzung mit dem Ersuchen an mich, in der Leitung der Schule sein gleichberechtigter Kollege zu werden. Da mir, als Hauptgründer der Reichsdeutschen Schule, die Sache am Herzen lag,

und die Pflege des Deutschtums es erforderte, ging ich auf den Vorschlag ein, so sehr ich auch diesem Dualismus aus rein sachlichen Gründen abhold war.

Nach mehreren Jahren löste sich diese zweiköpfige Leitung unerwartet und menschlich unerwünscht dadurch, daß mein Kollege den Roten Adlerorden und prompt darauf den Schlaganfall bekam, der ihn langem Siechtum und vereinsamtem Tode entgegengeführt hat. So wurde ich denn wieder Alleinherrscher des Schulbetriebes, mäßig und ganz verständlich von einem Schulkollegium beschränkt, welches die ökonomische Seite geschickt besorgte, während der sehr tüchtige und tätige Konsul zu der Erkenntnis kam, daß die Karre auch ohne das Schmieröl amtlicher Beeinflussung ganz gut vorwärts gehe.

Natürlich hatte sich im Laufe der Jahre die Notwendigkeit ergeben, für den Unterricht und die Erziehung der reichsdeutschen weiblichen Jugend ebenso zu sorgen, wie für die Jungen.

Mein Schwager, der von der Birkenruher Lehranstalt nach Deutschland zurückgekehrt und später einem Ruf nach Riga gefolgt war, hatte als Lehrer an der Reichsdeutschen Knabenschule auch einen Unterrichtskreis für Mädchen reichsdeutscher Untertanschaft eingerichtet, der sich schließlich zu einer zehnklassigen Töchter Schule erweitert hat.

Selbstverständlich schien auch für diese Schule eine Direktrice und vom Berliner Auswärtigen Amt überwiesene Lehrerinnen eine zwingende Notwendigkeit zu sein, man war ja doch „amtlich“ geworden.

Direktrice wurde eine gereifte hanseatische Dame, die schon seit einer langen Reihe von Jahren in Riga im Mittelpunkte eines Kreises angejahrter, ästhetisch-begeisteter Damen gestanden und sich auch dichterisch maßvoll versucht hatte. Ihr Gott, ihr Ein und Alles war Goethe, ihr Lebensziel „In Schönheit sterben“. Sie hat mich in Augenblicken des Gefühlsüberschwangs gebeten, ihr dieses „In Schönheit sterben“ ins wohl lautende Griechisch zu übersetzen, und fand, daß die griechische Übertragung musikalisch noch inbrünstiger die tiefe Empfindung wiedergebe, die sie durchschauere bei dem Gefühle, einst „in Schönheit zu sterben“. Die Gute wäre mit Wonne jeden Augenblick in „Schönheit“ gestorben, wenn sie die Garantie gehabt hätte, ihre Grabrede hören und die preisenden Zeitungsnekrologe mit Bewußtsein lesen zu können. Hatte sie einmal die Gelegenheit erwischt, in einer Konferenz bei der Darlegung ihrer Unterrichtsmethode bei

der Lektüre der Dramen vor den in ihr leidendes Zuhörerſchickſal ſich mit Ergebung fügenden männlichen Konferenzmitgliedern „Johannas Abſchied“ vorzutragen, oder war ſie bei den Worten: „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu!“ vom Stuhl aufgeſprungen, wobei ſie um keinen Zoll an Größe wuchs, dann rollte ſie noch Tage lang nachher das bühnenmäßige R über die Zunge und war reſtlos glücklich.

Auf ihre Bitte habe ich mit ihr Philoſophie getrieben, die äſthetiſchen Aufſätze Schillers geſehen, einige Dialoge Platos traktiert und ſtets mit immer ſtaunenderem Intereſſe die Beobachtung gemacht, daß glühende Begeiſterung und gläubige Hingabe das Verſtändnis reichlich erſetzen. Ein Giordano Bruno, Spinoza, Hume und Kant haben vielleicht nie eine begeiſtertere Verehrung und größere Erkenntnisumſchuld gefunden, als das hier der Fall geweſen iſt. Und mit ihrer warmherzigen Begeiſterung hat dieſe Leiterin der Töchterſchule ihre Schülerinnen erfüllt, die ausnahmslos noch jezt mit ſchwärmeriſcher Liebe ihrer alten Lehrerin zugetan ſind, und bis heute an alles Schöne mit mehr Ekſtaſe als Kritik herangehen, ſoweit ich Gelegenheit gehabt habe, das beobachten zu können. Jedenfalls aber hat das alte Fräulein Gemüt und Seele ihrer Schülerinnen weiblich ſchön zu beeinflussen verſtanden.

Als in den Revolutionsjahren 1905/6 die Regierung zu der erzwungenen Erkenntnis gekommen war, daß ihre Methode der Ruſſifikation der baltiſchen Schulen ein abſcheuliches Fiasko erlitten habe, und ſie nach ruſſiſcher Geiſtesveranlagung gleich bereit war, allen Wünſchen zu willfahren, griff der tatkräftige Konſul ſofort mutig zu, und es wurden jezt auch zwei Volkſchulen rechts und links der Düna für die Kinder reichsdeutſcher Arbeiter gegründet, die bis dahin faſt ausnahms- und rettungslos der Lettiſierung verfallen waren. Ich leitete von jezt an die vier Reichsdeutſchen Schulen, ohne mich bemerkbar zu machen, wenn es nicht nötig war.

Dieſe Tatſache, daß im ganzen etwa 350—400 Kinder jährlich in der Muttersprache unterrichtet, nach preußiſchem Lehrprogramm in deutſchem Geiſte gebildet und ſo dem Deutſchtum erhalten worden ſind, bildet einen Ruhmeſtitel der reichsdeutſchen Kolonie, die ſich mehr auf ſich verließ als auf die Hilfe der Regierung und keine Geld- und Zeitopfer ſcheute. An dieſes Verdienſt zu erinnern mag auch für die Landsleute im Reiche lehrreich ſein, die über Steuern und koſtſpielige Staatsnotwendigkeiten mehr als billig krahehlt haben,

lehrreich auch für die Regierung, die sich verflucht wenig um die Auslandsdeutschen gekümmert hat.

Durch geschickte Dezentralisation in der immer mehr sich erweiternden Verwaltung der Vereinsangelegenheiten auf charitativem und Unterrichtsgebiet wurden weiteste Kreise der Kolonie, Männer wie Frauen, zur verantwortlichen Mittätigkeit herangezogen und zu der Auffassung erzogen, ihre Aufgabe als Ehrensache und für so wichtig anzusehen, daß das Ganze leiden werde, wenn gerade dieser einzelne Zweig durch Nachlässigkeit verdorre. Das war eine richtige Arbeitsgemeinschaft, die fest zusammenhielt.

Bei den patriotischen Festen der Kolonie, wie Kaisersgeburtstag, Sedantag u. a. fehlte nach dem Hingang des alten erlauchten Kaisers, Bismarcks und Moltkes die persönliche Note, welche diese Feste einst so herzerhebend gestaltet hatte. Viele hatten den großen Krieg gegen Frankreich mitgemacht und wenigstens miterlebt, das Wachsen des Reiches und seine entscheidende Stimme im Räte der Völker mit stolzem Nationalgefühl empfunden, und ihnen allen wären der alte Kaiser Wilhelm und seine Paladine nicht bloß Helden, höchster Ehre und Bewunderung wert, sondern sie verband mit jenen Großen ein ganz persönliches Band verehrender Liebe und herzlichen Vertrauens.

Dem jungen Kaiser haben es nur wenige vergessen können, daß er sich von dem Treuen und Großen trennte, der das neue Deutschland doch erst geschaffen und das hochgefürstete Haus der Hohenzollern zu ungeahntem Glanze gebracht hatte; diese Entlassung und besonders die Art, wie sie geschah, war durchaus geeignet, den Eindruck schneidenden Undanks zu machen, der nicht leicht vergessen wird. Dazu kamen Regierungsmaßregeln des jungen Kaisers, der sich hochgemut zutraute, sein eigener Kanzler sein und der Genialität des erfahrungsreichsten Künstlers der Politik entraten zu können, und politische Reden, die im Auslande einen ganz anderen Resonanzboden fanden als in Deutschland selbst, um Bedenken zu erregen und das Gefühl für den hohen Herrn, der da zufällig unter der Krone ging, abzukühlen; und weiter kam dazu, daß die Besuche des Kaisers am Hofe Alexanders III., der allem Deutschen abhold war, in der russischen Gesellschaft glatt als aufdringlich angesehen und beurteilt wurden; das sicherte auf die Auffassung der in Rußland lebenden Reichsdeutschen durch, die weiter gehend noch meinten, daß Aufdringlichkeit das Nachbargebiet von Schwäche sei.

Manche jüngeren Landsleute, die nach Riga kamen, unter denen sich stark nationalgefönnte, gebildete und gut beobachtende Leute fanden, wußten auch von der Selbstherrlichkeit Wilhelms II. zu berichten, der keinen Gott neben sich dulde, dadurch jede Verbindung mit der Stimmung des Volkes verliere und weltfremder Romantik ver falle, ohne dabei zu ahnen, daß er von einer Kamarilla von Schmeichlern umgeben sei, die ihn die Umwelt durch farbige Augengläser sehen ließen. Und wenn heutzutage nach dem ungeahnten und beschämenden Zusammenbruch nicht der deutschen kriegerischen Leistungen, sondern der Moral und Ehre allerseits Steine auf den Kaiser geworfen werden, als den Dämon des Reiches, so mag das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, wenn es erst wieder psychisch gesundet sein wird, an die eigene Brust schlagen und reuevoll ausrufen: „*Mea est culpa, mea maxima culpa!*“ Von dem Kaiser aber wird es wahrscheinlich einst heißen: „*He was a man, more sinned against than sinning.*“

So kam es denn auch in unserem kleinen Kreise in Riga, daß die Kaisersgeburtstagsreden immer mehr auf Stelzen gingen und in erborgtem hohlen Pathos machten, wie die Oden des Horaz auf Augustus, zu denen er sich pflichtmäßig genötigt fühlte.

Es war nach meiner Rückkehr aus Petersburg nicht ganz leicht, in Riga das abgebrochene Haus wieder aufzubauen, und es hat Sorge und harte Arbeit gekostet und ging, weil es gehen mußte. Den größten Teil der Arbeit hatte meine gute Frau zu leisten, bei der es so etwas wie Kopfhängerei überhaupt nicht gab, und die oft schon mit Erfolg gehandelt hatte, wenn ich aus dem Stadium tiefgründiger Erwägung wirtschaftlicher Fragen noch nicht herausgekommen war. Ich habe mich mit Ergebung und Grazie in die Rolle eingelebt, in allen wirtschaftlichen und erzieherischen Fragen, soweit es unsere fünf Kinder anlangte, als *quantité négligeable* zu gelten, wobei es meine Frau noch außerordentlich gut verstand, bei Kindern und Freunden den Anschein zu erwecken, ich sei die entscheidende Instanz. In solchen Fällen machte ich das nötige Simulantengesicht dazu.

Amso herzlicher habe ich mich mit meinen Kindern darüber gefreut, daß bei dem Feste unserer Silberhochzeit das Verdienst meiner Frau allenthalben in Reden und Zeichen höchster Wertschätzung so stark und wahr betont wurde, daß die Gute voll staunender Verwunderung und unter Tränen der Rührung kein anderes Wort fand als „*Ja, was habe*

ich denn besonderes getan!" Selbstaufopferung und Sorge waren ihr Selbstverständlichkeiten, über die kein Wort zu verlieren war. Dieses Festes aber am sonnengoldnen Strande im Sommer 1901 hat sie oft, gern und dankbar gedacht, die liebe und gute.

Indessen war die Russifikation ihren alle Kulturwerte zertrampelnden Weg weitergestolpert, ohne daß sich in Rußland auch nur eine einsichtige und warnende Stimme gegen diese barbarische Vergewaltigung erhob. Die russischen höheren Gesellschaftsschichten, darunter auch der besitzende Adel, der früher die erfreulichsten Grandseigneurs in Gesinnung und Bildung aufzuweisen hatte, waren besonders nach dem Regierungsantritt des Halbasiaten Alexanders III. scharf nationalistisch und panslawistisch eingestellt und dabei erstaunlich verknottigt. Es war eine gewaltige soziale Umschichtung des Adels vor sich gegangen: Aus dem landbesitzenden Adel war die feile Beamtenkaste entstanden; der Landbesitz des Adels war im Absterben begriffen. Und dieser „adlige“ Beamtenstand ist in seiner oberen Schicht die verkommene und verdorbene Masse gewesen, die durch ihre grenzenlose Korruption das Reich zugrunde gerichtet und immer noch den Staat als Ausbeutungsobjekt angesehen hat, und in seiner unteren Klasse bestand er aus den revolutionären Elementen der besitzlos gewordenen ehemaligen Landlords, die, von Gift und Galle gegen alle erfüllt, denen es besser ging, sofort zu brutalen Machthabern wurden, wenn es ihnen gelang hochzukommen. Sie alle waren demagogische Demokraten, zwischen reaktionärer Willkür und revolutionärem Demagogentum schwankend. Diese „adlige“ demagogische Beamtenhierarchie des Großrussentums haßte denn auch den „fremdstämmigen“ Westen des Reiches, weil dieser, auf den Grundlagen westeuropäischer Kultur aufgebaut und anders geartet als Großrußland, noch eine konservative Weltanschauung, noch Landadel und Bauernentwicklung hatte.

Durch den Regierungsantritt des Zaren Nikolai II. war an dem System der Russifikation kein Jota geändert worden, nur die Formen hatten sich ins Lächerliche und Kindische gemausert, besonders auf dem Schulgebiete. Ein Erlaß verbot auch den deutschsprachlichen Unterricht in Privatschulen und Privatschulkreisen. Die Kinder, die an ihm teilnahmen, durften sich nicht ungestraft mit Schulmappen auf der Straße zeigen. Schulleute waren beauftragt, solche Kinder anzuhalten, nach ihrer Schule zu fragen und den Ort solchen Hausunterrichts bei der Polizei zur Gerichtsübergabe anzuzeigen, trotzdem der Privatunter-

richt im Hause gesetzlich nicht verboten war. Nach mehrfacher Verurteilung durch die Gerichte mußte schließlich doch von den Regierungsorganen Klein beigegeben werden; sie hatten sich einmal wieder in ihrem Amoklauf des Ubereifers mit Geschick und Erfolg blamiert.

Diese unhaltbaren Zustände auf dem Schulgebiete, verbunden mit den Amtsentsetzungen evangelischer Geistlicher, den berücktigten 200 Pastorenprozessen, der Verschickung der angeschuldigten Prediger in das Innere des Reiches, der völligen Behinderung seelsorgerischer Tätigkeit der Pastoren, alles dies schrie zum Himmel und bis an den Thron des Zaren, der nachgerade mit seinen Beratern eine Ahnung von Empfindung verspürte, man sei mit der Zwangsrussifikation vielleicht doch nicht auf dem zweifellos richtigen Wege.

Die sittlichen Früchte, welche diese Zwangsverrussung in den Schulen gezeitigt hatte, illustriert am deutlichsten die erschütternde Klage eines Vaters: „Mein Kind kann man ja nur noch totschlagen, so haben es die Fremden verdorben.“ Alle schlimmen Begierden und Leidenschaften des Volkes hatten sich bis zu sinnloser Wut gesteigert. Ein großer Teil des lettischen und estnischen Volkes war der zielbewußten sozialistischen und nihilistischen Agitation, besonders der von der Regierung angestellten Volksschullehrer und Inspektoren zum Opfer gefallen. Die religiösen Momente und die Achtung der Autorität traten in den Hintergrund, revolutionäre Ideen beherrschten die Geister allenthalben.

In diese Zeit größter religiöser Zerrüttung und sozialer Erregung fällt das sogenannte Toleranzedikt Nikolai II. vom 17. April und das Manifest vom 17. Oktober 1905. Diese Dokumente, in denen der Zar seinen „unerschütterlichen“ Willen kundgab, seinen Untertanen die elementarsten Menschenrechte und Freiheiten einzuräumen, kamen zu spät, sie konnten den inneren Frieden nicht mehr bringen; was jetzt von einem großen Teil des Volkes erstrebt wurde, konnte nur noch durch Revolution erreicht werden.

Im November 1905 brach sie aus, unmittelbar nach dem unglücklichen Kriege mit Japan, aber nur sehr mittelbar von ihm beeinflusst.

In diesen Krieg war Rußland gezogen in der felsenfesten Überzeugung, es werde die Japs unter der russischen „Militärmütze zu Grütze“ zerreiben, und aus dem Kriege zog es zerschunden und zerschlagen, aber voll ungebändigter Selbstgefälligkeit. Nitschewo!

Daß Rußland das Dominium auf dem Großen Ozean eingebüßt habe, und daß Wilhelm II. ein falscher Prophet gewesen, wenn die Erzählung wahr sein sollte, daß der deutsche Kaiser seinen Busenfreund Niki bei einer Gelegenheit vor dem Kriege mit Japan „Admiral des Stillen Ozeans“ genannt habe, das kam den Russen zunächst nicht zum Bewußtsein, sie trösteten sich in ihrer „breiten Natur“ mit dem Gedanken: die Waffenehre ist gerettet, und im Friedensschluß hat unser Graf Witte die Japaner doch übers Ohr gehauen; haben wir Prügel bekommen, so ist das nur durch Verkettung unglücklicher Verhältnisse gekommen, und im übrigen ist unser Buckel breit genug, also nitschewo!

Die Revolution im Innern, die jetzt einsetzte, war in der Tat für den Bestand des Reiches und der Dynastie für den Augenblick ernster und gefährlicher.

Ich habe in jüngeren Jahren den verbrecherischen und deshalb auch ganz geheim gehaltenen Wunsch gehabt, einmal so eine ordentliche Revolution à la 1789 zu erleben.

Nachdem ich die lettische vom Jahre 1905/6 und dann die „glorreiche deutsche Revolution“ vom November 1918 mit ihren Ufernheiten und Schrecknissen, ihrer Ideenarmut und ihrem Terror, ihren Arbeiter- und Soldatenräten und ihrer Gesinnungslosigkeit u. a. kennen gelernt habe, ist mein Bedarf an Revolution für den Rest meines Lebens voll gedeckt. Meine Seele ist aber nicht reicher durch diese Erfahrung geworden, eher ist meine Wertung des Menschen als „ζῶον πολιτικόν“ gesunken.

In dieser lettischen Revolution hat sich die menschliche Bestie in ihrer brutalsten Form offenbart. Die Zeit des 30jährigen Krieges schien wiedergekehrt zu sein. Schlösser und Gutshäuser des deutschbaltischen Adels gingen in Flammen auf, Abend- und Nachthimmel zeigten das blutigrote Fanal der Revolution. Unersehbare Familienschätze materiellen und historischen Wertes wurden ohne Sinn, Verstand und Zweck vernichtet, die Besitzer ermordet, mißhandelt und zur Flucht genötigt. Alle Laster und Leidenschaften walteten frei.

Wie herrlich weit hat es doch das, was man so „Kultur“ zu nennen pflegt, im Fortschritt der Menschheit gebracht! Bis an die Sterne weit und jeden Augenblick Gefahr laufend, ins Bodenlose zurückzufallen.

Das unverrückbar eherne Gesetz, das da waltete von Ewigkeit zu Ewigkeit, ist das der hemmungslosen Triebe. Es bildet die einzige Konstante im Wesen des Menschentums: Schonungslose Selbst-

erhaltung und Selbstsucht auf Kosten von allem anderen, was Gott geschaffen hat.

Die Doktrinen der Religion und Moral, der Gesetze und Erziehung, aus dem Mutter Schoße der Furcht voreinander geboren, haben eine Zwangsjacke um den Menschen gelegt, die geschickte Zuschneider zu einem mehr oder weniger gut sitzenden Gewande zurechtgeschneidert haben, das den Menschen erst gesellschaftsfähig macht. Aber der Betrachtung dieser Zwangsgewandung, ihrer gefälligen Ausgestaltung und ihrer Modifizierung innerhalb der Grenzen, die gut und böse genannt zu werden pflegen, vergißt der Mensch im normalen Lauf des Lebens und der Dinge seines Wesens Urfern; hinter das „Ding Mensch an sich“ kann er nicht kommen. Das Problem „*γνώθι σεαυτόν*“ hat noch keiner gelöst, der vom Weibe geboren ist. Wenn dann aber einmal

„— die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Hände
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit“,

dann erheben sich jene wilden Triebe, die freien Söhne der Natur, und finden nach ungehemmter zuchtloser Vernichtung in der Asche Jammer, Enttäuschung, Reue und, wenn Gott will, die späte Erkenntnis, daß es ohne Zwangsjacke für die Menschen doch nicht geht.

Hätte sich die lettische Bewegung ausschließlich gegen das baltische Deutschtum gekehrt, so wäre die russische Regierung ihr nicht in den Arm gefallen, da ja ihre eigene Politik mit den gründlichen Mitteln von Brand und Todschlag weitergeführt wurde; aber bald wandte sich die Revolte auch gegen Regierung und Dynastie. Kaiserbilder in Gerichten, Gemeindegäusern und Schulen wurden durchgeschossen, zerrissen und in den Schmutz der Straße geworfen. Russische Soldaten wurden mit bestialischer Grausamkeit meuchlings ermordet. Die Revolution machte keinen Unterschied mehr zwischen Balten und Russen.

Der Aufstand war von langer Hand vorbereitet und als Revolutionspremiere nicht ungeschickt in Szene gesetzt. Ob die kostspielige Organisation und die Wendung der Bewegung gegen das Russentum auf jüdisches Geld und jüdische Beeinflussung zurückzuführen sind, wie damals und später vielfach behauptet worden ist, kann ich weder bejahen noch verneinen; jedenfalls haben Juden in der Bewegung eine hervorragende Rolle gespielt, und in den Wochen, in denen Riga uneingeschränkt in den Händen der Revolutionäre war, stand ein Judenjüngling mit dem Red- und Decknamen Maxim als Selbst-

herrscher und Gebieter über Tod und Leben an der Spitze der Stadt. Auch bei den revolutionären Prozessionen der Jugend durch die Straßen Rigas traten besonders Juden als Organisatoren auf und gaben die Losung aus, welche variierte zwischen „Nieder mit den Schulen!“ „Nieder mit den Lehrern!“ „Nieder mit der Selbstherrschaft und dem Kaiser!“ Einmal hörte ich sogar vor der Börse den sich hier steuenden Zug von Lämmeln und Lämmelinnen schreien: „doloi roditjeli!“ „Nieder mit den Eltern!“ Allein im lettischen Teil Livlands haben sich von den vorhandenen 600 Volksschullehrern und -lehrerinnen 184, d. h. über 30 Prozent tätig an der Revolution beteiligt; gegen den Willen der Eltern haben sie die Kinder in Versammlungen geführt, in denen sie zum Streifen, Absetzen unbeliebter Lehrer, Singen revolutionärer Lieder nach Choralmelodien aufgefordert und über die „freie Liebe“ theoretisch und praktisch aufgeklärt wurden.

Mir ist es in jenen Tagen und Wochen besonders interessant gewesen, das Wirken und Wesen des Terrors zu beobachten. Ich habe es erlebt, daß morgens gegen 11 Uhr ein etwa zwölfjähriges Judemädchen in das Kontor einer großen Fabrik, in dem mehr als ein Duzend kräftiger Leute arbeiteten, mit dem Befehl eintrat: „Feierabend!“ Alles erbleichte, legte die Feder nieder und verließ mit scheuem Blick das Lokal. Eine einfache Order von dem geheimnisvollen Regierungssitz des revolutionären Komitees in der Romanowstraße genügte, in Restaurants, Hotels und offenen Geschäften den Betrieb einzustellen; mit gelähmtem Willen erschienen auf Zitat hin die Menschen vor dem Tribunal, dem der Judenjüngling Maxim präsiidierte „ad audiendum verbum“. Gegenwehr oder Verteidigung gab's nicht mehr. Wie Vögel vor der Schlange bebte und trippelte alles hilflos vor dem geheimnisvollen Terror.

Ich war neugierig und wollte dieses seltsame Etwas an eigener Haut probieren. Mit mehreren Freunden frühstückte ich in der auch über Riga hinaus bekannten Weinstube von Otto Schwarz. Plötzlich erscheint schreckensbleich der Inhaber und verkündet mit hauchenden Lippen, es sei Befehl von der Romanowstraße gekommen, das Restaurant zu schließen. Unter uns befanden sich auch zwei Dänen, die mutige Worte gefunden hatten über die herrschende Willkür, jetzt aber merklich stiller wurden. Jeder fand plötzlich dringenden Geschäftsgrund, sich zu absentieren. Ein Freund und ich blieben sitzen. Die Kellner wurden entlassen, und der Wirt weigerte uns nach Herablassung der

Jalousien Verabfolgung von Wein. Wir nahmen uns selbst die Flaschen, befreiten durch feierliches Versprechen den Mann von jeder Verantwortlichkeit und warteten der Schrecknisse, die kommen mußten. Nichts kam, als nach mehreren Stunden ein kontrollierender junger Mann, der uns erstaunt fragte, ob wir noch da säßen und weiter tranken. Wir lächelten ihm zu, er lächelte uns zu, und nach wieder einiger Zeit gingen wir beide mit erheblicher Schlagseite, die aber nicht Folge des Terrors war, heimwärts.

Und als ein andermal die Dienstmädchen zu wichtigem politischem Meeting mit Gewalt abgeholt wurden, und mein Sohn unvorsichtiger- und unnötigerweise von unserer hochgelegenen Wohnung aus an dem Revolver fingierte und jedem freundlich eine Kugel versprach, der sich bemühe, die Treppen zu ersteigen, da geschah auch nichts weiter, obwohl es auf den Straßen von dunkeln, drohenden Gestalten wimmelte. Der Terror versteht es also, bei eintretenden Hindernissen auch zu verzichten, er kann auch anders, er gibt nichts auf Konsequenz und starre Folgerichtigkeit bis zum Tode.

Wer in wilden Revolutionszeiten zuerst die Giftgasbombe des Terrors wirft, hat immer gewonnenes Spiel. Die Zahl der Mitglieder einer solchen terroristischen Partei ist unwesentlich. Freche, sich über alle Schranken des Herkömmlichen und der gewohnten Maßstäbe hinwegsetzende rücksichtslose Grausamkeit ist die Zauberrute, die alles lähmt. Der Terror redet nicht, doziert nicht, er handelt. Versteht er es auch noch, unter unsichtbar machender Tarnkappe geheimnisvoll seine Schläge zu führen und Allgegenwart vorzutäuschen, um so besser und erfolgreicher für ihn. Die Masse duckt sich wie Hühner, wenn der Habicht über ihnen schüttert. Seine Herrschaft dauert, solange sie konkurrenzlos ist. Trifft er an irgendeiner Stelle auf energischen Widerstand, dann zerbricht die Zauberrute.

Die Regierung machte, sobald sie wieder zu Atem gekommen war, dem blutigen und blamablen Schauspiel durch Militärgewalt ein rasches, wenn auch kein gründliches Ende. In geschickter Weise waren durch konzentrisches Vorgehen die Macher und Drahtzieher der Revolte nach Riga getrieben und hier eingeschlossen. Es hätte jetzt kein Bord gemacht werden können, aber die Duma in Petersburg schlug dem strafenden Arm des Militärs durch die Parade. Die Häuptlinge auf dem Kriegspfade der Revolution trieben ihr Unwesen weiter, und über sie streckte schützend ihre Hand die Reichsduma in Petersburg.

Persönlich ist mir in dieser wüsten Zeit nichts Erhebliches zugefloßen, wenn auch die vielen Schießereien in den Straßen der Stadt ihre aufregenden Unbequemlichkeiten hatten. Der Mensch gewöhnt sich aber an alles. Einzelne kleine Vorkommnisse entbehrten auch nicht der Komik und Romantik: An einem Tage war besonders „dicke Luft“. Ich ging am Morgen dieses Tages mit unserem Konsul ins Konsulat. Die Esplanade wurde von Truppen besetzt. Im Konsulate selbst fanden wir vier Soldaten, die der russische General zum Schutze hinbeordert hatte, eine zwischen ihm und dem Konsul verabredete Maßregel, wenn er die Sicherheit für Leben und Eigentum der Ausländer nicht mehr glaube gewährleisten zu können. Das Gebäude, in dem das deutsche Konsulat untergebracht war, lag hart an der Düna. Hier wurde lebhaft geschossen, auch Kanonen sprachen mit. Es waren prickelnde Augenblicke, denn es wurde gemunkelt, daß zahllose Arbeitermassen aus den Fabrikorten links der Düna im Anmarsch gegen Riga seien. Deutsche Reichsangehörige, ihren Erzählungen nach sonst mutige Männer, strömten jetzt mit blassen Nasen ins Konsulat und forderten Sicherheit und guten Rat, schöne Dinge, über die der Konsul augenblicklich selbst nicht verfügte, und sein stereotyper Rat, der auch schriftlich im Eingang zum Amt angeschlagen war, jeder Reichsangehörige möge versuchen, sich mit den Seinigen in die Heimat zu retten, ist ihm vielfach sehr verdacht worden. Du lieber Gott! wer verliert in solchen Tagen nicht die Nerven, und ein deutscher Konsul ist, wenn geschossen wird, auch nur ein Mensch! Dieser Tag war aber ein absonderlicher Tag, und der Mensch soll froh und dankbar für solche Tage sein.

Unsere Jagdgesellschaft übte, allerdings mit Unterbrechungen, das Weidwerk weiter aus und ließ sich auch durch eine ziellose und dumme Beschießung auf der abendlichen Heimfahrt nicht abhalten. An einem köstlich klaren Wintermorgen stand ich hart an einem Fahrwege, der am Walde vorbeiführte. Von millionen Eisatomen glitzerte die Luft. Fernab verhallten aus Riga Kirchenglockenklänge. Ringsum blaute die „Neue“ im Forst, und Friede lag über dem Tage des Herrn. Da tönte von fernher Pferdetrab und knirschende Rufen von Schlitten; darüber schwang sich die Melodie des Andreas Hoserliedes „Zu Mantua in Banden“, nach der wilde Revolutionslieder gesungen wurden. Ich faßte meinen Drilling fester. Die Sänger auf beiden Schlitten unterbrachen das Lied, als sie mich und die Kette der Jäger sahen und boten zu meinem Erstaunen Gruß: „Labe dien“ guten Tag! Ich erwiderte

den Gruß mit Hinzufügung von „Kungi“ meine Herren. Und so glitt die Menschenfracht vorbei, ohne Schaden anzurichten oder zu leiden. Es ist alles nicht so gefährlich, wie es auf den ersten Blick erscheint.

Etwas bedenklicher waren die Hochzeitsfeiern unseres Sohnes und unserer ältesten Tochter um die Weihnachtszeit 1905. Trauung in der Kirche war von der „Hohen Pforte“ des Revolutionskomitees verboten, ebenso die Fahrt ins Hotel, die aber gegen Zahlung von 500 Rbl. erlaubt werden könne. Wir verzichteten auf Equipagefahrt und das Komitee auf die 500 Rbl. Die Sache ging auch so. Ein wenig gefährlicher gestaltete sich das Fest bei der Trauung unserer Tochter in dem Hotel gegenüber dem deutschen Stadttheater. Hier wurde geraucht und geschossen, bei uns klapperten Teller, Gläser und Reden. Jeder von uns Hochzeitsgästen hatte seinen Revolver in der Tasche, ein Instrument, das im allgemeinen wenig bei Hochzeitsfeiern entbehrt zu werden pflegt. Die Heimkehr der Neuvermählten unter bewaffneter Begleitung bis zu der drei Kilometer von der Stadt entfernten Behausung erinnerte stark an den Brautraub des wackeren Helden Immo in Freitags „Nest der Zaunkönige“. Es ist bei beiden Festen niemand von uns zu Schaden gekommen, und die wilde, wüste Zeit ist keine Vorbedeutung für die geschlossenen Ehen geworden, wohl aber scheint sie der Auftakt gewesen zu sein zu der Mias von Leiden, die beide Paare in den Stürmen des Weltkrieges durchlebten, als das Moskowitertum aus Riga weichen mußte, als der Bolschewismus sein bluttriefendes irrsinniges Szepter schwang und als das bis jetzt noch in seinen innern Zusammenhängen unaufgeklärte Abenteuer Vermont-Alwalows Riga unter Bomben setzte.

Die drei baltischen Gouvernements hatten beim Abflauen der Revolution in der Person des Barons Möller-Sjakomelski einen Generalgouverneur erhalten, der mit weitgehenden Vollmachten auf militärischem und administrativem Gebiete ausgestattet war. Er wußte, wo es nötig war, von diesen Vollmachten durchschlagenden Gebrauch zu machen. Es schien sich zu empfehlen, mit diesem mächtigen Herrn in Fühlung zu kommen.

Auch die „Krafenbank“ hatte in ihrem feinen politischen Instinkt beschlossen, den Generalgouverneur, den Gouverneur, die Spitzen der städtischen und Landsbehörden zu einer feierlichen „Verdauung“ in die geschmückten Räume der Bank einzuladen.

Als „Neptun“ der Bank hatte ich die schriftliche Einladung „Sr. Hohen Exzellenz“ in die Wege zu leiten und gleichzeitig um eine Audienz zu bitten, um Wesen und Zweck dieser ungewöhnlichen „Bank“ zu erklären, in der das Geld die allergeringste Rolle spielte, während es doch das Rückgrat einer profanen Bank bilden sollte, ohne es leider immer zu tun.

Mit der schriftlichen Einladung ging's, wie gewöhnlich, glatt, die Audienz und die mit ihr verbundene mündliche Einladung gestaltete sich verwickelter.

Auf Order seitens der Kanzlei des Generalgouverneurs stellte ich mich zur bestimmten Stunde im „Schloß“ ein. Ich hatte mich mit Frack und Geduld gewappnet; der einzige russische Orden, den ich besaß, und eine anspruchslose Denkmünze, die bezeugte, daß ich unter drei Zaren „gedient“ hätte, bewiesen schon äußerlich Unschuld und politisches Wohlverhalten. Der Empfangsraum roch amtlich nach Suchten und Tabak. Nach Abgabe meiner Karte an den Dienstuenden wurde ich unerwartet schnell inmitten zweier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett durch eine Flucht von Sälen und Zimmern geführt. Ich freute mich der Ehrung; noch nie war ich so festlich und militärisch eskortiert worden. Ich wußte allerdings, daß auch Schwerverbrecher militärisch ähnlich begleitet werden, aber ich faßte die Sache richtig auf als Ehrung; gleiche äußerliche Erscheinung deutete noch lange nicht immer auf gleiches Wesen: auf „Gesellschaften“ gleicht der frackgeschmückte Kellner zum Verwechseln dem geladenen Gast.

Nach diesem Zimmermarsch wurde ich von einem Offizier empfangen, mit Handschlag begrüßt und mit gewinnender Höflichkeit durch die sogenannten „kaiserlichen Zimmer“ geleitet bis zu einer Wendeltreppe, die in das Amtszimmer des Generalgouverneurs führte. Ich trat ein und machte eine kurze Verbeugung vor einem kleinen, wohlwollend und jovial aussehenden Herrn in Uniform, der hinter einem großen grünen Diplomatentisch saß und mich mit muntern Augen musterte. Er wies auf einen Sessel und die Zigaretten und lehnte sich behäbig zurück mit meiner Visitenkarte spielend. Vor ihm in greifbarer Nähe blinkte ein Revolver auf dem Tische; so was gibt Gewissens- und Nervenruhe. Nach einer Weile gab er mir zu erkennen, daß er über meine Persönlichkeit überraschend gut unterrichtet sei und wisse, daß ich deutscher Reichsangehöriger sei. Dies nahm er zur Veranlassung, mir in einem verbrecherischen aber verständlichen

Deutsch sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er die Kerle, die vor einigen Tagen einen reichsdeutschen Fabrikanten angeschossen hätten, leider nicht „tottschießen“ lassen könne. „Ja, — fuhr er mit freundlichem Lächeln fort — wenn Kerle Uhrchen oder Rubelchen von Herrn hätten genommen, ich könnte tottschießen lassen, jetzt ich kann nur nach Sibirien schicken. Dumme Gesetze!“ Ich nickte bescheiden Beifall. Das schien ihn zu ermuntern, mir mit erstaunlicher Offenherzigkeit seine Klagen über die Reichsduma in Petersburg zu erzählen, die jedesmal vor einer Massen- oder Einzelerexution von revolutionären Räubern ein aufschiebendes oder aufhebendes Telegramm an ihn sende. „Nun aber ich habe Mittel gefunden: Ich fahre auf Jagd vor Tottschießen, und Telegramm von Duma bleibt liegen, bis ich komme zurück; dann sind Kerle tot.“ Er begleitete die Erzählung dieses Tricks mit einem zufriedenen Nicken; ich lächelte auch, und so waren wir beide eines Herzens und einer Seele. Der Mann war liebreich und menschenfreundlich, aber schoß „tott“, wo und wenn es not tat.

Dann erst kam er auf die Einladung der Krakenbank. Ich schilderte ihm mit dem Humor, über den ich im Augenblick verfügte, Aussehen, Wesen und Zweck der Bank, streute hier und da ein russisches Wort ein, um guten Willen zu prästieren, und hatte die Genugtuung, daß der Mann mit einer Art froher Neugier die Einladung annahm.

Jetzt setzte zunächst ganz im geheimen eine Untersuchung der Straße ein, in der das Gebäude lag, das die Krakenbank barg, dann des Gebäudes selbst und der Nachbarhäuser bis auf Keller und Söller. Nach mehreren Tagen schien die lokale Sicherheit gewährleistet, und der Tag oder besser Abend und seine Fortsetzung konnte bestimmt werden. Straße und Verkehr waren für das profane Leben gesperrt.

Die Bank der Kraken strahlte in unirdischem Meerleuchten. Im „Söckwabel“ regten die Kraken im Schmucke der meertanggeschmückten Muscheln erwartungsvolle Flossen. Neptun mit Krone und Dreizack, das hallende Horn in göttlicher Linken stand gebietend auf dem Hochriff, auf dem kunstreich von Vulkan und seinen Gesellen geschmiedete Gold- und Silberpokale winkten, mit roten und meerblauen Gewändern angetan, des Neptunwinkes gewärtig, die beamteten Kraken. Zu bestimmter Stunde erschien als vornehmste „Landrage“ der Generalgouverneur. Der Hornruf Neptuns fesselte alles, und lautlose Stille herrschte. „Seine Hohe Excellenz, der Herr Generalgouverneur Baron Möller Ssafomelski“ klang Neptuns Einführungswort. Froher Heilruf

und kurzer musikalischer Willkommen seitens der Bankgenossen. Mit verwunderten Augen blickten die fremden Gäste in fremdes Getriebe, fühlten sich aber bald ganz heimisch, nachdem irdische Nahrung, von vertrauten Schnäpsen eingeleitet und begleitet, ihnen bewiesen hatte, daß auch in dem wasserreichen Gebiete Neptuns solide Speise wachse und Springbrunnlein geistiger Getränke voll irdischer Beseeligung plätscherten.

Dann führte ich als Neptun die Herren zum Hochriff, legte den Generalgouverneur zu meiner Rechten, den Gouverneur zu meiner Linken „auf den Bauch“, und wir bildeten eine noch nie dagewesene Trias: Eine Hohe Exzellenz rechts, eine Exzellenz links, ein antiquierter Gott in der Mitte! An musikalischen Leistungen und Vorträgen konnte die Bank schönes und künstlerisches bieten, was den artigen Beifall der Gäste fand, obwohl ich die ganze Nacht hindurch den Eindruck nicht los wurde, daß dem Generalgouverneur der Ton des Horns und die dann sofort eintretende Ruhe viel mehr imponierten als Wagners Feuerzauber und der vollendetste Quartettgesang. Einmal drückte er mir auch den Wunsch aus, der Präsident der Reichsduma möge ein solches Wunderhorn haben von der Eigenschaft, Ruhe zu schaffen in der schwachlustigen Duma. Und nächst dem Horn gefiel ihm die schaumgeborene Aphrodite, womit kräftig der Sekt bezeichnet wird. Zu ein Uhr nachts war der Wagen zur Heimfahrt befohlen, um fünf Uhr morgens wurde noch froh bankettiert.

Der nicht zu umgehende rednerische Teil der Festnacht war mir als Neptun zugefallen; ich war besonders als Reichsdeutscher der Aufgabe nicht froh, denn es war in jener Sturm- und Drangzeit nicht ganz unbedenklich, Begrüßungsreden mit politischem Einschlag zu halten. Ich hätte ja das rhetorische Rezept des großen Moltke anwenden können, dessen längste Rede bei Sr. Majestät Geburtstage lautete: „Meine Herren! Sr. Majestät, unser Kaiser und Herr, hurra!“ Das ging hier nicht an. Ich habe leider selten meine Worte auf die Goldwaage gelegt; damals habe ich es getan, und es soll mir gelungen sein, in herzlichen und warmen Worten klangvolle Inhaltslosigkeiten begeisternd deklamierend zu haben, die mit ebenso warmen, nichtsagenden Handdrücken der russischen Nachbarn quittiert wurden. Nicht so vorsichtig war das Hoch, welches den Vertretern der livländischen Ritterschaft und der Stadt Riga galt. Da sprach weniger der vorsichtige Kopf als das warme Herz, das mich und die Bankgenossen mitriß.

Und es brauste der Beifall; die Russen brausten höflich mit; sie hatten meine Worte zum Teil nicht verstanden und zum Teil schon vergessen, denn sie standen bereits unter Gehirndruck der schaumgeborenen Aphrodite.

Im Laufe der Nacht schien einmal dem gefeierten Gast der Gedanke zu kommen, er befinde sich mit der feiernden Gesellschaft eigentlich in einer militärisch höchst unsichern Position in einem Kellerraum, für den eine einzige Bombe genügte, um uns alle in Hackfleisch zu verwandeln. Mit munteren Auglein und traulichem Lächeln teilte er mir diese Wahrnehmung mit, worauf ich mit heldischer Geste meinen kleinen Revolver vor ihm auf den Tisch legte und sprach: „Hohe Exzellenz, der Weg zu Ihnen führt über meine Leiche!“ wobei es durchaus unklar blieb, was der Revolver gegen die Bombe anstellen solle, und ob die Bombe auf meiner Leiche vor der Hohen Exzellenz Halt machen werde. Die heroische Geste und die begleitenden Heldenworte, die ich in irgendeinem Roman gelesen haben muß, waren eine ganz respectable Dummheit, aber wir waren beide gerührt, denn auch wir standen bereits unter Gehirndruck der schaumgeborenen Aphrodite.

Der Generalgouverneur ist mir wohlgesinnt geblieben, und bei einer späteren Einladung zu ihm ins Schloß bewährte er sich in seiner russisch breiten Gastfreundschaft auch insofern als echter Russe, als er mit augenscheinlichem Behagen sein eigenes Volk persiflierte. Ich wüßte keine Nation zu nennen, die schärfere Beobachtung und Beurteilung eigener Fehler und Schwächen besitzt, als der Russe, und sich schonungsloser zum besten zu halten versteht. Dieser humorvolle Zug des Russen fehlt z. B. dem Polen gänzlich, worauf unser Wirt im Laufe des Gesprächs besonders hinwies mit der Bemerkung, er könne es als Russe nicht begreifen, daß die polnische Übersetzung der Werke Heinrich Heines das wunderschöne Lied von den „zwei edlen Polen, Polen aus der Poladei“ nicht enthalte. Im Gegensatz dazu nannte er des Fürsten Meschtscherskis Buch „Einer unserer Bismarcke“ ein echt russisches Buch und meinte abschließend, einem Volke oder Menschen gegenüber, die keinen Humor hätten, höre der Humor auf.

Nachdem dieser humorvolle Generalgouverneur eine größere Zahl von Revolutionären, Mördern und Brandstiftern hatte „tottschießen“ lassen, als es der Reichsduma in Petersburg mit der Freiheit, die sie meinte, vereinbar erschien, verschwand er schnell und ungeahnt, wie er gekommen war.

An dem Bestande des zariſchen Rußland hat die Revolution von 1905/6 ſtark gerüttelt. Zar und Regierung kamen in Beglückungs- und Gebelauene. Auch für die baltiſchen Provinzen geſtand ein Neue-Klas in der Form eines zerſchnittnen Reichsratsgutachtens den jämmerlichen Zusammenbruch des zwanzigjährigen Ruſſifizierungsexperiments und erlaubte die Wiedereinführung der örtlichen Sprachen als Unterrichtsſprachen in den Privatlehranſtalten.

Ich habe mich ſchon damals in den zahlreichen Verſammlungen und Beratungen, die dieſer Frage galten, des Eindrucls nicht erwehren können, daß das biegsame ruſſiſche Eiſen lange nicht genug geſchlagen und in verſtändige und brauchbare Form gebogen wurde. Die deutſche Bevölkerung des Baltenslandes war in dem Revolutionsſturm kaiſer- und reichstreu geblieben und hatte ſich den kaiſerlichen Dank verdient. Statt nun in dieſem ſtarken Bewußtſein einmal Forderungen zu ſtellen und gelegentlich mit der flachen Hand auf den Tiſch zu ſchlagen, wenn die Faust zu derb und grob ſein ſollte, quoll alles feucht über von Dankbarkeit und Treuuntertänigkeit. Man war ſo wenig verwöhnt und ſo ſehr landesväterlicher Freundlichkeit entwöhnt, daß man Steine für Brot hielt und vor dankbarer Rührung faſt zerſchmolz, als den Korporationen in Dorpat gnädigſt geſtattet wurde, wieder ihre Farben öffentlich zu tragen. Es iſt immer und überall dieſelbe Erfahrung: „Artig Kind ſchreit nicht, artig Kind kriegt nichts — unartig Kind ſchreit, unartig Kind kriegt was.“

Die Beſchränkung der deutſchen Unterrichtſprache auf Privatſchulen, die keine ſtaatlichen Rechte gaben, war der, wenn auch langſam wirkende Todeskeim, der dieſes kaiſerliche Gnadengeſchenk gefährlich machte. Dieſe Beſchränkung hätte m. E. durch geſchickte Politik der ſtarken Hand vermieden oder gelockert werden können, aber die baltiſchen Deutſchen glaubten, aus der eingeeſchränkten Freiheit noch das beſte ſchaffen zu können und überließen die Sorge um Erwerbung ſtaatlicher Rechte der Zukunft. Im Laufe der ernüchternden nächſten Jahre kehrten denn auch manche Privatſchulen, der Not gehorchend, zur ruſſiſchen Unterrichtſprache zurück, um die Abwanderung ihrer Zöglinge zu hemmen, denen ein Berechtigungszeugnis wertvoller war als ein Befähigungszeugnis.

Wahrhaft patriotiſch, muſtergültig und rührend ſind aber die frohen Opfer und Mühen der baltiſchen Deutſchen, die mit nachhaltiger Begeiſterung ihr angeſtammtes Kulturgut, deutſche Sprache und Art,

in Familie und Schule wieder zur Geltung brachten und den Tatbeweis lieferten, daß in der ältesten Kolonie des alten Deutschen Reiches die Deutschen der Ostseeprovinzen noch willig und fähig waren, auch in schwierigsten Verhältnissen und mit größten Opfern für Erziehung und Unterricht eine Kolonie deutschen Geistes zu bleiben.

Die nun folgenden Jahre sind unter leidlich normalen innerpolitischen Verhältnissen für die Ostseeprovinzen eine Zeit froher und reicher Kulturrestaurationsarbeit gewesen, die nicht sonderlich gestört wurde durch die tiefen Gegensätze zwischen der um ihr Leben kämpfenden zarischen Selbstherrschaft und der Reichsduma in Petersburg.

Für mich und meine Familie sind diese Jahre bis zum Ausbruch des Krieges gesegnet gewesen. Nachdem eine zweite Tochter an den Mann und zwar einen aus Wikingerland gekommen war, der ebenfalls in Alt-Riga sein Heim gefunden hatte, hauste unsere ganze Sippe dort, und wir beiden Alten merkten von dem Nahen des Alters höchstens etwas vor dem Spiegel, welcher hier des Haupthaars Silberglanz wiederpiegelte, bei mir nichts als Billardfugelähnlichkeit; und als erst Enkel anfangen, uns auf der Nase zu tanzen, was den Kindern übel ausgekommen wäre, da wurden wir wieder ganz jung.

Mein Amt als Vorsitzender des Reichsdeutschen Vereins hat mich mehrfach nach Petersburg in unsere Botschaft geführt, wo ich von dem Grafen Bourtalès und seiner Gemahlin auf das zuvorkommendste empfangen worden bin. Bei einer festlichen Gelegenheit war ich auch freundlich zu Tisch geladen mit den Herren der Botschaft, die ihre Uniform, Orden und Jugend mit Würde und angestammter Grazie zu tragen wußten, und trotzdem stand ich nicht unter dem erdrückenden Eindruck, als befände ich mich in einer Gesellschaft von Helden des Geistes; aber vielleicht gehört diese Geheimtuerei zum diplomatischen Metier, ich weiß das nicht.

Nach Ausbruch des Weltkrieges ist es mir immer sehr schwer gewesen, mir unseren lebenswürdigen Grafen als Überbringer der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland vorzustellen, es kam mir bei dem Versuch dieser Vorstellung immer der Schatten von etwas ganz großem, bismarckähnlichem in die Quere.

Ich hatte damals aber die Freude, meine Einladung des Botschafterpaares zur Feier des 25jährigen Bestehens des Reichsdeutschen Vereins in Riga mit Vergnügen angenommen zu sehen, und in der Tat erschien das hohe Paar aus Berlin kommend zum Jubiläum.

Das Fest wurde in den Formen heruntergefeiert, die Stereotyp geworden sind seit der Erfindung der Jubiläen: Festlich geschmückter Saal, in Gesichtern gefrorenes Lächeln, brotzerkrümelnde Fingertätigkeit der Redner bei dem Essen, von dem die armen nichts haben, Wink des Vorsitzenden an den Oberkommandierenden der Kellner, hastige Gradtschöhe und leises Glucksen des Champagners in die fingerhutförmigen Gläser, Verschwinden der Kellner auf unhörbaren Sohlen, geräuschvolles Stuhlrücken beim Aufstehen der Versammlung, Kaisertoast, Tusch der Musik, Nationalhymne, Schluß des ersten Aktes! Nach Tisch, Braten und Eis entbinden sich die Redner ihrer Last; die Gattin oder sonst eine Helferin verfolgt in Todesangst die tanzenden Buchstaben auf dem versteckt gehaltenen Manuskript, atmet beim unausbleiblichen Beifall auf und drückt unter dem Tisch glückwünschend und erlöst die Hand des Erlösten. Dann folgt bei allen Jubiläen ein Redekatarakt von rühmenden Superlativen, die daselbe besagen, was in den feierlich überreichten Adressen steht, deren materieller und künstlerischer Wert dann später im Jubiläumsbericht noch besonders hervorgehoben wird. Der Vorsitzende des Vereins aber als Repräsentant des Jubilars hat Gelegenheit und Möglichkeit, jedem Gratulanten in liebenswürdiger Satz- und Wortvariierung daselbe zu dankbarem Ausdrud zu bringen. Schluß des zweiten Aktes.

Bis hierher war alles gut gegangen, ich war sogar mit mir in meiner Rolle als Festleiter und Tischnachbar der Gräfin Pourtalès ziemlich zufrieden; aber jetzt schien mir persönlich das Malheur zu nahen: Es sollte getanzt werden. Als festlich-feierliche Einleitung dazu diente die Polonäse. Bei der ersten Hälfte dieses Tanzes stand ich meinen Mann, so lange in gemessenem Rhythmus einhergeschritten wurde, als aber das Schreiten in den Walzer ausartete, wäre ich ein blamabel geschlagener Mann gewesen, wenn mich nicht meine bisher bei mir unentdeckte diplomatische Geschicklichkeit gerettet hätte. Ich baute meinen Plan auf der Mitteilung der Frau Botschafter auf, daß sie in der Nachtreise von Berlin nach Riga keine Stunde Schlaf finden können. Als nun der Augenblick des Walzereinsatzes in bedrohliche Nähe rückte, vibrierte meine Stimme vor tiefstem Mitgefühl, als ich meiner Partnerin zuflüsterte: „Gnädigste Gräfin würden es gewiß nach der leider schlaflosen Nacht und den großen Anstrengungen dieses Tages vorziehen, sich einen Augenblick der Ruhe zu gönnen und dem Tanze lieber zuzuhauen!“ „Aber ganz gewiß, Herr Dr. Schenker:

wir uns den Tanz und plaudern wir lieber ein Weilchen!“ Und so überließen wir den Vortritt zum Tanz Sr. Exzellenz dem Herrn Botschafter, der meine Frau führte. Und so entging ich der Blamage des Walzerfehlttritts an der Seite der Frau Gräfin und vor der ganzen festlichen Versammlung, die Tanzentgleisungen schwerer vergißt als Entgleisungen der Moral.

Einmal im Zuge der Festbeschreibung ist es ein Aufwaschen, wenn ich noch einer Vereinsfeier kurz gedenke, die meiner Person galt, und deshalb bitte ich den freundlichen Leser, die folgende Seite zu überschlagen, sie tut nichts zur Sache und ist nicht für ihn geschrieben. Die Niederschrift meiner Lebensschicksale, Erfahrungen und Beobachtungen war eigentlich für unsere fünf Kinder, eine noch nicht terminierte Zahl von Enkelkindern und liebe Verwandte bestimmt, und erst auf Rat und Anregung beachtlicher Freunde habe ich mich für Veröffentlichung entschieden, vorausgesetzt, daß ein kühner Verleger das Wagnis auf sich nehmen werde. Persönlich lege ich keinen Wert darauf, Schicksale eines einzelnen, seien sie auch kraus und bunt, als Massenartikel auf den Markt der Öffentlichkeit zu werfen — es gibt Schicksale, die noch viel krauser und bunter sind — oder Beobachtungen und Gedanken zu formen, die größtenteils schon früher gemacht und besser gedacht und geformt worden sind. Deshalb bildet die folgende Seite so etwas esoterisches im Buche; wer es liest, tut es auf seine und — auf meine Gefahr. Ich bin kein besonderer Verehrer des alten Cicero, aber in diesem Augenblicke spreche ich gottergeben mit ihm: „charta non errubescit.“

Der Vereinsvorstand also hatte zu dem Jubiläumsfeste einstimmig beschlossen, seinen ersten Vorsitzenden und Mitbegründer Dr. Bodé zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Es wurde ihm bei einer späteren Feier folgendes Diplom überreicht:

Hochgeehrter Herr!

Als die große Heldenzeit des deutschen Volkes und die Begründung des Deutschen Reiches unter Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. noch frisch in aller Herzen lebte, da ging auch durch die im Auslande lebenden Deutschen ein lebendiges Ahnen, daß eine neue Zeit, die Zeit des Germanentums, angebrochen sei.

Und, wie in aller Welt, so taten sich auch hier in der guten, alten Stadt Riga die Edelsten und Besten der hier lebenden nunmehrigen

Reichsdeutschen zusammen, um die Landsleute darüber zu belehren, daß sie nicht mehr schutz- und rechtlose Untertanen von 39 in aller Welt verspotteten Vaterländchen, sondern Angehörige des großen, herrlich neuerstandenen Reiches seien, von dem die Dichter und Denker gesungen und gesagt, für dessen Entstehen die geistige Blüte des Volkes gekämpft und gelitten hatte; daß sie jetzt nicht mehr danach streben dürften, aus dem Elend der Kleinstaaterei so rasch wie möglich in der Untertanenschaft eines fremden Reiches Schutz und Schutz zu suchen, sondern daß es jetzt Ehrensache sein müsse, dem Werke eines Bismarck Ehre zu machen durch treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, durch festes Zusammenhalten der Deutschen auch im Auslande.

Unter diesen Edelsten und Besten sind Sie, hochgeehrter Herr Dr. Bodé, einer der Führenden gewesen, denn neben den Männern, die mit klugem, praktischem Blicke den geschäftlichen Teil des patriotischen Werkes selbstlos auf sich nahmen, waren Sie es, der durch die feurige, hinreichende Kraft Ihrer Rede die Landsleute zu packen, zu begeistern und festzuhalten verstand.

Jede Ihrer Reden war eine Tat!

Und als vor 25 Jahren der reichsdeutsche Verein in Riga begründet war, zum großen Teil mit durch Ihr Verdienst, da haben Sie auch weiter Ihr ganzes reiches Können und Wissen dem Verein und der reichsdeutschen Sache geweiht, sind immerdar gewesen ein Rufer im Streit für Kaiser und Reich, ein Wecker und Erhalter deutschen Geistes und deutscher Gesinnung. Und das war um so wichtiger, als auf die Zeit der himmelhoch jauchzenden Begeisterung, nach dem Dahinscheiden unserer großen Helden eine Zeit der Ernüchterung und der Pessimismus folgte, wie das im Leben der Völker stets und überall geschehen ist.

Als die deutsche Erziehung unserer Jugend durch die Russifikation des Unterrichts in den baltischen Provinzen gefährdet wurde, da haben Sie, obwohl durch Ihren Beruf und ein Amt in Anspruch genommen, das allein eine volle Mannestätigkeit verlangt, doch die Mühe und Sorgen und selbst Gefahren auf sich genommen, die nötig waren, um unserer Jugend, unter den denkbar schwierigsten Umständen, eine deutsche Erziehung zu sichern.

Und als dann im Jahre 1905 unser hochverdienter, langjähriger Präses uns verließ, da haben Sie den an Sie ergangenen Ruf, dessen Nachfolger zu werden, nicht abgelehnt, trotz der vielen Lasten und

Beschwerden, die mit dieser Stellung verbunden sind, obgleich Sie, nicht mehr in voller Jugendkraft prangend, mit Arbeit überhäuft waren.

Sie haben es verstanden, nicht nur Ihres Vorgängers Werk zu erhalten, sondern den Verein und was er geschaffen hat, zu weiterer hoher Blüte zu entwickeln, so daß er heute mit voller Befriedigung auf seine 25jährige Tätigkeit zurückschauen kann.

Für alle diese Verdienste kann Ihnen der reichsdeutsche Verein in Riga keinen anderen und besseren Ausdruck seiner Anerkennung und seines warmen Dankes zollen, als den, daß er Sie, hochgeehrter Herr Dr. Bocké, durch einmütigen Beschluß seines Vorstandes zum Ehrenmitglied des Reichsdeutschen Vereins zu Riga ernannt hat.

Möge es Ihnen, hochverehrter Herr, von der Vorsehung beschieden sein, noch recht lange Ihre in so viel Stürmen erprobte Kraft unseren Vereinen widmen zu können. Das walte Gott!

Namens des Vorstandes des Vereins der Angehörigen des Deutschen Reiches zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute zu Riga.

Riga, am 26. Januar / 8. Februar 1912.

Uff! Das wäre also auch überstanden!

Der Besuch des Zaren mit Gemahlin und Sohn in den Ostseeprovinzen und besonders in Riga hatte die treuuntertänigen Gefühle besonders der deutschbaltischen Bevölkerung bis zu ernstgemeinter Begeisterung gesteigert; es war eben der heilige Begriff der Monarchie und die unausrottbare deutsche Vasallentreue, die hier wirkten und Richtung gaben, und außerdem hatte man durch den Sturm der Revolution die Schrecken einer kaiserlosen Zeit in frischer Erinnerung. Die Persönlichkeit Nikolai II. war in ihrer verlegenen Dürftigkeit nicht zur Begeisterung hinreichend. Der kaiserliche Besuch hat im übrigen keine Folgen irgendwelcher Art für das Baltienland gebracht.

Verhängnisvoll und in ihren Ergebnissen für die Ostseeprovinzen- und ganz Westeuropa unberechenbar wäre die im Jahre 1906 unmittelbar nach der Revolution einsetzende Agrarreform geworden, wenn der Weltenleiter den Riesenbäumen, die in dem fruchtbaren Boden des Panflavismus wurzelnd in den Himmel zu wachsen drohten, nicht Äste und Stamm zerfchlagen hätte durch den Ausbruch des Weltkrieges.

Diese von dem Ministerpräsidenten Stolypin begonnene Reform, die der geniale Organisator Ariwofschein als Landwirtschaftsminister:

kräftig förderte, ist die einzige schöpferische Tat jener Zeit auf innerpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete. Ihr Wesen bestand in der Loslösung der Bauern von dem fesselnden Zwang des Gemeindeflands, der die vielen Millionen von Bauern zu einer stumpfen, indolenten Masse zusammengeknetet hatte, einer ungeheuren bisher latenten Substanz, über der aber immer für die Regierung die unheimliche Ahnung schwebte: „Wehe, wenn sie losgelassen!“ Bisher galt das Wort, daß der Bauer den Staat nicht so sehr getragen als vielmehr ertragen habe. Der Staat oder die Regierung gaben dem Bauern nichts, sondern forderten von ihm Steuern, Rekruten und Maul halten. Jetzt zum erstenmal gab die russische Regierung dem Bauern etwas, und sie gab ihm das, wonach er seit Jahrhunderten am meisten verlangt hatte: Land. Er wurde durch die Reform allgemein für den russisch-nationalen Staatsgedanken gewonnen, ja, erst seit der Reform gewann er ein positives, inneres Verhältnis zum Staat.

Nach der Bauernbefreiung von 1861 erhielten die bisherigen Leibeigenen soviel Land von ihrem früheren Gutsherrn, wie sie bisher in Bewirtschaftung gehabt hatten. Dieses Land wurde den Bauern aber nicht zum privaten Eigentum gegeben, sondern blieb im gemeinschaftlichen Besitz der Dorfgemeinde, und die Bewirtschaftung erfolgte in der Weise, daß die Landanteile in bestimmten Fristen neu festgesetzt, das ganze Gemeindefland also um und umgeteilt wurde. Durch Gemeindebeschluß wurde festgesetzt, wann gesät und geerntet werden mußte. Kein Bauer also hatte Interesse daran, gut zu arbeiten, da die Frucht seiner Arbeit nach wenigen Jahren einem andern zugute gekommen wäre.

Diese gottvolle Einrichtung wurde lange als ein besonderes russisches Palladium angesehen, und erst die Erfahrung, welche die Regierung mit der vollkommenen politischen Unzuverlässigkeit der Bauern während der Revolution gemacht hatte, drängte zu der Erkenntnis der Notwendigkeit, ein Ende mit dem Gemeindefbesitz zu machen und die russische Bauernwirtschaft auf das Privateigentum am Land und das Einzelhofsystem anstatt der feuergefährlichen Dorfhäuserzeilen neu zu gründen.

Was noch an Großgrundbesitz da war, wurde von den Baueragrarkreditbanken aufgekauft und verteilt. Wo kein privater Besitz zur Hand war, wurden Staats- und Apanageländereien hergegeben und Wälder rasiert, um Bauernland zu schaffen. Außerdem stellte der Staat große

Kredite für die wirtschaftliche Entwicklung der Einzelhöfe, Gebäude, Vieh, Maschinen, Saatkorn und so weiter zur Verfügung, alles dies von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß der eigenbesitzliche Bauer für die Propaganda der Revolution nicht mehr zu haben sei.

Und so vollzog sich das Wunder, daß aus verkommenen Hungerleidern, die in ihrer Gemeinschaftsnutzung des Bodens nie genug hatten, um Steuern und Lebensbedürfnisse zu bestreiten, und deshalb an ständiger Unterernährung litten, bald Bauern mit Selbstgefühl wurden. Die Freude am Besitz war ihnen aufgegangen und mit dem Erfolg ihrer Arbeit ein maßlos überspanntes Selbstgefühl, wie das ein slavisches Erbgut ist. Dieses Selbstgefühl ist von einer uns unverständlichen Naivität, und der neue russische Bauer glaubte es seinem Popen oder den parteiflavistischen Beamten aufs Wort, daß „der weiße Zar, an der Spitze von hundert Millionen rechtgläubiger Gehöftbauern die Welt Herrschaft gewinnen und ganz Europa sich dem russischen Bauerntum zu Füßen legen werde.“

Schon vor der Agrarreform stand die russische Bauernschaft kaum den Kaninchen an Fruchtbarkeit nach: die jährliche Vermehrungsquote der Gesamtbevölkerung betrug bis zu 3 Millionen Menschen gegenüber etwas über 0,8 Millionen in Deutschland. Was mußte das erst werden bei dem durch die Agrarreform wirtschaftlich gehobenen Bauernstande!

Der Bauer horcht auf, wenn er hört, daß durch Eroberung Land zu gewinnen ist, und er versteht es durchaus, daß zuerst die Fremdvölker im heiligen Rußland, besonders die Deutschen, ihr Land hergeben müssen; er versteht es auch, daß, wenn die russische Bauernbevölkerung zunimmt, Deutschland daran glauben und herhalten muß. Kein Gedanke ist ihm logischer und selbstverständlicher als dieser.

Die Agrarreform bedrohte also zunächst die Ostseeprovinzen. Nach dem Regierungsprogramm war beabsichtigt, im Laufe von zehn Jahren allein in Kurland 300000 großrussische Bauern anzusiedeln. Und weiter bedrohte sie Deutschland.

Diese wirtschaftliche Russifikation war vielversprechender und gründlicher als die gewaltsame, die nach 20jähriger Anstrengung in den baltischen Provinzen so schmachvoll bankrottiert hatte. Wenn sich die Agrarreform hätte auswirken können, so wäre die russische Weltwalze, die deutsche Kraft diesmal im Kriege zum Halt gebracht hat, nach menschlichem Ermessen unwiderstehlich gewesen. Der Organisator

und die Freunde der Reform, die in der Regierung saßen, waren deshalb auch — nicht gegen den Krieg mit Deutschland an sich, sondern gegen ihn vor Durchführung der großartigen Erneuerung. Der Krieg also unterbrach die Reformarbeit. Auch ein unglücklicher Krieg hätte aber eine Wiedergeburt Rußlands nicht gehindert, sondern nur aufgeschoben, und nach einem Jahrzehnt hätte sich die sarmatische Überschwemmungsgefahr gewaltiger erhoben als zuvor. Der himmelhohe Irrsinn der bolschewistischen Wirtschaft hat zum Glück für Deutschland und die Kultur des Westens die Agrarreform mit ihren Folgemöglichkeiten zu Scherben geschlagen.

Erst nach Jahren treten die großen Linien des Weltgeschehens und seiner Zusammenhänge menschlichem Auge erkennbar hervor, das dann erst begreift, daß eine göttlich-weise Vorsehung im Regiment sitzt.

Das verhängnisvolle Jahr 1914 brach herein. Seltsame Einzelerscheinungen fielen auf, wurden aber nicht sonderlich beachtet. Schon seit Anfang des Jahres verschwand zusehens das Goldgeld aus dem Verkehr, die alten Rubellappen tauchten wieder auf. Da wurde gemunkelt, daß russische Behörden aus den westlichen Grenzgouvernements die wichtigsten Dokumente ins Innere des Reichs geschickt oder wenigstens transportfähig verpackt hätten; von den in der Nähe des Güterbahnhofs in Riga wohnenden Leuten wurde von nächtlichen militärischen Durchzügen nach dem Westen geplaudert, andere wußten andere Unheimlichkeiten zu erzählen; es begann eine dicke Luft zu herrschen.

Zum Ostersfeste war ich mit Familie auf einige Tage an den Rigaschen Strand gezogen: Unsere zweite Tochter wollte vor ihrer Reise nach Deutschland vom Strande Abschied nehmen. Eine schwere Ahnung lag auf ihr, es sei ein Abschied auf immer; und als sie bei der letzten Wegbiegung, von wo aus unser Haus noch sichtbar war, das verschleierte Auge zum letztenmal rückwärts wandte, da trat die Ahnung auf die Lippen, und sie sprach es vor der begleitenden Schwester aus: „Ich werde den Strand nicht wiedersehen“. Die Ahnung ist richtig gewesen.

Allenthalben und allerzeit ist von Zeichen und Wundern berichtet worden, die große und schwere Zeiten ankündigen. Gewaltige Dinge werfen ihre Schatten voraus. Manche Tiere fühlen kommandes Erdbeben, sie haben feiner organisierte Sinne. Sich vorbereitende Erscheinungen schicken Zitterschwingungen voraus; wer Ohren hat zu

hören, der hört; wer Augen hat zu sehen, der sieht. Nicht jeder hat sie. Wir Menschen haben nur arme fünf Sinne, die uns noch obendrein täuschen und irreführen, und der Kräfte und Relationen des Seins sind ungezählte Legionen. Wie wenige dieser wirkenden Kräfte und Relationen fallen in den Receptor unserer paar Sinne! Sind sie deshalb nicht da, weil unsere Sinne sie nicht wahrnehmen? Waren etwa die Röntgenstrahlen nicht Wirklichkeit, auch bevor sie uns das Fell verbrennen und verborgenes dem Menschenauge sichtbar machen? Wir Kleingläubigen! wir prahlen mit unserem Verstande, der armselig gespeist wird mit dem Futter, das unsere Wahrnehmungen ihm zuführen, und haben es — allerhand Achtung — in der Erkenntnis weit gebracht, aber unendlich ist das Gebiet dessen, was wir verstandesmäßig nicht erkannt haben. Ahnungen gibt es; sind sie deshalb, weil sie sich nicht immer menschlich wahrnehmbar in sogenannte Wirklichkeiten umsetzen und vergrößern, nicht etwa doch als Wirkungen auf Ursachen zurückzuführen? Ich mag sogar den frommen Sternenglauben nimmer schelten.

Der Frühling und Sommer 1914 schien sich für uns gar idyllisch anzulassen. Eine unserer Töchter mit Familie hauste bei uns am Strande, ein Enkelpärchen brachte Leben, Lachen und Freude, und Großmütterchen war glücklich, sorgen und verwöhnen zu können, während Großvater sich ganz vergebliche Mühe gab, bei den kleinen lieben Unarten der beiden Geschöpfchen den strengen Mann zu mimen. Es war die letzte frohe Zeit am Strande im lieben baltischen Lande.

Der Juni hatte mich auf einige Wochen im Interesse unserer Rigaschen Schulen ins Vaterland geführt. Bei meiner Rückreise traf ich auf dem Dampfer, der von Stettin nach Riga fuhr, unter andern baltischen Bekannten den residierenden Landrat Baron v. Stael-Holstein, einen Kecken von sechs Schuh Leibesgröße, ein Bild aus verschollener Ordensritterzeit. Er wußte manch ungewöhnliches von seiner Reise durch den Süden und Westen Europas zu erzählen: Überall Spannung und Nervosität.

Am Sonntag den 28. Juni hatten wir beide beim Kapitän des Dampfers gefrühstückt und gingen ins Verdauungslager unserer Kojen. Im Dämmerzustande zwischen Wachen und Einschlafen trat der Kapitän zu mir; er hatte soeben den Funkpruch vom Serajewoer Mord empfangen. Ich schnellte empor mit den Worten: „Kapitän, das bedeutet den Weltkrieg!“ Es war kein Kunststück, den Seher zu

spielen. Etwas fremdes, ahnungsvolles, gespenstisches schien sich auf die Häupter der Menschen zu senken, alles erschien in unheimliche Beleuchtung getaucht, sogar die Zollabfertigung in Riga vollzog sich fast lautlos, was sonst kein besonderes Merkmal von Zollabfertigungen ist. Ich fuhr sofort zu den Meinigen an den Strand: Auch hier fragende, gespannte, ahnende Augen. Ich täuschte das Gefühl froher, unbesangener Sicherheit vor, es gelang mir schlecht. Schwirrende Gerüchte und seltsame Beobachtungen mehrten und verdichteten sich. In Horizontferne erschien bald regelmäßig zur Stunde der Dämmerung ein geheimnisvolles Schiff, das sich mit Minenlegen im Rigaschen Meerbusen die Zeit vertrieb, natürlich ohne jede böse Nebenabsicht und ausschließlich der Übung wegen. Nach einer kurzen Zeit wurden solche Minenlegerübungen auch im Unterlauf der Düna vorgenommen, natürlich ohne jede böse Nebenabsicht und ausschließlich der Übung wegen.

Ich traute dem Frieden schon seit langer Zeit nicht mehr über den Weg, seitdem der Kurator des Lehrbezirks, der damals seine Aufgabe darin sah, die deutschbaltische Jugend durch Liebenswürdigkeiten und Anpreisung der Güte und Macht des slavischen Genius zum Russentum herüberzuführen, in der vom deutschen Verein gegründeten, blühenden „Albertschule“ den Primanern eine politische Rede so deutschfeindlicher Art gehalten hatte, daß man der Ansicht sein mußte, die Feindseligkeiten zwischen den beiden Nachbarländern pochten schon an die Tore. Ich hatte den Inhalt dieser famosen Rede eines Mannes, der zu den Würdeträgern Rußlands gehörte und nicht sprechen durfte, wie ihm persönlich der Schnabel gewachsen war, sofort niedergeschrieben und amtlich durch das Konsulat an das Auswärtige Amt in Berlin schicken lassen, wo das Papier spurlos verschwunden ist. Ich war mit fast allen urteilsfähigen Landsleuten in Riga über die Maßen mißtrauisch geworden, das Hohe Auswärtige Amt in der Wilhelmstraße nicht.

Als es schon begann mit dem Verkehr der Eisenbahnzüge über die Grenze bedenklich zu werden und die politische Luft immer mulmiger wurde, stellten sich auch noch die aus dem Ferienaufenthalte in Deutschland zurückkehrenden Lehrer unserer Schule wieder ein, und eines nachmittags auch die Leiterin der Reichsdeutschen Töchterchule, die mit Bühnenschritt vor mich trat mit den triumphierenden Worten: „Ich melde mich zur Stelle! Den letzten Zug habe ich noch zum Glück erreicht.“ Ich habe mich zeitlebens bemüht, besonders Damen gegen-

über nett und höflich zu sein, aber ob dieser unglaublich törichten und affektierten Pflichtathletik verlor ich die Geduld und sagte der Dame, ich würde sie in diesem Augenblicke lieber in der Gegend von Schierke und Elend wissen als hier in Rußland. Sie hat mir dies nicht verziehen, denn wenn sie auch zugab, daß es von mir rücksichtsvoll gewesen sei, den ihr angewünschten Aufenthalt aus ihrem vergötterten Goethe zu wählen, sei es doch bedenklich, sie auf den Bloßberg zu wünschen auf den Tanzplatz junger und alter Hexen, einer Gesellschaft, mit der sie, Gott sei Lob und Preis, nie etwas zu tun gehabt habe, und sie verbäte sich eine solche Vandanweisung auch sogar in Gedanken auf das allerentschiedenste.

Ein entsetzliches Unglück rief mich in diesen Tagen nach Riga: Die junge Frau eines Lehrers unserer Schule war bei lebendigem Leibe verbrannt, ein Töchterchen, das helfen wollte, trug schlimme Brandwunden davon. Bei der Beerdigung der unglücklichen Frau standen trauernd an der Gruft neben dem Gatten die aus Ostpreußen hart an der russischen Grenze herbeigeeilten Anverwandten. Ich hörte die Stimme des Predigers wie aus weiter Ferne; blickte ich auf die Trauernden, glaubte ich angsterfüllte Gesichter und starre Totenaugen zu sehen; die Luft war gefüllt mit Brandgeruch, der Himmel glastete dunkelrot. Ich rüttelte mich zusammen, immer wieder dasselbe Bild, derselbe stickige Geruch. Mechanisch nahm ich Abschied und bestieg meinen Wagen, der mich von dem Vororte Rigas zur Eisenbahnstation bringen sollte. Es war ein Weg von kaum einer halben Stunde. Mir dauerte die Fahrt eine Ewigkeit. Es war drückend heiß, und die Luft lag schwer. Weg, Häuser, Bäume alles konturenlos im Bleiglanz nebelnd. Eine unheimliche Fahrt. Ahnung von Weltdämmerung!

Die Reichsdeutschen in Riga begannen aufgeregt zu werden, denn in den russischen Zeitungen erklangen Fanfaren, es roch nach Pulver.

Unser Konsul war in Sommerurlaub. Ein Freund von mir, der Konsulatssekretär, der geschäftstüchtige Konsulatsdiener und ich vertraten ihn würdig und nach Kräften. Da wir auf dem Gebiete der hohen Politik ähnlich sach- und fachkundig waren, wie die Mystiker der Berliner Wilhelmstraße und der damals amtierende, geschichtsphilosophisch hervorragende Kanzler, ahmten wir Kleinen den großen Vorbildern nach und steckten, soweit das gelang, wissende Gesichter auf, wenn besorgte Fragen unruhiger Landsleute an uns gerichtet wurden. Die vielen Reserveoffiziere und gedienten Leute waren raderig und

wollten vom Konsulat Aufklärung und Rat. Um diese schätzenswerten Dinge zu schaffen, wurde an die deutsche Botschaft in Petersburg chiffriert gedrahlet: „Kolonie wird unruhig: ist Gefahr vorhanden?“ Prompt kam die Antwort: „Gefahr nicht vorhanden; Kolonie beruhigen!“ Hätte die Antwort nur das einschränkende und bedenkliche Wörtchen „vorläufig“ hinzugefügt, so wäre es den Reserveoffizieren und gewesenen Soldaten noch möglich gewesen, über die Grenze zu kommen. Nach zwei Tagen war die Kriegserklärung da, und die reichsdeutsche Bevölkerung war drin im Schlamassel.

Ich hatte, so weit es mir möglich war, die Kolonie „beruhigt“, fühlte mich jetzt aber in dieser meiner Beruhigungsrolle so wenig sicher, daß ich der Tapferkeit besseren Teil wählte und an den Strand entwich, damit die Landsleute ihren nur zu verständlichen Groll und die Sünde der Botschaft nicht an mir heimsuchten.

Die Kriegspsychose griff sofort um sich. Es ist dies eine Irrsinnserscheinung, die dem Verfolgungswahn am nächsten verwandt sein dürfte, mit dem Unterschied, daß sie ein Verfolgungswahn aktiver und passiver Art ist; in ihrer aktiven Art ist sie verbunden mit einem Zerstörungs- und Vernichtungstrieb, der keine Grenzen der Überlegung und des verständigen Denkens kennt und sieht; in ihrer passiven Form verbindet sie sich mit der jämmerlichsten Feigheit und dem dümmsten Mißtrauen; hinter jedem Baum lauert Teufel und Verrat; spiegelt sich Gottes Sonne in dem Kreuz auf dem Kirchturm, so wird das totsicher als verräterisches Zeichen für den Feind gedeutet. Das Gefühl für Distanz und das richtige Verhältnis zu Menschen und Dingen ist vollständig abhanden gekommen, alle Maße sind verkehrt und verrückt. Die Kriegspsychose macht aus Menschen Bestien und zwar Bestien in der Brunstzeit oder im Zustand der Tollheit.

Vom Strande aus wälzten sich Tausende von Russen aus dem Innern des Reiches zunächst nach Riga, schreiende, fluchende, betende, weinende Jammerlappen von Menschen. Nach Hause, nur nach Hause! In jedem Fenster- oder Meeresblinken wurde das Blitzen preußischer Pickelhauben und Bajonette gesehen.

Die genannte Psychose wirkte auch auf das Gehirn von uns Reichsdeutschen. Wie auch hier tollgewordene Phantasie spukte! Ich machte keine Ausnahme und war doch aus den geistigen Flegeljahren längst heraus! Es kommt mir wie ein Märchen vor, daß ich den Plan erwog, mich an die Spitze der Tausende von Landsleuten zu stellen, um Riga

vorläufig mal für Deutschland zu besetzen. Der Gedanke hatte Hand und Fuß, allerdings nur als Gedanke: Ich war kaiserlich russischer Staatsrat, hatte also einen Titel, der mich auf dieselbe militärische Treppenstufe stellte, auf dem ein Generalmajor der russischen Armee gestanden hatte; leider gab es diesen Rang nicht mehr, und daran mag wohl in tiefstem Grunde die Ausführung meines Planes gescheitert sein: Ich hing militärisch in der Luft. Aber immerhin, meinte meine durchgehende Phantasie, den Teufel auch! Selbst als „qualifizierter“ Generalmajor wirst du doch wohl imstande sein, eine Stadt wie Riga zu besetzen und zu halten! Ich habe den Gedanken aber bald aufgegeben, denn als pedantischer Deutscher huldigte ich damals noch der Ansicht, man müsse militärische Kenntnisse haben, um militärische Aufgaben zu lösen. Jetzt weiß ich, daß diese Ansicht eine rückständige gewesen ist, seitdem ich gesehen habe, daß man sogar Präsident einer Republik werden kann, wenn man auch vorher nur in Leder gemacht hat; ich exemplifiziere nur auf den früheren französischen Präsidenten Felix Faure und keinen andern. Ich betone es also noch einmal mit Nachdruck: Ich habe den patriotisch-kühnen Gedanken nicht verwirklicht, bin dadurch vielleicht um den Nachruhm gekommen, habe aber den innern Trost: „magnum voluisse sat est“.

Am Strande erlebten wir eine Hölle Nacht. Ich hatte mich nach den Aufregungen des Tages zu Bett gelegt, als draußen ein Mordspektakel losging. Die getragene Melodie der Zarenhymne erklang von allen Seiten, nur schwer erkennlich, denn die russischen langmähnigen Studenten und Schüler in ihren abgeschmackten Uniformen, innig verbunden mit lettischen Kommilitonen, hatten sich patriotisch getrunken und sangen scheußlich und wild durcheinander. Die Hymne vom „rechtgläubigen Zaren, den Gott segnen soll“ wurde zu Fetzen gesungen, artete in Kriegsgeheul aus und umbrauste unser Landhaus. Daß ich Reichsdeutscher war, wußte das liebe Gesindel. Mir also galt die mißhandelte Hymne, mit deren gedanklichem Inhalt ich nie, weder im guten noch im bösen, etwas zu tun gehabt hatte, schon aus dem Grunde, weil kein gedanklicher Inhalt drin ist. Die Hymne in ihren Variationen hatte den Erfolg, daß ich gallig gelaunt aufstand, meinen Revolver, eine Handvoll Zigaretten und die Lampe nahm, mich auf der Glasveranda hinsetzte und blutdürstig auf Taten harrete. Die bellende und heulende Meute dummer Jungen harrete ebenso des Ausbruchs von Taten, so harreten beide Teile, ich still und rauhend, jene laut und

fauchend. Es ist zu keinem Gemegel gekommen. Der Heldenmut der Belagerer tobte sich nach einer Weile aus im Herunterschlagen der Zementkugeln von den Pfosten des Gartenzauns, die Kaiserhymne verplätscherte heiser im Dunkel der Nacht. Ich war gerettet und die Bande auch. Der nächste Tag sah mich mit Frau und jüngster Tochter auf dem Abschiedswege nach Riga; alles blieb stehen und liegen wie es stand und lag; federleicht war unser Umzugsgepäck, und wir haben nur die Erinnerung an die schönen Sommermonate am lieben baltischen Meere mitgenommen und in dankbarer Seele bewahrt. Das meiste der Einrichtung hat später unser Schwiegerohn in Riga unter Gefahr gerettet, einiges hat der patriotische Sinn der Nachbarn gestohlen.

In Riga gabs allerlei anmutige Neuigkeiten. Die Reichsdeutschen waren den Vereinigten Staaten als Protektoratmacht unterstellt; dies ließ das beste hoffen, denn Wilson war noch „ein ehrenwerter Mann“; sie erhielten die freundliche Einladung, sich gütigst ein Gouvernement jenseits des „Mütterchens Wolga“ auszusuchen, wohin sie mit Saß und Paß, soweit es tragbar und transportabel war, übersiedeln sollten. Es war alles so anders und radikaler als in früheren Kriegen und als nach der erreichten Kulturhöhe der christlichen Menschheit zu erwarten gewesen wäre.

Die sogenannten Kulturstaaten haben die Gepflogenheit, nach längeren Kriegen oder wenn sie den Eindruck bekommen haben, daß einer aus ihrem Konzern sich bei einer Gelegenheit moralisch besonders ruppig gezeigt hat, einen sittlichen Raßenjammer zu empfinden. Dann kommen sie in ihren Auslese-Exemplaren zusammen, in neuerer Zeit meist in Genf, geben die Erkenntnis in wohlherwogenen diplomatischen Säßen zu Protokoll, daß das Betragen dem zeitweiligen Feinde gegenüber mit dem Christentum nur wenig harmoniere und nichts weniger als Kulturhöhe verrate, und beschließen, daß dergleichen Barbareien, wie Dum-Dum-Geschosse, Konzentrationslager, Einziehung des Privatvermögens, giftige Gase usw. in Zukunft zu vermeiden seien. Die darüber vereinbarten Säzungen werden dann paraphiert und in Gutachten und Gesetzen verankert, es werden heilige Allianzen, Haager Friedenspalast, Völkerbund errichtet, und alles ist voll erhabener Zufriedenheit, denn man ist Gott dem Herrn und seiner Gerechtigkeit um ein Stück näher gekommen. So entstehen wundervolle „documenta humana“ mit der Aufschrift: „nicht anfassen, nur besehen!“ Sobald es zur praktischen Anwendung kommt, werden all die schönen Ab-

machungen zu Phrasen, um welche die brutale Wirklichkeit sich der Teufel kümmert.

Im Altertum und Mittelalter waren die heidnischen und christlichen Völker im Kriege annähernd ebenso grausam, rachsüchtig wie die heutigen „Kulturnationen“, aber sie waren weniger verlogen und hingen ihren Scheußlichkeiten kein moralisches Mäntelchen um, erschlugen, verbrannten und wüsten nicht im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Sittlichkeit, des Schutzes der Unterdrückten und Schwachen, sondern aus Überzeugung und vermeinter Notwendigkeit. Die seligen Spartaner haben ihre *ἔξελαιαι*, ihre Fremdenausweisungen, niemals mit einem Worte entschuldigen zu müssen geglaubt. Heute muß der liebe Gott herhalten, um die Bestalltäten der Menschen nicht nur zu decken, sondern zu rechtfertigen, und die närrischen Menschen tun so, als glaubten sie den Unsinn.

Ich ging am Tage meiner Rückkehr vom Strande ins deutsche Konsulat. Es war umlagert von Hundert und aber Hundert deutscher Reichsangehöriger aus Liv- und Kurland, die, von Haus und Hof vertrieben, auf dem Wege nach der Wolga vom Konsulat Rat, Geld, Essen und Fahrgelegenheit forderten. Es fehlte nicht an Vorwürfen und Flüchen gegen die deutsche Regierung, die nicht zu rechter Zeit gewarnt hätte. Diese Vorwürfe trafen in Ermangelung von Konsul und Reichskanzler mein schuldloses Haupt, während der amerikanische Konsul-Protector verlegen lächelnd daneben stand; er war des Deutschen nicht mächtig. Ich mußte den Dolmetscher machen, und so habe ich dolmetschend schwerste Tage durchlebt. In meinem langen Leben habe ich nie in einen solchen Abgrund von Elend hineingeblickt. Alte Frauen, die bessere Tage gesehen, mittellos und verzweifelnd, Mütter mit Kindern an der Brust, tobende Männer, die nach Deutschland ins Heer wollten und nicht mehr konnten, Jungen und Mädchen klappernd vor Hunger — es war ein Höllenbild!

Mit unserem Vereinschahmeister Otto Spilker, der sich um die wirtschaftliche Seite der Vereinstätigkeit die allergrößten Verdienste erworben und auch später in Berlin eine umfang- und segensreiche Tätigkeit im Interesse der aus Rußland ausgewiesenen Deutschen ehrenamtlich entwickelt hat, wofür ihm der „Dank des Vaterlandes“ in Gestalt eines Anerkennungsdocuments und des Desinteressements an einer nennenswerten Entschädigung für den Verlust seines sehr großen Vermögens zum Ausdruck kam, so daß der Mann jetzt in hohem Alter

dem nichts gegenübersteht — mit diesem unserem Schatzmeister also hob ich aus den Banken Rigas, was von dem Vermögen des Reichsdeutschen Vereins zu heben war, und verteilte es unter die Notleidenden. Es ging dabei um Kopf und Kragen, denn daß Reichsdeutsche Gelder aus den Banken hoben, war strengstens untersagt, aber „where is a will, there is a way“, und wir waren mit den Direktoren der Banken persönlich bekannt. Diese Schieberei haben wir beide bis jetzt nicht bereut.

Auch ich bekam die freundliche Einladung zu einer instruktiven Reise nach dem Osten Rußlands. Mein Sehnen ging weniger nach dem Mütterchen Wolga als nach dem Vater Rhein. Ich ging nach Empfang der Einladung zu dem Zivilgouverneur, den ich von der Krakenbank und mancher guten Flasche her kannte, und trug ihm mein Gesuch vor, vorläufig noch in Riga bleiben zu dürfen. Nach wenigen Tagen erhielt ich die Erlaubnis und blieb. Mein nächster Gang führte mich zu dem Kurator des Lehrbezirks, dem ich amtlich erklärte, daß die vier reichsdeutschen Schulen aufgelöst seien. Diese Erklärung wurde auf Amtsbogen protokolliert und unterschrieben. Mit Wehmut setzte ich meinen Namen unter das Dokument, ich begrub damit mein Lebenswerk in Riga. Wie jeder Narr, so mußte auch das russische „Ministerium der Volksaufklärung“ das letzte Wort behalten und teilte mir nach 14 Tagen amtlich mit, das Ministerium habe die vier reichsdeutschen Schulen geschlossen. Ich habe dieses ministerielle Papier in den Ofen gesteckt.

Und wir vegetierten weiter, so weit wir noch als Reichsdeutsche zusammen waren; das Häuflein war klein geworden. Die Baiken mieden unsere Gesellschaft, wir waren verfehmt, und sie wollten sich nicht kompromittieren. Es war verständlich.

Wir versammelten uns in jenen Tagen in einer Stärke von höchstens einem Duzend an jedem Nachmittag, den Gott werden ließ, in der Wohnung unseres oben schon rühmlich genannten Schatzmeisters, tranken ihm seinen genial assortierten Weinkeller leer, damit sein unverstandener Inhalt nicht in Russenfehlen gerate, berieten des Vaterlandes und die eigene Notlage und schützten diese unsere Versammlungen vor polizeilicher Auflösung und Verhaftung der Mitglieder durch Hinzuziehung eines russischen Polizisten höherer Sorte, denn unser Gespräch gleichgültig, die Weine dagegen vollgültig waren, er war bald ganz ungefährlich, erhielt noch ein Trinkgeld von zehn Rubeln, und dann zog es ihn in die nächste Kneipe; wir aber hatten

der feindlichen Außenwelt gegenüber getagt unter Polizeiaufsicht. Russische Polizisten können unter geschickt benutzten Umständen ganz nützliche und brauchbare Personen sein.

Peinlich aber waren die sich häufenden Hausdurchsuchungen bei Tage und bei Nacht. Sie machten nervös, da kein Mensch wußte, woraus ihm gelegentlich ein Strich gedreht werden konnte. Zu Hause vertrieben wir uns die Zeit mit der geistreichen Beschäftigung, alles zu verbrennen, was in irgendeiner Weise bei vorausgesetztem bösen Willen hätte mißdeutet werden können, und so sind wertvolle Schriftstücke und Belege, alle Nachweise des Vereinsvermögens, kostbare und künstlerische Adressen und v. a. in die Flammen gewandert. Auf das Vereinsvermögen war es besonders abgesehen, denn Bargeld zieht den Russen an. Die hausdurchsuchenden Polizisten betrugten sich oft recht roh, kamen sich maßlos gewichtig vor, standen meist stark unter Alkohol, so verboten sein Genuß auch war, und randalierten in der Wohnung. Einen dieser Wichtigtuer beförderte ich mit zarter Arm- und Fußgewalt an die Außenwelt, eine Tat, die er mit Hochachtung quittierte. Es war eine schlimme Zeit, in der man jeden Augenblick der Verhaftung gewärtig sein mußte, und in der jede Stunde Telegramme neue Niederlagen der deutschen Heere meldeten. — Der Tag der Sonnenfinsternis wird uns in seiner bleiernen Last und seinem mythischem Graun nicht aus der Erinnerung weichen: Wie fahle Schleier strich es vom Himmel nieder über die Stadt; Todeskühle senkte sich auf dunkelnden Schwingen zur Erde. Gleich Schemen, die der letzten Fahrt über den Styx harren, die sie in den Hades führen wird, standen die Menschen in den Straßen. Da durchdröhnte Donnergewölke der zum Güterbahnhof rasselnden Munitionswagen das gespenstische Schweigen; in Kolonnen zogen ihrem Verhängnis entgegen die russischen Soldaten und sangen ihre wehmütigen Lieder der Steppe, und über ihnen schwebte der Tod.

Gegen Ende des August meldete ein Frühtelegramm die Schlacht bei Tannenberg mit den vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch unterzeichneten Worten: „Erste Niederlage des russischen Heeres in Ostpreußen.“ Um elf Uhr wurde dieses Telegramm polizeilich eingezogen. Jetzt wurde der Aufenthalt in Riga peinlich. Eine Tatarennachricht jagt die andere. Die skandinavischen Länder sollten Rußland den Krieg erklärt haben. Das verbreitete Panik in der zahlreichen skandinavischen Kolonie. Mein norwegischer Schwiegersohn brachte unsere Tochter mit ihren beiden kleinen Kindern, sowie sie standen

und gingen, auf ein dänisches, mit Holz beladenes Frachtschiff; der Abschied von unseren lieben Kindern schien ein Abschied auf immer, und als unser vierjähriges Entelchen sich noch auf der Treppe umkehrte und weinend ausrief: „Bei Großmama bleiben!“ da packte der Menschheit ganzer Jammer uns an. Sie sind durch Gottes sichtbaren Schutz durch Minenfelder und abgrundtiefe Not glücklich nach Drontheim gekommen. Wir hörten es erst in Schweden, und haben nie im Leben der schützenden Gottesmacht so inbrünstig gedankt. Not und Leiden führen läuternd zu Gott und lehren beten zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt.

Endlich kam Anfang September die Erlaubnis zur Ausreise für Reichsdeutsche über 45 Jahre; jetzt begann die Odyssee der Paßbesorgung: Ich bin niemals in meinem ganzen Leben liebenswürdiger gewesen, als damals den Paßbeamten gegenüber, die plötzlich nur noch russisch zu sprechen und zu verstehen wußten, und nur noch im Nehmen die alten geblieben waren; ich habe aus naheliegenden Gründen auch nie so reichlich mit 10- und 25-Rubelnoten um mich geworfen; dafür wurde aber auch Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit mit schönstem Lohne entgolten: Nach zwei Stunden knisterten die lebenswichtigen Papiere in meiner Tasche, die amtlich bestätigten, daß meiner Ausreise oder meinem Ausreißen nach Deutschland über Petersburg und Finnland kein Hindernis im Wege stehe. Es war aber für mich und meinen Freund Spilcker die allerhöchste Zeit zu verschwinden, denn die russische Behörde war auf die Spur der Missetäter gekommen, die ihr einen großen Teil des reichsdeutschen Vereinsvermögens durch die Nase gedreht hatten; den auf unsere Verhaftung ausgesandten Häschern verwischte mein Sohn geschickt die Spur, die sie tagelang ohne „Sals zu geben“ verfolgten.

Die letzte Flasche Abschiedsjeft war getrunken, dann das aller-
notwendigste zusammengeframt, was sich darstellte als ein Köffchen mit Wäsche, um im Vaterlande etwas mehr als reichspräsidentliche Badehosen am Leibe zu haben, und am 9. September sagte ich mit Frau und jüngster Tochter der alten liebgewordenen Stadt Riga Valet. Was wir sonst besaßen, blieb zurück in Gottes und meines Schwiegerohns Hut, der vorläufig ungefährdet war, da ihn als Balte, die russische Untertanschaft schützte. Was an Silberschätzen in den Banken lag, ist von den Russen „evakuiert“ worden. Laß fahren dahin! Sohn und Schwiegertochter hielten sich noch durch allerhand ver-

schmitzte Mittel in Riga, bis beide der Regierung doch allzu verdächtig und für den Bestand des Reiches zu gefährlich erschienen und sie im November an die fisch- und fieberreichen Mündungen der Wolga verschickt wurden. Zwei Jahre lang haben wir nichts von ihnen gehört und gewußt.

Von unserer Tochter, die vor Kriegausbruch nach Deutschland gereist war, hatte ein Gerücht gemeldet, sie sei bei einer Bergtour bei Partenfirch abgestürzt.

Unter trostlosen Abschiedseindrücken ging die Reise nach Petersburg, wo wir einen Tag Aufenthalt hatten; es war kein Ruhetag für uns am finnischen Bahnhof, denn immer neues russisches Publikum umkreiste uns mit neugierigen Blicken und drohenden Geberden. Ein deutsches Wort zu sprechen war gefährlich, und das Ganze war so unaussprechlich dumm, so echt neandertalmenschlich! Auch das ging zu Ende, und gleich Fürsten oder Mitgliedern des Reichstags fuhren wir I. Klasse durch das schöne Land der tausend Seen bis zu dem kleinen Hafenort Raumo. Wir hatten es alle eilig und bestiegen sofort einen kleinen, durch luxuriöse Einrichtung nicht auffallenden finnischen Dampfer, der uns unter dem Ehrengleit eines russischen Kriegsfahrzeugs über die Dreimeilenzone führte; hier kehrte uns das Kriegsschiff und wir dem Kriegsschiff das Hinterdeck zu. Ein tiefes, befreites Aufatmen, es wäre fast zu einem jubelnden Jodler gekommen, aber wir waren Kinder des Flachlandes, und die jodeln nicht, wir ersetzten das in diesem Augenblick durch herzhaftes Fluchen auf Rußland; das wirkte auch erlösend.

In Stockholm, wo wir Passagiere mit beispielloser Gastlichkeit aufgenommen und von dem schwedisch-deutschen Hilfsomitee in wahrhaft rührender Weise betreut wurden, war alles in höchster Erregung und Begeisterung über die sich jagenden Nachrichten von märchenhaften deutschen Erfolgen, die in unglaublich kurzer Zeit die deutschen Heere bis unter die Mauern von Paris geführt hatten.

Am Tage nach unserer Ankunft ballten sich aufgeregte Menschenmassen vor den Redaktionen der Zeitungen; die Flucht der französischen tapfern Regierung aus Paris war spöttisch belacht worden, und jetzt erwartete das schwedische Publikum ungeduldig und nervös die Meldung von der Kapitulation der französischen Hauptstadt; alles drängte erwartungsvoll nach vorn und wollte und wollte es nicht glauben, daß die Deutschen den Rückzug von der Marne angetreten hätten. In den Men-

schonhausen wurde es stiller und stiller, die freudig gespannte Erregung ebhte ab, und die Leute gingen enttäuscht und traurig davon. Auch uns Heimkehrenden fiel ein Schatten in unsere Freude über die Rettung aus russischer Not. Wir sehnten uns heim ins Vaterland, selbst die schöne und freundliche Mälar Königin konnte uns nicht mehr halten, und nach köstlicher Eisenbahnfahrt durch das Land alter Kultur, unser Ahnenland, und ruhiger Überfahrt nach Sahnig standen wir endlich auf dem Boden des Vaterlandes, voll und froh des Gedankens: du gehörst zu deinem Volke erst recht im Wettersturm von Gefahr und Not.

In Berlin herrschte die Stimmung knirschender Erbitterung über den uns aufgezwungenen Krieg, den jeder einzelne seit des englischen Eduard Einkreisungsplan hatte kommen sehen, die Überzeugung, es handle sich um Sein und Nichtsein, der finstere Ernst unnachgiebiger Entschlossenheit. Die Tage, an denen stündliche Siegesnachrichten berauschend wirkten, wurden seltener, der Rückzug von der Marne warf Schatten auf Stimmung, die Weißglut der Begeisterung, die in den Augusttagen von der Memel bis zum Wasgenwalde sprühte und sogar den Sozialdemokraten ihre heiligsten Programme versengte, war abgekühlt, und mit einer Art von schmerzhaftem Lächeln quittierte man den gewagten Soldatenscherz der Aufschrift auf Transportwagen: „Hier werden Kriegserklärungen angenommen.“ Diese Stimmung spiegelte sich wieder in der Volkskundgebung an dem Denkmal des Fürsten Bismarck: Als nach Reden, die nur die Nächststehenden verstanden, und die deshalb auch ungehalten hätten bleiben können, ohne weiteren Nutzen oder Schaden zu bringen, die Musik feierlich-ernst das „Niederländische Dankgebet“ intonierte, da entblöhten sich die Häupter, und manchem starken Mann verschlug aufsteigendes Schluchzen die Singstimme. Still ging alles heim.

Wir fanden unsere Tochter wieder, die im Hotel auf uns wartete. Unser norwegischer Schwiegersohn war in der Ostsee einer freundlich-dringenden Einladung des Kommandeurs eines deutschen Kanonenbootes gefolgt, sich lieber die schöne und interessante deutsche Stadt Danzig anzusehen, als sich mit dem finnischen Dampfer versenken zu lassen. Verständigerweise hatte er mit herzlichem Dank die Einladung umso lieber angenommen, als ihm das Baden im Meere ärztlicherseits verboten war. Über Danzig nach Berlin kommend hatte er unter den Linden, wo sich einst Bekannte aus fernsten Erdteilen mit größter Bestimmtheit zu begegnen pflegten, seine Schwägerin getroffen und ihr mitgeteilt, wir Eltern seien nicht in der Gegend vom Baikalsee,

sondern auf dem kürzeren Wege über Schweden nach Berlin. So waren die beiden noch ledigen Töchter wieder geborgen unter dem Schuß ihrer Mutter.

Einer meiner ersten Gänge in Berlin galt dem Dezernenten für Auslandschulen im Auswärtigen Amt. Mit der nötigen Ehrfurcht betrat ich das äußerlich nicht vielversprechende Gebäude in der Wilhelmstraße und wurde von dem mir schon bekannten freundlichen Herrn wohlwollend, wenn auch nicht mit überströmender Herzlichkeit empfangen. Ich habe ihm das nicht verübelt, denn wer empfängt mit strahlender Freude Menschen, die mit einem gewissen Nachdruck Forderungen stellen! Nach kurzem Gespräch, woran sich ein etwas längeres Ferngespräch mit dem Kultusministerium schloß, wurde ich hierhin geschickt und erfuhr von einem ebenfalls wohlwollenden Geheimrat zunächst, daß es recht schwer sei, mich unterzubringen. Ich habe es immer im Gespräch mit vorgesetzten Behörden für richtig und klug gehalten, zunächst ihre Bedenken und Gründe, die immer feil sind wie Brombeeren im Herbst, mit einem glaubwürdigen Schein von Überzeugung zu billigen und mit einem schamhaften Seufzer zu begleiten. Das gefällt und macht den Eindruck eines verständnisvollen Mannes, der es wohl zu schätzen weiß, wie schwer die Herren es im Amt haben. Man hüte sich, bei der dann entstehenden Pause zu sprechen und etwa mit Gedanken und Vorschlägen zu kommen; die vorgesetzten Behörden haben selbst Gedanken und machen selbst Vorschläge; man schlage am besten die Augen nieder und denke an die Wahl des Bratens beim Mittagessen; dieser Gedanke veredelt die Züge des Bittstellers, ohne eine Spur von Ungeduld oder Anmaßung aufkommen zu lassen. Ich tat das auch und hörte den Vorschlag, in Hannover am Kaiser-Wilhelmgymnasium aushilfsweise die Stelle eines Philologen zu übernehmen. Remunerierte werde die Tätigkeit mit 2700 M. für das Jahr, wozu noch 850 M. Wohnungszuschuß komme. Ich nahm den Vorschlag an, denn Hannover ist eine Prachistadt und unser Reiseföfferchen barg außer dem bischen Wäsche keine Gold- oder Silberbarren. Als ich aber nun auch noch von der Möglichkeit einer „definitiven“ Anstellung anhub zu reden, wurde ich mit Hast in das Amtszimmer eines anderen Geheimrats abgeschoben, der dafür „zuständig“ sei. Dieser andere Geheimrat machte denselben wohlwollenden Eindruck, der sogar in das freundlich-familiäre hineinspielte durch den Duft einer Zigarre, der an die frohe Verdauungsstunde nach sonntäglichem Mittagessen gemahnte,

in der sogar preußische Geheim- und vortragende Räte zu Weib, Kind und sich zu sagen pflegen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ Raum aber fing ich an, von der Möglichkeit „definitiver“ — sprich heute „planmäßiger“ — Anstellung zu reden, so fing er an zu lachen, daß die Zigarre begann, es mit dem Fallgefäß zu bekommen, und meinte wohlgelaunt: „Aber Mannchen, Sie sind, wie Sie sagen, 64 Jahre alt, Ihrer definitiven Anstellung stehen Dornenhecken von Erlassen und Verordnungen entgegen.“ Ich begleitete diesen Ausspruch meinerseits auch mit wohlgelauntem Lächeln, erzählte dann noch nach Aufforderung scherzhaftes aus dem russischen Schulleben, was so gefiel, daß noch schnell zwei andere Geheimräte herangeholt wurden, um sich an der Schilderung der Tätigkeit des russischen Ministeriums der Volksaufklärung zu erbauen, und gewann dabei den Eindruck, daß die Räte des Kultusministeriums so arbeitsüberhäuft sein müßten, daß sie in den Amtsstunden keine Minute zu verlieren hätten. Ich verließ das Ministerium „Unter den Linden“ in dem Gefühl mäßiger Zufriedenheit über den Mißerfolg meiner eventuellen definitiven Anstellung. Eine Festung fällt nicht beim ersten Sturm, und in eine Dornenhecke von Erlassen und Verordnungen legt niemand so leicht eine Bresche; aber ich war vorläufig untergebracht und hatte „letzten Endes“ Zeit. Ich bitte den freundlichen Leser um Entschuldigung für die Anwendung des blühenden Blödsinns „letzten Endes“; ich habe damit nur beweisen wollen, daß ich nicht ganz erfolglos Ministerreden und ähnliche sprachbereichernde und -veredelnde Stilleistungen gelesen habe.

In Hannover habe ich ein Jahr hindurch die Freude froher Tätigkeit am Kaiser Wilhelmsgymnasium gehabt. Unter den Amtsgenossen bin ich einigen seelisch näher getreten und habe vor den meisten Achtung gewonnen; des trefflichen Direktors Geheimrat Mücke gedenke ich in Liebe und Dankbarkeit, denn bei meinen wiederholten schriftlichen und mündlichen Angriffen auf die genannte Dornenhecke von Erlassen und Verordnungen, die meiner Aufnahme in den preußischen Schuldienst im Wege standen, war er der geschickte und erfolgreiche Schrittmacher, und nachdem mich ein Provinzial-Schulrat mehrfach in meinen Unterrichtsstunden besucht, gemustert und gewogen, mir auch gelegentliche pädagogische Winke gegeben hatte, deren Zweckmäßigkeit und Richtigkeit mir schon vor Jahrzehnten fraglich gewesen waren, erhielt ich die amtliche Mitteilung, ich sei als kgl. preußischer Oberlehrer an das Goethegymnasium in Hannover überführt worden. Das Schuljahr,

das ich hier zugebracht habe, ist mir in nicht so froher Erinnerung geblieben.

Die Schönheit der Stadt, die prachtvolle Umgebung, die wertvollen Menschen, denen ich und die Meinigen haben näher treten dürfen, haben uns geholfen vieles zu ertragen, was hätte niederdrücken können, abgesehen von der allgemeinen sich steigernden Not des furchtbaren Krieges: da war es vor allem die Unbekanntschaft mit dem Schicksal unseres Sohnes und seiner Frau, unserer in Riga zurückgebliebenen ältesten Tochter mit Familie und auch die ungewohnte äußere Beschränkung, gegen die mein Oberlehrergehalt einen erfolgsarmen Stellungskrieg führte, und der Mangel eines eigenen Heims. Unsere beiden Töchter in Hannover machten sich nützlich, die eine als Schwester in der Stadt, dann in schwerem Dienst in Wilhelmshaven, die andere als Lehrerin am Kaiser-Wilhelmgymnasium; trotzdem wick das graue Schwesternpaar Sorge und Not nicht von der Schwelle unserer möblierten Wohnung, und als es einmal so weit kam, daß meine Frau vor Unterernährung einen Ohnmachtsanfall auf der Straße hatte, da wollte ich am liebsten diese Gotteserde gegen den Mond sprengen, ein Experiment, das, selbst wenn es gelänge, doch nicht satt gemacht hätte. Ich folgte also dem Beispiel meiner Frau, welche die allen gemeinsame Not mit Zukunftsglauben still ertrug, und so hungerten wir uns fettlos und marmeladenfroh durch und wurden schlank wie Lilienstengel, was uns gut stand.

Die Sommerferien 1915 verlebten wir in einem bescheidenen, aber hübsch gelegenen Dörfchen in der Nähe von Bad Pyrmont. Ein Telegramm aus Berlin meldete die Ankunft von Sohn und Schwiegertochter aus der Verbannung im Wolgadelta. Wir waren fassungslos vor Freude und warteten fieberhaft auf das angekündigte Eintreffen der Kinder. Aus der russischen Verbannung loszukommen war ein Kinder spiel im Vergleich zu der Mühe, in Berlin unseren Aufenthalt auszubaldowern. Mein Sohn erkundigte sich dort bei einem meiner Freunde nach uns; er traf nur dessen Gattin an, die ihm auf seine Frage entgegnete, sie wisse meine genaue Adresse zwar nicht, aber sicher sei, daß ich in den Pyrenäen hause. Die gute Frau hatte Pyrmont mit den Pyrenäen verwechselt. Das kommt von der mit Unrecht so beliebten Sucht, aus etymologischen Gleichklängen gewagte Folgerungen zu ziehen. Wenn aber ein englischer Lord in dem ägyptischen Serapis den englischen Sir Apis sieht und auf Grund etymologischer Equili-

bristit in ihm den Mnenbullen der englischen Gentry, so kann es der schlichten deutschen Frau zugute gehalten werden, daß sie den immerhin bedauerlichen geographischen Mißgriff machte.

Die Freude des Zusammenseins mit Sohn und Schwiegertochter dauerte nicht lange. Man fing bald seitens der Militärbehörde an, sich für meinen Sohn mit ungewöhnlicher Wärme zu interessieren. Die gelben Papiere, welche die militärische Untauglichkeit bescheinigten, hatten ihre Gültigkeit verloren. In der Not des Vaterlandes war das begreiflich, weniger begreiflich fand mein Sohn dagegen bei der Untersuchung in Hannover das unqualifizierbare Betragen des Militärarztes und der Militärpersonen bei dieser Prozedur, die bedenkliche Erinnerungen an die Lektüre der Schilderung früherer Sklavenmärkte wachrief. Barschheit im Ton und Ungezogenheit in der Behandlung von Leuten, die man zum erstenmal im Leben sieht, gehören ohne Zweifel nicht zu den wesentlichen Eigenschaften militärischen Betriebs, und tausendfältige Beispiele beweisen, daß es unter Anwendung der gegenteiligen Eigenschaften noch besser geht. Auf meinen Rat, dergleichen Kasernengepflogenheiten mit Humor zu ertragen und immer daran zu denken, daß der Offiziersrock auch auf jugendliche Mediziner betörend wirke, wie auch in Kriegszeiten auf manche geistig arme Seelen, die nach Erstickung des Einjährig-Freiwilligenpapiers bei großer Nachfrage in diesen Rock gesteckt werden müssen, reagierte mein Sohn mit dem Kopfschütteln des Unverständnisses und bedauerte nur die Unwahrscheinlichkeit eines zeugenlosen privaten Zusammenkommens mit einem dieser Herren, die in der Brünne der militärischen Disziplin unverwundbar sind.

Ich war also tgl. preußischer Oberlehrer geworden. Als solcher figurierte ich denn auch im Kunze-Kalender, dem von neu ernannten Direktoren, Professoren, Oberlehrern mit Behagen und Fleiß gelesenen Buche, das zuverlässige Nachricht gibt von allen Geschehnissen des pädagogischen Betriebs im Kultusministerium und der kleinsten „Anstalt in Entwicklung“. In diesem Buche prangte mein Name mit meinem Geburtsdatum, dem in Rußland mir zugefügten Titel eines Staatsrates nebst dem russischen Stanislaus- und preußischen Roten Adlerorden an erster Stelle der Oberlehrer. Ich war ein Unikum und fiel auf: Ein Menschenkind von 65 Jahren, über die Masse emporgeloben durch den Roten Adlerorden — man denke nur den „Roten Adlerorden“, wenn auch vierter Güte — und dabei erst Oberlehrer!

Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen! Kurzum, die Sache war genierlich und mußte aus der Welt und dem Kunze-Kalender verschwinden. Dem Kultusministerium schien es also zweckmäßiger zu sein, mich unter den Direktoren als letzten, als unter den Oberlehrern als ersten figurieren zu lassen. Es kam zunächst die „vertrauliche“ Anfrage, ob ich geneigt sei, eventuell den Posten als Direktor des königl. Gymnasiums zu Friedeberg in der Neumark zu übernehmen. Ich war geneigt, denn schon der Name war anheimelnd an sich und dadurch, daß der Ort mir ebenso unbekannt war, als anderen Menschen der Name meiner Vaterstadt Moers. Ich durchstöberte geschichtliche, geographische, ethnologische und literarische Quellen, um mich über Friedeberg zu informieren. Der Ertrag dieser Studien war weniger reich als erfreulich: Friedeberg ist eine Kreisstadt, — das war Moers auch. Es hat eine konstante Bevölkerung um 4000 herum, — gleich also auch hierin meiner Vaterstadt. Es liegt in einer Ebene wie eine Erbse auf einem Teller — ich sehe dich wieder, holdseliges Moers. Es hat keine namhaften Fabriken und keine Wasserleitung, — ganz wie bei uns zu Hause, als ich noch kurze Hosen trug. Es hat nur eine lange und vornehme Straße, die Riehtstraße, — ich denke dein mit Wehmut, stolze Kirchenstraße meiner Heimatstadt, in deren Gassen zu kalter Winterzeit, wenn die Hauschweine ihres Daseins quiekendes Ende finden, rotfarbiges Eis das Auge des Naturfreundes erfreute ganz wie in Friedeberg. Hier Stadtmauer und an sie geklebte Hütten, deren Romantik in der Seele des bewundernden Mittelaltertumsfreundes streitet mit der Freude darüber, daß er hier nicht zu wohnen braucht, — in Moers Stadtgraben, dessen Dünste im Frühling und Sommer mit dem Duft der Blümelein in den Anlagen ringen. Freilich hat Friedeberg kein stolzes Schloß aufzuweisen, wie die Stadt meiner nicht weit zu verfolgenden Ahnen, diesen Mangel ersetzt es aber durch einen Vorort mit dem Namen „Hammellstall“. Das wirkt anfangs erschütternd als Vorort von Friedeberg, aber der Mensch gewöhnt sich an alles. So erinnerte mich vieles an Ort und Zeit meiner Kindheit und Jugend. Der Kreis meines Lebens schien in die Zeit meiner Jugend zurückzulaufen.

Mit schwerem Herzen und federleichtem Gepäck fuhren wir, meine Frau und ich, Ende September 1916 nach der neuen Heimat. Unsere beiden Töchter mußten noch in Hannover bleiben, die jüngste fesselte ihr Amt noch eine Weile ans Kaiser Wilhelmgymnasium, die ältere bereitete ihre Metamorphose von Schwester zur Braut vor.

Wer dem biblischen Alter nahe ist, hat es schwer mit dem Sicheinleben in neue Menschen, neue Behausung, und wir Alten hatten uns reichlich oft verpflanzen müssen; die Anpassungsfähigkeit läßt bei zunehmendem Alter in derselben Proportion nach, wie die Arterienverkalkung zunimmt. Einst vom Rhein an die Düna, von der Düna an die Nawa, dann wieder umgekehrt, durch den Krieg von der Düna an die Leine und schließlich von der Leine an die sanftmurmelnde Polka, die Friedeberg in ihrem kurzen Lauf schmeichelnd berührt, das verrät zwar germanische Wanderlust, ist aber etwas reichlich ausgefallen.

In Hannover hatten wir als möblierte Insassen anspruchslos vegetiert und den Begriff des „sweet home“ fast vergessen, deshalb sahen wir mit erwartungsvollem Humor dem möbellosen Zustande in den zehn Zimmern der Friedeberger Direktoratswohnung entgegen, die meiner Frau oben und mir unten gestatten würde, Fahrradübungen anzustellen, eine Aussicht, die meine Frau noch weniger schätzte als ich.

Dieser möbellose Zustand hätte mich fast in unheilbaren Zwist mit meinem Wiesbadener Freunde Otto Leverkus gebracht, mit dem mich gemeinschaftliche Jagd in Kurland und manche heitere Stunde und ernster Gedankenaustausch in Riga verbunden hatte. Der liebe Gott hatte ihn mit den sogenannten Gütern dieser Welt heimgesucht, deren Besitz nicht unbedingt unglücklich zu machen braucht, hatte ihn aber zugleich mit der seltenen Gabe begnadet, von jenen Gütern schönsten interhumanen Gebrauch zu machen. Und diesen Gebrauch begleitete er als Rheinländer mit echt rheinischem Humor. Nachdem er mir also brieflich ernste Vorhaltungen darüber gemacht hatte, mich in meiner Möbelverlegenheit nicht an ihn gewandt zu haben, traf pünktlich bei unserem Einzug in die gähnende Amtswohnung eine Möbelsendung ein, die Liege- und Sitzgelegenheit für verwöhnte Mitteleuropäer bot; zart sinnig war auch für Wandschmuck gesorgt durch Jagdstücke, die an gemeinsam verübtes Weidwerk erinnern sollten, und noch viel zart sinniger begleitete die Sendung eine Kiste Wein, der, in unserer Rheinischen Heimat gewachsen, den stimmbändergefährdenden Staub beim Einzug unschädlich zu machen bestimmt war. Es lag in dieser Bestimmung ein gewisser Hohn auf den Wohlklang meines Tenors, der noch von keinem Staubgeborenen hoch eingeschätzt worden ist, auch nicht von Freund Leverkus, mit

dessen Singstimme zu konkurrieren übrigens nicht einmal mir schwer geworden ist.

Als dann später nach der deutschen Eroberung Rigas der größte Teil unserer Rigaer Wohnungseinrichtung durch Maßregel der Reichsregierung und die Sorgfalt unseres Rigaer Schwieger Sohns in unseren Besitz zurückkamen, waren wir so reichlich ausgestattet, wie eine Schieberfamilie zur Inflationszeit. Auch die Amtswohnung konnte Eindruck machen. Sie hatte Eigenschaften, die erträglicher sind, wenn sie fehlen. Kühle und dabei feuchte Zimmer sind im allgemeinen weniger erwünscht und förderlich nur für den Schnupfen, der aber wieder nicht erwünscht ist. Solche Zimmer gab es; sie konnten trotz aller Kunst des kgl. Baurats nicht entwässert werden. Örtlichkeiten, die selbst der Kaiser ohne Begleitung zu besuchen pflegt, waren zwar planmäßig angelegt, aber zur Hälfte unbrauchbar, zur Hälfte allen Launen der Witterung ausgesetzt und verbreiteten Witterung schon von ferne. — Eine kunstvolle Wasserleitung reckte ihre Polypenarme durch das Haus und setzte neckisch die Küche unter Wasser, wenn sie einmal funktionierte, was sie selten genug tat. — Ein Badezimmer, mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet, war ein Raum, den wir mit berechtigtem Stolz allen Besuchern zeigten, aber weislich nur einmal zum Bade benutzt haben, denn die Wanne war eine Rohrrücklaufwanne und überraschte den Insassen durch Rücklauf des Inhalts der Sammelgrube, die alles Feuchte barg, was das Haus von sich gab. Ach, wie behende enthüpfte ich dem ersten und einzigen Bade! ganz anders wie einst die Jungfrau Aphrodite den schaumgekrönten Fluten. Deine Stube sei voll Sonne! Gewiß, aber wo hernehmen, wenn das Haus so wetterwendisch gebaut ist, daß Frau Sonne beim besten Willen nicht hineinzuschlüpfen vermag. — Aber der weinlaubgeschmückte Balkon! Er macht alle andern Nachteile wett! Tut er auch und ist ein lauschiges Plätzchen für sommerliches Träumen und Denken, so lange der gegenüberliegende bescheidene Park nicht wimmelt von Kinderwagen, kreischt von Kindermädchen und abends spät wiederhallt von dem Balzlaut selbiger Liebe. Es wimmelt und kreischt und wiederhallt dort aber immer, und nur ein kräftiger Regen räumt auf mit dem störenden Menschengetue, aber auch mit dem Balkonaufenthalt, und so ist eben alles eitel und Stückwerk auf diesem Erdenrund, auch die Amtswohnung eines kgl. preußischen Gymnasialdirektors, die in der Republik nicht besser und vollkommener geworden ist.

Und doch ist uns Haus und Gärtchen in lieber Erinnerung, denn die beiden Töchter, die noch unverheiratet waren, haben hier seeligen Brautstand verlobt und ihren Hochzeitstag gefeiert. Bei der älteren kam das nicht unerwartet, schon in Hannover hatte sich die Umwandlung des Schwestern- in den Brautstand vollzogen; die Verlobung unseres Nesthäkchens kam mir wenigstens unerwartet, weil ich von Eitelkeit geblendet naheliegendes nicht gesehen hatte: War da vor einer Reihe von Jahren ein deutschbaltischer Baron Schüler und Pensionär in unserem Hause gewesen. Ich hatte ihn als Schüler noch in klarer Erinnerung, weil er eine durchaus feindliche Stellung zu dem Heere der griechischen unregelmäßigen Verba eingenommen, im praktischen Leben dagegen große Anschlägigkeit gezeigt hatte. Zeit und Krieg hatten mich selten an ihn denken lassen. Um so größer war meine Überraschung und mein Stolz, als dieser junge Herr plötzlich bei uns auftauchte, nachdem es seiner Fündigkeit nach Verfolgung verwehrt Spuren gelungen war, unseren Bau zu finden. Mit Rührung betonte ich meiner Frau gegenüber die Anhänglichkeit und Treue des jungen Mannes seinem alten Lehrer und seiner Pensionsmutter gegenüber. Statt meine Anerkennung und Rührung zu teilen, erschien dann regelmäßig auf den Lippen meiner Frau ein Lächeln, das ich hätte „fatal“ nennen mögen. Eines Abends, als die Nachtigall im Park schluchzte und Bäckfische Liebeslieder sangen, und wir bei der zweiten Flasche „Bernkastler Doktor“ angekommen, fast soweit waren, zum Augenblick zu sagen „verweile doch! du bist so schön“, da bat mich dieser mein anhänglicher Schüler um die Hand meiner Tochter und fügte hinzu: „Mama hat schon eingewilligt“. Ich wurde also vor eine vollendete Tatsache gestellt und soll in meiner Verblüffung ein Gesicht gemacht haben, das beim Photographen nach Möglichkeit vermieden zu werden pflegt. Die Nachtigall schluchzte weiter, die Bäckfische sangen Liebeslieder, und wir versenkten uns in Herzlichkeit und Moselwein. Und über ein kleines, da flogen die Vöglein flügge aus dem Nest, und wir Alten blieben allein. Bei der Hochzeit unserer Jüngsten wurde ich noch freudig überrascht, als bei der Festtafel mein älterer Schwiegersohn, der „Landsmannschafter“ auf der Hochschule gewesen war, sich erhob und selbst froh mir die frohe Mitteilung machte, daß mir von der Bonner Landsmannschaft „Tuiskonia“, der Nachfolgerin der alten „Teutonia“, der ich als Student eine Zeitlang angehört hatte, das Band verliehen worden sei. Alle, meine Frau besonders, freuten sich

mit mir der schönen Überraschung, die mich wieder mit meiner Jugend verband. Es lief der Kreis meines Lebens zurück in die Jugend, und es gestaltete sich immer mehr zu einem βίος κύκλιος:

„Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
Doch waltet machtvoll über der Scheitel uns
Der Stern der Jugend fort.“

Mit der Einführung in mein Amt als Direktor des kgl. Gymnasiums in Friedeberg begann zu Michaelis 1916 die letzte Station meiner Lehrtätigkeit. Ich bin vorläufig der letzte Leiter des „königlichen“ Gymnasiums gewesen, und meine Bestallungsurkunde ist noch von Wilhelm II. selbst unterzeichnet worden und ist, weil im Feldlager ausgefertigt, für mich ein denkwürdiges Dokument, worauf der einführende Provinzial-Schulrat mich bei dem Aktus ganz besonders glaubte hinweisen zu müssen. Ich bin auch noch über zwei Jahre Direktor gewesen, nachdem in den „glorreichen“ Novembertagen 1918 „das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt“ hatte, — ich weiß bei dieser Scheidemannphrase leider nicht, worüber, es sei denn Treue und Ehre — und aus dem „königlichen“ ein „staatliches“ Gymnasium geworden war. Ich habe nie darüber nachgedacht aber mich oft gewundert, daß die vom König unterzeichneten Bestellungen von der republikanischen Regierung nicht konfisziert und durch „staatliche“ Dokumente ersetzt worden sind, da es doch für lebensnotwendigste Maßregel zum Schutze der Republik angesehen wurde, das verfeimte Wort „königlich“ von Schildern, Stempeln und Briefumschlägen zu tilgen. Ja, es hätte sogar das juristische Bedenken auftauchen können, ob die königlich angestellten Beamten nicht auch automatisch verschwinden müßten, um politisch glaubenstreuen republikanischen Beamten Platz zu machen. Dieses Bedenken ist nicht sofort entstanden, wahrscheinlich aus Billigkeitsgründen und der Überlegung, viele der bisherigen „königlichen“ würden über Nacht ihr bisher latentes republikanisches und sozialdemokratisches Herz entdecken, was ja auch geschehen ist, und weiter im Hinblick auf das Säuberungsmittel des späterhin zur Anwendung zu bringenden Alterspensionsgesetzes.

An den sattsam bekannten Hemmnissen und Schwierigkeiten des Schulbetriebs im Kriege litt auch unser Gymnasium. Auch hier hatten sich als Kriegserfolg lange schon pensionierte Herren in mehr dankens- als anerkennungswerterweise wieder einstellen lassen. Sie mußten fein

säuberlich mit Handschuhen angefaßt werden und waren zum Teil Originale; viele pensionierte Schulmeister mausern sich zu Originalen seltsamster Art, wenn sie es nicht schon früher gewesen sind. So denke ich mit Lust an einen dieser Ersatzkollegen, der durchaus nicht mit seiner Ansicht hinter dem Berge hielt, er sei im Grunde genommen als Gelehrter kaum erreichbar, und die übrigen Kollegen seien Idioten und Walrosse. Auf dem Gebiet der Politik war er von unfehlbarer Weisheit und hatte herzliches Mitleid mit den damaligen deutschen Leitern dieses Ressorts; auch manche militärische Operationen hätte er anders und erfolgreicher gestaltet als die Firma Hindenburg und Ludendorff. Er selbst war durch Jahre und Erfahrung geläutert, und die menschlichen Affekte, wie etwa Eitelkeit, reichten so wenig an ihn heran, daß er, der zwei Semester als Ordinarius von Obersekunda gegläntzt hatte, sofort abzureisen drohte, als ich ihm das Ordinariat der Quinta zu übertragen wagte. Ich behauptete, volles Verständnis für seine Empfindung zu haben, setzte ihn wieder in seine Würde ein und bedauerte lebhaft meinen Mißgriff. Das erfüllte ihn mit Freude, er reiste nicht ab und hielt mich von da an für einen umgänglichen und taktvollen Menschen. Ein anderer Ersatzmann war Sachse, Philologe und die verkörperte Langeweile im Unterricht, den er auch durch das schönste Sächseln nicht zu beleben wußte. Seine Stunden waren für die Jungen eine geistige und körperliche Erholung. Dabei war er im Gegensatz zu seinem Ersatzkollegen die rührendste Bescheidenheit, rauchte einen Tabak, der ihm eine „splendid isolation“ verschaffte, und strebte nach dem Titel „Schulrat,“ den er nicht bekommen hat, er ist ohne ihn in die Grube des Vergessens gefahren.

Im übrigen war mein Verhältnis zu den Kollegen und dieser zueinander korrekt und freundlich; zwischen Lehrern und Schülern herrschte kein Fehdezustand, und in den seltenen Fällen, wenn einmal Frau „Eris ihre Loden schüttelte“, half ausgleichendes Wort über Mißverständnisse hinweg. Die Jungen waren fast ausnahmslos frisch, naiv und unberührt von dem Meltau, der besonders in Großstädten schon früh auf die Seele der Jugend fallen kann, und brachten es an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht sehr weit über das Mittelmaß, natürlich mit Ausnahme einiger Musterschüler, die ich mein ganzes Lehrerlebenlang mit Mißtrauen und Sorge betrachtet habe, und die sich nur zu oft schon in den Schuljahren auszugeben pflegen. Allen Jungen gleich aber war glühende Vaterlandsliebe und Verehrung für das

Königshaus der Hohenzollern, denen ja die Neumark so vieles zu danken hat. Und dieses echt konservative Gefühl der Dankbarkeit und Liebe zum angestammten Herrscherhause hat auch der Wirbelsturm der „glorreichen“ Novemberrevolution nicht aus den Seelen der Neumärker wegblasen können und trat so entschieden auch bei den Jungen des Gymnasiums in Erscheinung, daß sie allen Respekt vor den grundstürzenden Erstlingserlassen des vorgeordneten „Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ unter Leitung des sozialdemokratischen Götterpaares Adolf Hoffmann und Konrad Hänisch hintansetzten und die neuen Bestimmungen dieser Erstlingserlasse mit der Bezeichnung „Blödsinn“ abtaten. Jugend hat eben keine Tugend!

Besonders freundlich bin ich von den Bürgern der Stadt und den Gutsbesitzern der Umgegend, mit denen mich Amt oder gesellschaftlicher Verkehr zusammenführte, aufgenommen und behandelt worden, so daß ich und die Meinigen bald ein gewisses Gefühl der Zugehörigkeit und des Heimatlichen gewannen, so vieles wir auch, aus breiteren Verhältnissen kommend, entbehren mußten. Persönlich muß ich besonders dankbar sein für die Erlaubnis einiger Grundbesitzer der unmittelbaren Umgegend, auf ihrem Gebiete zu jagen, von der ich ausgiebig Gebrauch gemacht habe, bis jetzt Begleitererscheinungen des Alters „Hahn in Ruh“ geboten haben. Erfreulich ist es mir jedenfalls gewesen, bei meinen wildschonenden Streifen „durch die Wälder, durch die Auen“ die verbleibende Erinnerung an früheres Weidwerken auffrischen zu können. Möge die Umgegend des Städtchens auch keine alpine Großheit oder paradiesische Schöne aufweisen, liebgewinnen kann man sie doch, es kommt auf das Auge des Beschauers und seine Phantasie an; wer in bescheidener Blume am Rain, im wogenden Ahrenfelde, im schimmern-dem Veilach der saatenstühenden Schneebreiten und der klingenden Eisedecke des „Jenns“ Gottes wunderbaren Makrokosmos ahnend sieht, und alles, „was in schwankender Erscheinung schwebt, befestigt in dauernden Gedanken“, der findet allenthalben sein Genügen, am Amazonenstrom wie an der Polka. Du gestaltest dir selbst deine Welt, wie innerlich, so äußerlich.

Und mit ehernen Tritten schritt das Schicksal über die blutende Erde, und ahnungsschwer wurden unsere Herzen, wenn auch noch manchmal Siegesjubel himmelan stieg; so bei der Nachricht von der Eroberung Rigas. Mit wahren Indianergeheul stürzten die Jungen mit der frohen Kunde in mein Amtszimmer, patriotischer Stolz

strahlte von ihren Gesichtern, und hineinspielte unverkennbar die Freude der sicheren Befreiung von Unterricht an diesem Tage. Auch ich war für den Unterricht erledigt und ging ergriffen und still heim, und still und ergriffen preßten Frau und Tochter meine Hände. Endlich war der Traum erfüllt: Alt-Riga in deutschem Besitz und damit das ganze Baltensland, das alte Ordensland. Es war ein Traum!

Nach kaum 14 Tagen war ich auf der Fahrt. Da tauchte, von der Herbstsonne goldumstrahlt, der Petriturm, das Wahrzeichen der Stadt, vor meinen Blicken auf, breit zog die alte Düna zur See, dieselben Straßen, dieselben Häuser, dieselben Menschen, glorreich, glorreich! heut alles wie einst! Und doch nicht dasselbe Bild: Inmitten des Stromes lagen die Nasen der gesprengten Eisenbahnbrücke und machten voreinander die Abschiedsverbeugung; holzverschlagene, mißmutige Ladenfenster, knirschendes Glas auf dem Pflaster, Kampfspuren um und um; Bild einer erorberten Stadt, und mit einer gewissen Verlegenheit sahen die Leute den deutschen Offizieren und Soldaten nach, die nirgendwo beim Einzuge mit so schwärmerischer Freude und Befreiungsjubel begrüßt worden sind, wie damals in Riga an dem denkwürdigen Septembertage 1917.

Die Meinigen waren sprachlos vor Freude beim unerwarteten Wiedersehen: Tochter, Schwiegerjohn und zwei Jungen, die im Laufe der Kriegsjahre mir bis über die Achsel gewachsen waren, und siehe da! auch ein Kriegstöchterlein, das ich noch nicht gesehen! Da hörte ich denn mancherlei, was unter neuer deutscher Herrschaft nicht sonderlich gefiel und recht auffiel. Auch ich selbst hatte kopfschüttelnden Eindruck von meinem Besuch bei dem deutschen Gouverneur Exz. von Alten, der meine Visite mit freundlichem Wohlwollen empfing und in längerem Gespräch deutlich bewies, daß er nicht zu den gründlichen Kennern von Land und Leuten gehörte. Durch seine entgegenkommende Vermittlung konnte ich meine unwichtigen persönlichen Geldangelegenheiten in einer Bank Rigas im Handumdrehen ordnen, bezüglich des Eigentums der Reichsdeutschen Schulen wurde ich von Exz. von Alten an einen Offizier gewiesen, der mit inappellabel schneidigen Sätzen bewies, daß ihn die Materie sehr wenig interessiere, und daß er demzufolge über einen aner kennenswerten Umfang von Unkenntnis der früheren reichsdeutschen — ich glaube, das nennt man heute „Belange“ verfüge. Ich verzichtete auf das leider zu oft fragliche Vergnügen, aufzuklären und Interesse zu wecken, und machte ohne militärische Deckung

Entdeckungen über den Verbleib von Eigentum der reichsdeutschen Schulen, die mehr interessant als augenblicklich nützlich waren. Auch zur Neuordnung des Schulwesens waren Leute in die Provinzen geschickt, die über den gleichen Vorrat an gutem Willen wie an Unkenntnis von Land und Leuten und Schulverhältnissen geboten. Zwar hatte die Regierung eine ganze Reihe von Schulmännern zur Verfügung, die durch jahrelange berufliche Tätigkeit dortzulande die Fähigkeit hatten, auf dem Schulgebiet mit Erfolg zu wirken, aber ich denke mir, daß die hohe Regierungsweisheit solche Männer für voreingenommen gehalten hat und der Ansicht gewesen ist, daß die mitgegebenen „Richtlinien“ praktisch erworbene Sachkenntnis weit übertreffen. Es geht ja nichts über „Richtlinien“; wer ihnen vertrauensvoll folgt, leidet nicht unter der Last der Selbstverantwortlichkeit und kann, wenn auch die Trümmer des mißlungenen Werkes über ihn „Ist gerichtet“ ausrufen, die „Richtlinien“ mit göttlichem Erbarmen ausrufen lassen: „Ist gerettet.“

Nicht ganz ohne Staunen sah ich eines Tages im Wartezimmer der deutschen Schulbehörde in Riga einen lettischen Schulmeister als Kandidaten für eine neu einzurichtende deutsche Volksschule sitzen, den ich als argen Deutschenfeind und Revolutionär der Jahre 1905/6 kannte. Der Mann erhielt den Posten, denn der feldgraue Herr, der ihn anstellte, war ein ahnungsloser Engel, der den Teufel in Person ange stellt hätte, wenn er ihm nett entgegengetreten wäre. In solchen Kleinigkeiten also war man deutscherseits breit und weitherzig, dagegen peinlich genau in der Ausstellung wichtiger Papiere, wie eines Entlaufungsscheins für die Ausfahrt, den ich erst nach zweitägigem Bemühen ohne Entlaufungsbad bekam auf meine ehrenwörtliche Erklärung meiner Lauslosigkeit hin. — Für die vorsichtige Genauigkeit und das erstaunliche Verständnis unserer Befahungsbehörden liefert einen weiteren Beweis die Weigerung, mir meine Bücherei ohne vorherige genaue Zensur zuzustellen. Ich wandte mich als fgl. Gymnasialdirektor an das Provinzial-Schulkollegium in Berlin und verlangte unter Beifügung eines nicht schmeichelhaften Werturteils über jenes Verlangen, dafür sorgen zu wollen, daß unsere Verwaltung in Riga sich nicht lächerlicher mache als unbedingt notwendig sei. Das half, und ich bekam auch meine Bücher ausgehändigt, nicht aber ein lateinisch geschriebenes Büchlein über die Einrichtung der Villa eines reichen Römers aus der Kaiserzeit; dieses Büchlein war mir bei der Hinreise auf dem Zollamt be-

schlagnahmt worden, denn wie leicht birgt sich nicht in einer römischen Villa ein Geheimnis, das noch nach 2000 Jahren den Deutschen Gefahr bringen kann!

Bedenklich, beängstigend und verzweifelt hatten sich im Felde die Dinge gestaltet. Ein äußeres Zeichen dafür war uns besonders die Ablieferung der Kirchenglocken. Ihr Zerspringen beim Niederholen ließ in uns die Zuversicht zerspringen, und mit dem Sterbelaut der geborstenen Glocken starb dahin die Hoffnung auf Sieg und Gotteshilfe.

Mir gab die Einladung des „Armee-Oberkommando 8. Armee“ vom 22. Juni 1918 zu denken: „in Deutschland aufklärende Vorträge über Baltische Probleme zu halten, die die Vorteile der Angliederung des Baltischen Staates für diesen wie für Deutschland beleuchten“, eine Einladung, der nach längerem Briefwechsel mit dem Kriegspresseamt am 16. Juli die drahlische Benachrichtigung folgte: „Baltische Vortragsreise ist leider abgesagt worden“. In dem unmittelbar folgenden Briefe des Kriegspresseamts hieß es „daß das stellvert. Generalkommando bei der jetzigen Jahreszeit eine Veranstaltung von Vorträgen nicht für opportun halte und daher auf meine Tätigkeit erst im Herbst zurückgreifen werde, wenn die Vorträge wieder besseren Besuch versprechen“. Also Ende Juni dachte das Armee-Oberkommando 8. Armee noch an „eine Angliederung des Baltischen Staates“ an Deutschland und wollte die Angliederung durch Vorträge in Deutschland schmuckhaft machen, und Mitte Juli machte das Armee-Oberkommando die plötzliche Entdeckung, daß die zweite Hälfte des Juli und der August für Vorträge nicht besonders günstig sind. Diese Erfahrung dürfte auch dem Armee-Oberkommando nicht ganz unbekannt gewesen sein; und dieses „Zurückgreifen wollen auf meine Tätigkeit im Herbst“ klang doch gar sehr nach „façon de parler“. Es muß also ein ernsteres Bedenken dazwischen geraten sein, vielleicht die Ahnung des kommenden bitteren Endes. Die Ereignisse der nächsten Wochen bewiesen mir, daß von einem Zurückgreifen auf meine Vortragstätigkeit keine Rede mehr sein werde. Das bittere Ende war da.

Wer vermag ein endgültiges Urteil über die zwingende Notwendigkeit der Flucht des Kaisers nach Holland abzugeben! Wer kennt die Einflüsse, die da gewirkt haben! Wir stehen den Ereignissen mit verbundenen Augen und zeitlich in noch zu großer Nähe gegenüber und meinen, daß durch diese Flucht dem Begriff der Monarchie der schlimmste

Dienst geleistet worden sei, daß ein Kaiser und König, ein Hohenzoller, eben nicht fliehen dürfe, daß der große Friedrich für den alleräußersten Notfall den Trank bei sich gehabt habe „der eilig trunken macht“. Nach solchem Leben, das da mit dem kühnen Versprechen begann: „Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen“, und endet in fremdem Asyl als unbequemer Gast, weiter leben zu können, mag die Höhe der Frömmigkeit und Ethik beweisen, die anzustaunen, aber nicht zu begreifen ist.

Wenn übrigens in Deutschland vielfach die Ansicht verbreitet ist, Holland verdiene die höchste Dankbarkeit für seine Loyalität und Ritterlichkeit, so teile ich diese Ansicht nur insoweit, als es dem pervertierten Drängen der Ententemächte auf Auslieferung des Kaisers keine Folge gab; daß es aber den Kronprinzen nach Wieringen im Zundersee verbannte und dort als Gefangenen bewachte und behandelte, halte ich für eine Angstmeierei und politisch-psychologische Schweinerei; Gott vergebe mir die Sünde dieser Ansicht!

Es kam die Revolution, slavisch nachgebildet ausgerechnet dem — russischen Original mit seinen Arbeiter- und Soldatenräten und all den negativen Segnungen, deren Schädigungen wir so satzfam kennen und schätzen gelernt haben. Eine funkelnelneue Welt von nicht verlockender Güte und Schönheit rang sich empor und eine edlere Weltanschauung, die als des Menschenringens höchstes Ziel und der Weisheit letzten Schluß in blutrotem Lichte strahlend zeigt die Alleinherrschaft der — Proleten!

Auch in Friedeberg erschienen bald Herolde der neuen Freiheit. Ich ging eines Novembertorgens zur Schule „so für mich hin, um nichts zu suchen lag mir im Sinn“, nicht einmal den Sinn des Scheidemannchen-Wortes „das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt“, da stürzte stotternd und stöhnend, verstört und streitbar eine Mutter auf mich los und versehte mir unter Schwierigkeiten die Mitteilung, ein Marinesoldat mit roter Armbinde habe soeben, vom Bahnhof kommend, ihrem Sohn seine Matrosenmütze mit der Bandaufschrift S. M. S. vom Kopf geschlagen und ihn angeschrien: „Wir haben keinen Kaiser mehr! hurra hoch die Republik!“ Ich begegnete mich mit der Mutter in der Ansicht, daß dieses handgreifliche Betragen des ersten überzeugten deutschen Republikaners in Friedeberg durchaus ungeeignet sei, Liebe zur Republik zu wecken, und wir beschloßen, weitere Taten abzuwarten. Und aber nach ein paar Tagen, da fauchte ein Panzer-

auto durch die Straße und hielt vor dem Gesellschaftshause mit lichtsprühenden Augen; in dem Hause aber wurden wir aufgeklärt über die Notwendigkeit der Staatsumwälzung und ihre unausbleiblich segensreichen Folgen; ich aber wurde von einer Friedeberger Mitbürgerin auf meinen Protest gegen ihre allzu republikanisch-familiäre Annäherung hin verständigerweise auf mein Alter hingewiesen, das mich für die neue Zeit und ihre Aufgaben durchaus disqualifiziere. Wie recht hat die Bürgerin gehabt! Ich bin auf keiner der vielen republikanischen und revolutionären Routs mehr erschienen, auf denen leeres Stroh noch leerer gedroschen wurde von sozialdemokratischen Versammlungsleitern, die sich durch fragliches Deutsch, eigenwillige Aussprache der Fremdwörter und Rauchen von Matrosenpfeifen, die in meiner Heimat „Nasenwärmer“ hießen, und sonst durch nichts, aber auch gar nichts auszeichneten, es sei denn, daß ihre Harmlosigkeit eine Auszeichnung war, mit der sie knüppeldicke dreiste Lügen in die Welt setzten. Was sollte ich in solchen Meetings, die sich nicht einmal durch das lustige Knallen der Revolver etwas lebhaft gestalteten! Überhaupt leidet diese „glorreiche“ deutsche Revolution m. E. an sträflicher Langweiligkeit und Lammsfrömmigkeit, es sieht nichts originelles, nichts raffiges bis auf etwas semitisches darin. Es ist ihr, wie allen Revolutionen anzusehen, daß sie nur hat entstehen können aus der Agonie einer pflaumenweichen Regierung. Einige selbstbewußte Maulschellen eines Polizeiwachtmeisters, weithin hör- und sichtbar den am lautesten Schreienden versetzt, haben nicht selten der schönsten Revolution zur Fehlgeburt verholten. Die Deutschen sind zu dickblütig und zu plump für eine zünftige Revolution, die das unterste zuoberst kehrt und wirkliche Neuwerte schafft und keine ausgerechnet russische Imitationswaren. Der rote Lappen allein tut es nicht, auch nicht die krampfhaft hurtige Abschabung des Attributs „Königlich“ von Schildern und Stempeln, auch nicht das unsagbar lächerliche Umtausen von Platz- und Straßennamen, auch nicht der Ersatz von „Schwarz-weiß-rot“ durch „Schwarz-rot-messing“. Das alles wirkt so maßlos läppisch und dient doch nur dazu, über die Geist- und Inhaltslosigkeit der ganzen Revolutionsmache hinwegzutäuschen, die jetzt schon nach sechs Jahren aus allen Löchern guckt. Die Abgeschmacktheit macht übel, die in dem Bemühen von Pygmäen liegt, sich zu Giganten aufzublasen, und muß ich in Herrn Erzberger, Wirth und Marx Nachfolger Bismarcks und in Herrn Ebert Kaiserersatz sehen, dann möchte

ich hingehen und weinen, denkend des Anfangs des Ode Klopstocks, ja Klopstocks:

„Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke tief in die Melancholei.“

Friedeberg hatte auch einige rote Flaggentage zu durchleben: Wenn Sendlinge von auswärts auf dem Rathause das rote Tuch an die Flaggenstange gebunden hatten, freuten sich die Bürger des neckischen Farbenspiels und holten das Tuch nieder, sobald die roten Apostel weitergezogen waren. Knallrot reizt nur Bullen zur Wut, die Friedeberger sind aber keine Bullen, die sich durch rot reizen lassen, sie halten mehr auf schwarz-weiß, die Preußenfarben ihres Alten Fritz.

Auch die „Arbeiter- und Soldatenräte“ fristeten ein kümmerliches Scheindasein, das nur sehr selten aufflackerte, wenn gelegentlich Unentwegte von auswärts ihnen eine republikanische Kampfeinspritzung gemacht hatten; und die amtliche Instruktion des sorgsamem Provinzial-Schulkollegiums, daß die Arbeiter- und Soldatenräte nicht die Befugnis der Einmischung in den innern Schulbetrieb besäßen, hat mich einerseits seelisch beruhigt, anderseits um eine Hoffnung ärmer gemacht: ich hätte mich selbst so gern erlebt Arbeiter- und Soldatenräten gegenüber, die mir pfeiferauchenden Mundes Befehle in meinem Amtszimmer zu erteilen geruht hätten. So verderben Regierungsdokrete uns Menschen oft die reinsten Freuden.

Die einzigen Menschen, welche revolutionäre Alluren zur Schau trugen, waren dumme Jungen, die früher im Militär fürs Leben und zur Selbstständigkeit zurechtgehobelt wurden, und die russischen Gefangenen, die auf den Gütern und in der Stadt als Arbeiter lebten und sich jetzt als Lehrer der Revolution vorkamen; sie trugen ihre Mühe auf Krakehl, die Tolle auf der Stirn, die Hände in den Taschen und die unvermeidliche Zigarette im herausfordernden Mundwinkel. Es war ein Novembersonntag, ich beobachtete die Kerle, wie sie, zu schaußlichen Klumpen geballt, auf dem Bürgerstiege standen, und den aus der Kirche Heimkehrenden den Weg sperrten. Ich stieß auch auf die Leute und rief ihnen schon von weitem zu: „Dawaitje dorogu, ssukinc . . .!“ „Gebt Raum, ihr . . .!“ Ich verschweige die Titulatur, sie ist russisch, sie ist unfein; ich verkürze auch das russische Wort in der Überzeugung, daß jeder deutsche Junge, der über die Lektüre dieses Buches kommen sollte, mit tödlicher Sicherheit das russische Rosewort, wenn auch sonst nichts, behalten und sich gelegentlich in Gefahr bringen könnte. Raum

hörten die Kerle die von vaterländischem Geist getragenen Worte, so standen sie schon stramm auf der Straße, und ich hörte nur noch das respektvolle Flüstern hinter mir: „odin is naschich,“ „einer von den unsrigen!“ Im übrigen ist die ruhmreiche Revolution äußerlich an uns schadlos vorübergegangen.

Mitte September 1919 berief mich ein Telegramm des Auswärtigen Amtes nach Berlin „zur Besprechung deutscher Schulverhältnisse in Riga“. Ich wurde zur Reise nach Riga aufgefordert, mit Diplomatenpaß, Reisegeld, Auftrag zur Ordnung der dortigen deutschen Schulverhältnisse, dem Segen des hohen Auswärtigen Amtes obendrein und Bedenkzeit von 24 Stunden versehen. Zu Hause angekommen war ich froh überrascht, Sohn und Schwiegertochter aus Riga vor mir zu sehen; sie waren aus Riga entflohen, weil sie nicht die mindeste Lust hatten, das Schlammfeld des irrsinnigen Vermont-Uwalowschen Abenteuers, das noch jetzt in seinen Zusammenhängen unverständlich ist, zu durchleben. Ausgerechnet in diesen kritischen Tagen also schickte mich das Auswärtige Amt zur „Ordnung der deutschen Schulverhältnisse“ nach Riga, wo es bedenklich lebensgefährlich war, denn Bomben und andere kriegstechnische Erfindungen haben nicht die mindeste Ehrfurcht vor Diplomatenpässen und deren Besitzern. Mir ist nicht klar geworden, ob damals die Ankenntnis des Auswärtigen Amtes mit den Geschehnissen größer gewesen ist oder die Nichtachtung meines Lebens im Dienste des Vaterlandes. Da ich nach den Schilderungen meines Sohnes annehmen mußte, daß ich gar nicht dazu kommen würde, im Dienste des Vaterlandes zu wirken, dankte ich für den ehrenvollen Auftrag und bedauerte nur lebhaft, ohne meine Schuld dem Reich die Summe von 30 M. Reisegeld gekostet zu haben, die hätten vermieden werden können, wenn das Auswärtige Amt nicht so weltfremd gewesen wäre, wenigstens in der Abteilung, mit der ich es zu tun hatte.

Nachdem Kollegen, Schüler und Freunde mir und den Meinen den Tag der Erreichung der biblischen Alters von 70 Jahren zu einem unvergeßlichen Fest gestaltet hatten, näherte sich meine pädagogische Tätigkeit ihrem Ende, nicht als ob ich von mir selbst den Eindruck gewonnen hätte, es sei für mich Zeit, auf den Rat zu hören:

„Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus et illa ducat,“

sondern weil es der Staatsregierung angezeigt und nützlich erschien,

unter Beseitigung schwerfälliger Bedenklichkeiten über Aufhebung verfassungsmäßiger Rechte, ein Altersgrenzengesetz zu schmieden, das in freundlicher Verbindung mit den — nach eigenem Regierungsurteil „brutal-rücksichtslosen“ Personalabbaubestimmungen — an durchdachter Gerechtigkeit und Vollkommenheit höchstens der 3. Steuernotverordnung nachsteht. Als wir 1916 nach unserem Wanderleben in die Amtswohnung einzogen, da meinte ich, in den Sielen sterben und aus diesem Hause die letzte Reise antreten zu können; aber der Mensch denkt, und die Regierung lenkt, auch ohne zu denken. Es ging wenigstens fix mit der Kündigungsprozedur: Kaum hatte ich das Entlassungsschriftstück in der Hand, war ich auch schon mit dem 1. April erledigt und homo privatus. Voll zartfühliger Rücksicht gesellte mir das Ministerium für „Kunst, Wissenschaft und Volksbildung“ einen lieben, mir in Freundschaft verbundenen Kollegen zu, der auch noch nicht von des Alters Bürde zusammenzubrechen drohte, damit wir die geteilte Freude der Freiheit doppelt empfinden möchten; sinnig war auch der Scherz mit der Wahl des neckenden 1. April als Tag der Entlassung, nur daß er diesmal keine Täuschung brachte.

Schon einen halben Monat vor meiner Kaltstellung erhielt ich den stereotypen Dank und die wärmste Anerkennung „für die wertvollen Dienste, die Sie in langer, treuer und erfolgreicher Arbeit, viele Jahre hindurch in leitender Stellung an deutschen Auslandsschulen, zuletzt in der Heimat, dem Vaterlande geleistet haben“, verbrieft und unterschrieben vom Provinzialschulkollegium zugesandt. Ich lochte dieses Dokument und einverleibte es der Mappe besonders wichtiger Briefschaften. Nicht wenig erstaunt, ja gerührt war ich, als die Post mir volle sieben Monate nachher ein Schreiben des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zustellte, in dem Herr Minister Boelitz dem Studiendirektor Dr. Gustav Bodé „für seine dem Staate in treuer Pflichterfüllung geleisteten Dienste den Dank und die Anerkennung der Staatsregierung namens des Preussischen Staatsministeriums“ ausdrückt. Ich lochte auch dieses Dokument und einverleibte es derselben Mappe besonders wichtiger Briefschaften. Provinzial-Schulkollegium und das ganze preussische Staatsministerium also quittieren „mit Dank meine dem Staate und Vaterlande in treuer Pflichterfüllung geleisteten Dienste!“ Das ist ein sehr hübscher Zug einer hohen und der höchsten Schulbehörde gewesen, und ich habe die an sich ganz unwichtige Sache nur deshalb erwähnt, um meinestils dazu beizu-

tragen, daß die heute noch vielfach bezweifelte Tatsache des tatkräftigen und immer wachen Dankes des Vaterlandes Gemeingut des Volkes werde.

Die letzte Unterrichtsstunde in meiner fast 50jährigen Lehrtätigkeit, der letzte Schulaktus und die letzte Entlassung des damals einzigen Abiturienten, verbunden mit dem letzten Abschied von Amtsgenossen und Schülern war mir sehr, sehr schwer geworden; so oft sich's im Leben wiederholen, und so sehr mit Verstandesgründen dagegen gestritten werden mag, das Abschiednehmen ist eine schmerzhafteste Prozedur, gegen die ich bisher kein Narkotikum gefunden habe.

Bevor ich mit meinem lieben Leidensgefährten in der Versenkung des Pensionsscheinenseins verschwand, veranstalteten unsere Kollegen uns zu Ehren und Erinnerung einen Abschiedsabend so herziger Art, daß er uns bis ans Ende ein köstliches Memento bleiben wird; und die Schüler wußten sich nicht genug zu tun im Ausdruck ihrer Verehrung, Dankbarkeit und — was mir köstlich war — ihrer Liebe: Da ward mir an einem lenzfrohen Aprilabend geheimnisvoll mitgeteilt, daß mir seitens der Schule ein Fackelzug werde dargebracht werden. Da half kein Bescheidenheit heuchelndes Sträuben, ich stand vor einer vollendeten Tatsache und hatte noch eben Zeit, mich von Frau und Kindern in den feierlichen Status zurechtformen zu lassen, der da ziemt der Würde des begnadeten Sterblichen, der durch den feurigen Glanz eines Fackelzuges geehrt oder erster Klasse verabschiedet wird. Bald kündigte roter gewandzerrüttender Fackelrauch und feierliche Musik das Nahen der Jugendprozession, die Schulfahne bewegte leise ihr Tuch im ernstesten Abenddämmern. Drei Primaner in schwarzweißroten Schärpen meldeten respektvoll und hadenzusammenschlagend das Erscheinen des Fackelzuges. Ringsum wogte „tout Berlin“ ins Friedebergische übersetzt. Ich trat auf die Veranda. Die Musik schwieg, die Blätter des Parkes lauschten. Und trompetenhell erklang die Stimme des primus omnium, der in dem Überschwang der Jugend, aber mit hinreißender Herzlichkeit den scheidenden Direktor feierte und mit dem Wunsche schloß, daß es mir vergönnt sein möge, das Morgenrot des neuen deutschen Tages zu schauen, der uns wieder schenken werde Kaiser und Reich. Brausend stieg aus hellen Jugendkehlen das Hoch empor. Ich habe oft im Leben reden müssen, niemals hat sich das Wort schwerer geformt als damals das Dank- und Abschiedswort an die lieben Jungen; es muß mir etwas in die Kehle gekommen sein.

Im Jahre 1921 war es noch ein Wagnis, öffentlich von „Kaiser und Reich“ zu reden, und es gehörte zum guten Ton, bei solchen Gelegenheiten die republikanische Gesinnung durch Faust- oder Stimm-mittel zu dokumentieren, und in dem Städtchen fehlte es nicht an Zeitgenossen, die auf Marx oder Lassalle schworen, weil sie die beiden Juden nicht kannten, aber damals herrschte lautlose Andacht, als der Redner „Kaiser und Reich“ erwähnte. Der Herdeninstinkt wirkte atavistisch.

Als nun auch seitens der Stadt durch Veranstaltung des Magistrats eine Abschiedsfeier stieg, da wurde mir die Überzeugung fast aufgenötigt, daß meine, wenn auch kurze, Tätigkeit den Schülern, Kollegen und Mitbürgern etwas hat sein und geben können, und ich besitze nicht die erlogene Bescheidenheit zu behaupten, ich sei nicht stolz auf diese Anerkennung. Und so betrachte ich mich seitdem als à la suite des Gymnasiums zu Friedeberg stehend.

Es ist eine nicht hervorragend edle Eigenschaft des Menschen, sich befriedigt und getröstet zu fühlen bei der Wahrnehmung, daß das Schicksal anderen Leuten ebenso mitspielt, wie ihm. Sind diese anderen Leute sogar höhere und größere als er selbst, so kann es geschehen, daß ein Gefühl entsteht, in dem Schadenfreude, Befriedigung und Trost einredende Ruppigkeit die Ingredienzien bilden, und das sich Luft macht in dem Gemurmel: „Na, Gott sei Dank! den hat's also auch geschnappt!“ Ich glaube, es stirbt sich sogar pläsiertlicher bei dem Gedanken: „Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du!“

Ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin und betone und bekräftige mit allem Nachdruck, daß dieses Gefühl bei mir nicht aufgetaucht ist, als ich in dem Sommer, der auf den Frühling meiner Amtsabgung folgte, Gelegenheit hatte, den großen Mann zu sehen, den das Schicksal abgesetzt hatte und die Verblendung seines Volkes, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Meine Frau und ich waren gerade in Hannover, als dort ein Kommers der westdeutschen Landsmannschafter gefeiert wurde, zu dem der Generalfeldmarschall seinen Besuch zugesagt hatte. Der mächtige Saal war farbenprächtig geschmückt, Hunderte von buntbemühten Burschen aller Jahrgänge wogten durcheinander, tauschten frohen Willkommengruß und Handschlag, und hier bot ein alter Herr im Silberhaar oder häufiger ohne Haar ernsten Gruß der würdigen Gattin auf der Tribüne, dort warf ein junger Bursch in der Jugend Lockenpracht neckischen Gruß und Handkuß der Braut, seltener der

Schwester zu. Es wogte der Saal, bis alle ihre bestimmten Plätze gefunden hatten nach Bünden geordnet. Ein buntes, heiteres Bild.

Bald wurde es still im Saal. Hindenburg hatte sein Erscheinen zugesagt auf $1\frac{1}{2}$ Uhr. Der Festleiter und die Chargierten in Wichs standen zum Empfang bereit. Das Auto fuhr zur Minute vor. Alles im Saale erhob sich, es leuchteten die Augen. Mir hatte die Liebenswürdigkeit der Festleiter oder artiger Zufall einen Platz angewiesen, kaum drei Schritte vom Sitze des hohen Ehrengastes. Lautlose Stille herrschte. An der Eingangstür kurze Bewegung. Gleich darauf der stark auftretende militärische Schritt, kaum hörbar der Gang des Ehrengelits. Leise klrirten dazwischen die Klängen der blanken Schläger. Jetzt bog die mächtige Gestalt um die Ecke der Menschenmauer, und mir ging ein Ruck durch die Glieder, und heiß stieg es ins Auge. Da stand der Mann, ragend an Haupt und mächtigen Schultern, der Mann mit dem edigen Stirn und dem Jägerauge, dem bronzegegossenen Gesicht voll gesammelter Ruhe. Nach den Begrüßungsworten des Kommerseleiters sprach Hindenburg, knapp, militärisch, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig, sachlich und gewichtig. Er ist kein Schönredner, da sei Gott vor! Er würde das gleich Bismarck für eine persönliche Beleidigung halten; aber ein Mann, eine geschlossene, gewaltige „Persönlichkeit“. Der Eindruck, den ich gewonnen habe, ist der gesammelter Ruhe, alle menschlichen Ängste und Sorgen stillender Zuversicht.

Bald saß er da, die Hand auf dem Griff des Pallastisch, sein Seidel vor sich und rauchte seine Zigarette, nur selten wandte er sich mit kurzem Wort an seine unmittelbaren Nachbarn, und bei der ausgezeichneten Festrede auf ihn blickte er, ohne daß ein Zug im Gesichte sich änderte, auf den Redner, als ob dieser einen kriegswissenschaftlichen Vortrag hielt. Dieser Blick ließ darauf schließen, daß er „von des Lebens Gütern allen den Ruhm nicht für das größte“ halte.

Ich vermied es, Hindenburg bei meiner Nachbarschaft mit Blicken zu belästigen, bis ich plötzlich das Gefühl hatte, daß seine Augen auf mich gerichtet seien. Aufblickend sah ich seinen Finger mich heranzuwinken; mit kurzer Verbeugung trat ich näher und hörte die Frage: „Nun, alter Herr, in welchem Semester stehen Sie denn?“ „Im 100. Exzellenz.“ „Da bin ich Ihnen doch um 10 Semester über. Wie geht es Ihnen denn mit der Gesundheit?“ „Ich jage noch, Exzellenz.“ „Bravo, alter Herr! Na, dann wollen wir beide auf unser beiderseitiges

weiteres Gesundbleiben trinken!" Wir taten das. Handschlag, Wink, aus!

Meine Frau hatte die kleine Szene auch gesehen und war ganz aufgeregt, und ich war an dem Abend ein beneideter Mann; mein Schwiegersohn und meine Bundesbrüder aber beschloßen, dieses Ergebnis weiter unter uns zu vertiefen. Am nächsten Morgen kamen wir froh und nicht wenig gehoben zu Hause an. Die Heldenverehrung hat uns allen aber wohlgetan, und ich freue mich über jene Begegnung noch heutiger Stunde.

Bei Gelegenheit all der Ehrungen in Friedeberg habe ich meine tapfere gute Frau zum letztenmal sich freuen und lächeln sehen. Der Baum ihres Lebens hatte reichliche und köstliche Früchte getragen, sie blickte auf Kinder und Enkel, die sie mit Liebe beglückte, war mit ihrem Gott eins und erwartete von der Zukunft nichts Irdisches mehr. Ihr Kampf war ausgekämpft, wenn auch ihre nimmermüden Hände und liebende Sorge nicht ruhten. Der Sturz und drohende Untergang des Vaterlandes ist ihr letzter aber größter Schmerz gewesen; nach langem traumhaften Hindämmern erwachte sie oft zur Gegenwart mit dem Seufzer: „Mein armes Deutschland!" Und als der Kaiser mit einer zweiten Ehe die Welt überraschte, ging meine Frau müden Schritts in das Zimmer, in dem sein Bild hing, löste es aus dem Rahmen und beseitigte es. Damals hat sie zum letztenmal geweint.

Ich fühlte mich nach meiner Verabschiedung zunächst etwas leer und zwecklos, da ich für die Allgemeinheit nichts mehr schaffen, und die schöne Schadenfreude, mich auf die andere Seite legen zu können, wenn mein Amtsnachfolger früh morgens ins Joch des Amtes mußte, füllte die Lücke nicht ganz aus, ebensowenig der frohe Besuch bei den lieben Klassikern alter und neuer Zeit, die mir persönlich „goldene" Schätze boten, aus denen ich aber meinte keine Umgangsmünze mehr prägen zu können.

Von diesen unnützen Gedanken lenkte mich die Vorbereitung der 50jährigen Jubiläumsfeier des Friedeberger Gymnasiums ab. Ich hatte begonnen, mit den Schülern der beiden obersten Klassen die Aufführung der Sophokleischen „Antigone" in griechischer Sprache vorzubereiten, und war von der Einsicht des Ministeriums überzeugt, meinen Abbau angeichts des Jubiläums bis in die Zeit nach der Feier zu verschieben. Die Erfahrung lehrt aber, daß man von ministerieller Einsicht nicht überzeugt sein soll. Der 1. April stand fest als Entlassungs-

tag wie ein „rocher de bronze“, und ich hatte mit der Begründung meines Gesuchs um Quartalausschub meiner Entlassung des Jubiläums wegen auf den seit Bülow's Kanzlerzeit mit Recht so beliebt gewordenen „Granit gebissen“. Auf Vorstellung meines mir bald freundlich und freundschaftlich näher tretenden Nachfolgers wurde die „vorgesezte Behörde“ dahin Breitgeschlagen, mich zu ersuchen, die Einstudierung der „Antigone“ weiterführen zu wollen. Ich bin Ministerien gegenüber aus Prinzip und Einsicht nicht nachtragend oder rachsüchtig, denn was hülfte es dem Menschen, gegen einen Backofen den Mund aufzusperren! Ich bereitete also weiter vor, außeramtlich. Meine Vorbereitung beschränkte sich auf das Einüben der Chorgesänge und auf Außerlichkeiten, welche die Jungen nicht wissen konnten. Die Erfassung des Geistes und Charakters der handelnden Persönlichkeit überließ ich dem Fühlen und Denken des einzelnen, denn

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.“

Mit frohem und gehobenem Sinn habe ich da wieder den heiligen Odem verspürt, der da lebt und webt und wirkt auf dem Hochgebirge echter Poesie; Gefühl ist alles:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.“

Und die Aufführung hat „aller Hörer Herz bezwungen“. Beweis: Unser Dienstmädchen, die alles, aber auch alles besser verstand, als griechisch, hatte um die Erlaubnis des Besuchs der Generalprobe gebeten. Nach ihrer Rückkehr gab sie auf die Frage, wie ihr „das Stück gefallen“ habe, die bezeichnende Antwort: „Ich habe nichts verstehen können, aber es war sehr schön und so still wie in der Kirche.“

Diese Aufführung ist und bleibt ein Ruhm des Gymnasiums. Was bei räumlich und technisch auf das äußerste beschränkten Mitteln hat geleistet werden können, um eine schöne und bleibende Erinnerung zu schaffen, das ist geleistet worden. Für mich aber verklärt das Licht des Fackelzuges und der Gottesdienst der Aufführung dieses Menschen-dramas den Abschluß meines fast halbhundertjährigen Lehrerlebens, durch welches der gnädige Gott mich segnend geleitet hat.

Die letzte Sehnsucht meiner Frau konnte ihr noch erfüllt werden, nämlich Riga und den Strand noch einmal im Leben zu sehen, wo wir einst so glücklich waren, das goldene Jugendland unserer Kinder. Im Sommer 1923 traten wir die Reise an. Mit fremdgewordenen Augen blickte sich auf der Fahrt durch die Straßen Rigas meine Frau um, es war heut nicht mehr alles wie einst. Auch der Strand mutete sie an wie fremd Gewordenes, und das ewig gleiche Rauschen des alten Meeres klang so erinnerungsfern, so unwirklich. Wir betraten den Grund und Boden, wo das hohle Gehäuse der Villa, die einst unser war, uns das „Salve“ herabwinkte. Mit kosender Hand streichelte meine Frau die verwitterten weißen Stämme der Birken und die alten Linden, mit denen sie so oft Zwiesprache gehalten, und ging davon mit einem alles noch einmal umfassenden Blick. Deutsche Sentimentalität! Jedoch wir wollen sie nicht missen in unserem Leben, sie wärmt das Herz!

Nach liebem Zusammensein mit unseren dort lebenden Kindern reisten wir nach zwei Monaten heim. Für meine Frau war es der letzte Abschied. Ihr letzter Wunsch war erfüllt, sie rüstete sich zur letzten Reise. Und als die Kerzen am Weihnachtsbaum friedlich leuchteten, da war es ihr sicher, daß das schimmernde Licht ihr Fühlen und Denken noch einmal hinieden in das Kinderland geführt hätten, das sie bald in schönerem Glanze wiedersehen werde. Auch meinen Geburtstag hat die Gute und Starke noch erlebt und unsere jüngste Tochter mit ihrem Gatten noch begrüßen dürfen, die sich jetzt mit mir in der Pflege der langsam unter großen Qualen Hinschwindenden geteilt hat. Mein Schwiegersohn mußte sofort nach seiner Ankunft aus dringenden Gründen auf sein Gut in Kurland zurück, und die Sterbende verschob mit starkem Willen ihren Tod bis auf seine Rückkehr, denn sie wollte, daß er uns eine Stütze sei unmittelbar nach ihrem Tode. Und einige Minuten nach seiner Ankunft verhauchte sie den letzten Atemzug. Meine Weggenossin durch fast ein halb Jahrhundert hatte mich verlassen. Draußen aber zogen am Himmel dieselben Wolken, änderten ihre Gestalt und vergingen, und in den Straßen kamen und gingen dieselben Menschen.

Ich hatte das Bedürfnis eine andere Umwelt zu sehen und folgte der Einladung meines Schwiegersohns und meiner Tochter nach Stockholm. Das war wohlgetan, denn durch den fünfmonatigen Aufenthalt in der Hauptstadt und teils auf dem Lande habe ich mich

balb wiedergefunden. Schon auf der Fähre von Saffniz nach Trelleborg wunderte ich mich darüber, daß die Reisenden ihr Handgepäck mit leichtsinnigem Gleichmut dort stehen ließen, wo sie es beim Betreten des Schiffes hingestellt hatten, daß sie ihre Mäntel außer Sichtweite irgendwo aufzuhängen wagten und ihre Röcke bei den Mahlzeiten nicht zuknöpfen aus Vorsicht vor Ubrangriffen der Nachbarn, und auf der nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Stockholm kam ich aus dem Staunen nicht heraus über den blizblanken Zustand der Wagen, über die Existenz von Vorhängen und Lederriemen an den Fenstern und über so manch andere schätzbare Dinge; es dauerte lange, sehr lange, bis ich mich endlich der Tatsache erinnerte, daß alles dies bei uns in Deutschland einst auch so gewesen ist.

Der Geist sozuzagen selbstverständlicher Ordnung, der allenthalben herrschte, die vornehme Sauberkeit in Dingen und Menschen, die ruhig-höfliche Sicherheit im Betragen der Leute wirkten auf mich beruhigend und ausgleichend. Überall hohe Pietät und bescheiden und doch entschieden wirkender Stolz der großen geschichtlichen Vergangenheit gegenüber. Jeder Blick auf die herbe, edle Schönheit der Mälarkönigin weckt hohe Gedanken und Empfindungen. In der Riddarholmskirche stand ich wie von Geisterhauch unwittert vor dem Sarkophage Gustav Adolfs, den Trophäen aus dem 30 jährigen Kriege umgeben, und vor dem Sarge Karls XII., des Wifingerkönigs, für den ich geschwärmt habe seit meiner Jugend; mit herzlichster Freude und nicht ohne Neid habe ich mitgefeiert den „Muttertag“, der so ganz und innig die „mater familias“ als Mittelpunkt der Sippe feiert, und den „Flaggentag“, an dem alles Volk in Andacht der Landesfahne, dem gelben Kreuz auf blauem Grunde, huldigt. Glückliches Volk, das noch kein Doppelexemplar von Landesfahne hat, eine für die Böcke von rechts, eine andere Kouleurzusammenstellung für die Schafe von links! So weit hat es nur die Republik Deutschland gebracht, auf dessen Boden sich befanntlich die wichtigsten Menschheitsprobleme aufzurollen pflegen.

Ich hatte mich durch diesen schwedischen Aufenthalt wieder in ein seelisches Gleichgewicht gebracht, was auch meinen körperlichen Adam zu einem respektablen alten Herrn zurückgebildet hatte, als ich es nach stürmischer Überfahrt in Stettin sofort wieder verlor durch die brutale Forderung des Wagenlenkers von zwei Millionen Mark für die Fahrt vom Schiffe zum Bahnhof und durch die Erfahrung, daß der

Kauf von Reisezigaretten rationiert sei. Hurra! ich war also wieder in dem neuen Deutschland!

Ich muß wohl nicht mehr entwicklungsfähig sein und so durchaus fossilisiert, daß ich mich auf das Verständnis der neuen schöneren Welt nicht „einzustellen“ vermag. Ich sehe viele Menschen wortreich am Steuer des Staatsschiffes debattieren und hantieren, aber das Schiff schlingert und kommt nicht weiter, sondern immer mehr aus der Richtung. Ich sehe, daß Sorten von „homunculi“ aus der Retorte geblasen werden, die es früher nicht gegeben hat: Kommunisten und Pazifisten, die alle schwer tragen an der Schwangerschaft mit Wolkengebilden luftiger neuer Weltanschauungen. Ich habe, so unbequem mir in meinem Alter das Reisen auch geworden ist, versucht, anderswo mehr Verstand und empfänglichen Sinn für so manches gute und Erhaltung verdienende Alte zu finden auf politischem, wirtschaftlichem und ethischem Gebiete, fand aber, wohin ich kam, grundstürzendes Neue und ein mächtiges Geschwollensein auf Minusleistungen. Nicht ohne Schmunzeln staunte ich z. B. über die Wandlung von Körper und Geist der Autochthonen in Livland: Wo früher bequeme „Pasteln“ derbe und kräftige Unterschenkel warm und die Füße hühneraugenfrei hielten, prangten jetzt Bügelfalten in modernen Hosen und Lackschuhe größeren Formats; wo einst selbstgestrickte Strümpfe derbe Waden umschloffen, zeigte jetzt seidenes Spinnwebgeweb Löcher und Bein. Die ehrwürdig-alte Sprache, die vor tausend Jahren die Boreltern gesprochen hatten und noch vor einem oder anderthalb Jahrzehnt die Letten sprachen, wird jetzt an- und umgefünstelt und mit vornehm-spitzem affektiertem Lispelton herausgebracht und um Lehnwörter und Neubildungen so vermehrt und vermodelt, daß der Großvater glaubt, der Enkel rede eine fremde Zunge. Und doch wird es den lettischen Sprachkünstlern schwerlich gelingen, die Zahl der Kultur- und Weltsprachen um eine zu vermehren. Diese ganze Bemühung ist weniger aus dringendem Bedürfnis als aus Großmannssucht entstanden, die ganz vergißt, daß man nach einer Eisenbahnfahrt von bescheidener Dauer mit dem lettischen Idiom keine Wurst mehr einhandeln kann. Ja, diese Großmannssucht ist es, die allenthalben in den staatlichen Neubildungen den Sinn der Menschen verrückt hat, so daß ihnen die früher getragene Jacke und Hose zu kurz und eng geworden ist und in allen Nähten plakt und die Träger lächerlich macht. Diese Großmannssucht verführt auch zu den ungeheuerlichsten Ungerechtigkeiten in dem Versuch der Ausgleichung des

Alten mit dem Neuen; man braucht nur an die Ordnung der Agrarfrage und die Behandlung der Minoritäten in dem neuen Europa zu denken, welches das ab irato geschaffene und deshalb ganz unbeschreiblich dumme Friedensinstrument von Versailles so niedlich balkanisiert hat.

So sehe ich denn nun dank dem Wohnungsgesetz, den Wohnungsämtern der verschiedensten deutschen Städte und der Errungenschaft des aufgehobenen Rechtes der Freizügigkeit in Friedeberg, dem traulichen Städtchen der Neumark, das zwar arm ist an landschaftlich eitler Pracht, aber überreich an menschlichen Originalen, die des Dichtergenius harren, der mit ihren Gestalten „Bilder aus einer kleinen Stadt“ formt, an denen eine Welt ihre behagliche Freude haben würde.

Hier mache ich auch die Beobachtung, daß der Mensch seinem Leben ungemessene Zeit zusehen kann, wenn er sich vornimmt, diese oder jene Freude unter jeder Bedingung noch erleben, diese oder jene Aufgabe noch beenden zu müssen, bis er Schmolli mit Freund Hein trinkt, was in den seltensten Fällen sonderlich pressiert. Ja, ich bin hin und wieder sogar auf den Gedanken gekommen, daß die Notwendigkeit des Todes noch nicht induktiv mit absoluter Wahrheit feststeht, und habe mich schließlich durch Kompromiß auf den Boden gestellt, mit Freund Hein dann zu akkordieren, wenn er nicht weiter prolongieren will. Erforderlichenfalls genügt sogar zur Verlängerung des Lebens die Niederschrift des eigenen, keinen Mitmenschen sonderlich interessierenden Lebensganges, das daran sich schließende, meist vergebliche Suchen nach einem tollkühnen Verleger und die Vorschußfreude über den Gemütszustand des gequälten künftigen Lesers.

Dabei bleibt mir noch reichlich Zeit zur Betrachtung dieser Zeit und ihrer Argernisse. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Historiker späterer Zeit die Epoche des Weltkrieges mit seinen Vorbereitungen und Nachwehen nennen werden die

„Zeit der politischen Lüge, der Niedertracht
und moralischer Verkommenheit.“

Du lieber Gott! So ein bißchen Niedertracht läßt sich der Durchschnitt der Menschen gefallen, denn

„Über das niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das mächtige,
Was man dir auch sage!“

Wenn aber die immanente göttliche Gerechtigkeit, welche die Welt in ihrem Lauf erhält, in Völkergeschicken wie im kleinsten Lebewesen nach ehernen Gesetzen lebt und webt, von Menschen außer Funktion gesetzt scheint, wie das vor, während und nach dem Weltkrieg geschehen ist, wenn

„Ultima caelestum terras Astraera reliquit“,

dann mag es den Anschein haben, es sei der Untergang im Anzuge, nicht blos des Abendlandes, sondern der Menschheit.

Was Menschen als normatives Recht zwecks Ordnung inter-humaner Beziehungen bezeichnen, ist Menschenwert, wandelbar nach Zeit, Volk und Bedürfnis, kann in Paragraphen gefaßt und, wenn von einzelnen gestört und verletzt, gerichtet und gesühnt werden; aber dieser Gerechtigkeit stehen gegenüber unwandelbar „νόμοι ἀγραφοί“ ungeschriebene Gesetze, die da thronen auf göttlichen Sitzen neben dem waltenden Zeus. Und diese ungeschriebenen Gesetze der immanenten Gerechtigkeit müssen und werden das durch den Weltkrieg geschändete Weltgewissen wecken, das nicht nur Sühne fordern, sondern auch Sinnesänderung und Läuterung wirken wird. Diese göttliche Gerechtigkeit läßt sich eine Weile unterdrücken, aber bald bricht sie sich wieder leuchtende Bahn, und schon jetzt ist diese Gerechtigkeit und Wahrheit auf dem Marsch.

Da sitzen die Völker und werfen sich gegenseitig die Schuld an dem Weltverbrechen des Krieges vor, gleich den Späßen, die aufgereiht am Rande des Daches hocken, und von denen jeder den andern „Dachschreiber“ schimpft. Jeder deckt die eine Lüge mit einer größeren zu und hat Himmelangst vor Öffnung der Geheimarchive, worin sich schon das Schuldbekenntnis offenbart. Jeder greift nach den Himmelschätzen Freiheit, Menschenliebe, Schutz der Unterdrückten, Gerechtigkeit, um mit diesen klingenden Phrasen den lauten Ton ihrer Lügen und ihrer Niedertracht zu dämpfen und das eigene Gewissen zu beschwichtigen. Es gibt kaum noch einen denkenden Menschen im In- und Auslande, der an Deutschlands Allein- oder auch nur Hauptschuld am Kriege glaubt, aber die Männer der Entente suggerieren sich frampfhaft diesen Glauben, um nicht eingestehen zu müssen, daß sie das weltweite Ethos geschändet und sich hundsfüttlich gegen Deutschland betragen haben. Und die sogenannten Neutralen tun desgleichen, um den Gewissensbissen und dem Gefühl der Blamage zu entgehen, mag dabei auch Deutschland geschunden und zertreten werden.

Und das schafsfromme Deutschland hat nur die eine Sucht, allem und jedem, nur um Himmelswillen nicht sich selbst gerecht zu werden. Es hat keinen großen Haß und keine große Liebe und nur noch die Wollust der Selbsterniedrigung und des schweifwedelnden Gehorchens. Aber gewonnen hat es den Parlamentarismus, „den Tummelplatz der Mittelmäßigkeit, das Paradies der Rede, den Friedhof der Tat“.

Es kann einem scheinen, als ob die ganze Menschheit in die Flegeljahre getreten ist, mögen es auch bei ihrem respektablen Alter Johannis- trieb-Flegeljahre sein. Krankhaft infiziert ist jedenfalls die ganze Zeit und nur pathologisch zu erklären. Am besten dürfte der Verzicht auf verstandesmäßiges Verständnis sein. Der Wahnsinn der Kreuzzüge, der Wiedertäufererei und so viele andere Abnormitäten spotten ja auch jeder verstandesmäßigen Analyse. Es geht alles einmal vorüber.

Wir stehen den Ereignisse und Wirkungen noch zu nahe, um in dem wogenden Wirrwarr des nach Gestaltung ringenden Geschehens Form und Wesen zu erkennen; das wird wohl auch noch eine gute Weile dauern, und ich habe keine Zeit, wohl auch kein allzu großes Interesse, die große Neubildung abzuwarten, denn die schon erkennbaren Zwischenbildungen sind für mich nicht lochend. Politisch werde ich mich kaum mehr transformieren; ich lese meine Zeitungen, wobei ich den dazugehörigen „Hofjungenärger“ kostenlos habe, und als Verdauung förderndes Mittel zu schätzen weiß, gehe halbjährlich zu Reichs- und Landtagswahlen und hüte mich sogar, über Severing öffentlich Werturteile zu fällen. Damit sind meine politischen Pflichten tagsüber erledigt.

Umsomehr gewinnt man im Alter Zeit in sich zu gehen, zu meditieren und zu kontemplieren. Und wenn ich nun bei meinen 75 Jahren Rückschau halte, habe ich wahrlich allen Grund zum Dank, denn gnädig hat Gott mir alles gefügt: Ein Leben voll nicht ganz erfolgloser Tätigkeit, ein Haus voll Zufriedenheit, Liebe und Glück, ein noch gesundes Alter, umlichtet von Liebe der Kinder und Freunde und von fast familiärer Freundlichkeit der Mitbürger in diesem Städtchen, das auf Schritt und Tritt mich an mein Heimatstädtchen erinnert.

Zwei Paradiesgärtlein laden das Alter zu fleißigem Besuch; das eine ist die Vergangenheit, die ganz und ungestört unser ist, und glücklich ist der Mensch, dem kein Engel mit feurigem Schwert den Eingang wehrt, da er einst Dinge getan, die keine Neue ungeschehen macht. Ich betrete gern in Dämmerstunden dieses reiche Land, und lebendig werden dann die Schemen derer, mit denen mich einst das Schicksal zusammen-

geführt hat, und die vor mir dahingegangen sind, und halte Zwiesprach mit Eltern und Gattin, und kein Ajax wendet sich in unverföhnlichem Haß ab, ohne Gruß und Wort davoneilend, weit ausschreitend über die Asphodeloswiese. Dieses Land bevölkert meine Erinnerung.

Das Zukunftsparadies bevölkert meine Hoffnung und der Glaube an mein Volk. Und ich bete dann nicht zuerst um die großen Männer für die Zukunft unseres deutschen Volkes, sondern viel inbrünstiger um das große, tüchtige Volk für seine Führer. Dann wird in Erfüllung gehen, was meine jüngste Tochter zu meinem 70. Geburtstag poetisch weisagte:

„Und wenn dann wirklich der Tag bricht an,
Wo Deutschlands Schmach gerächt werden kann,
Dann schiebe die Himmelspforte beiseite
Und schau' auf die Enkel in ehrlichem Streite!

Daß zurück sie holen ihr deutsches Land,
Versprech ich dir heute in deine Hand.
Was du uns Kindern hast einstens gegeben,
Soll in ihnen keimen, wachsen und leben,

Bis daß dermaleinst wieder aufersteh'n
Wird das, was du jezt hast verbluten seh'n:
Der deutsche Mut, Fleiß, Ehre und Macht,
Deine Enkelkinder, die haben's gemacht.“

Der Kreis meines Lebens läuft zurück in meine Kindheit und Jugend; der Stein, an dem gehämmert und geglättet haben Eltern, Lehrer, Erfahrungen und Prüfungen, auch wohl eigene Einsicht, damit er in das Haus mit hat hineingebaut werden können, ist als Material in seiner inneren Struktur derselbe geblieben; der Mensch wird, wie er in der Potenz als Kind schon war.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist also bald und fort und fort gediehen
Nach dem Geseh, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Um unbefangen der Natur und der zu erstrebenden Wahrheit gegenüber zu stehen, soll der Mensch sich losagen von allen eingerotteten und liebgewonnenen Irrtümern und Vorurteilen, die Vaco von Verulam „Idole“ nennt. Dergleichen herkömmliche, gleich Götzen verehrte Irrtümer, welche uns nie zur rechten Einsicht in die Natur der Dinge kommen lassen, liegen teils in der allgemeinen menschlichen Natur, so daß wir sie gleich einer Erbsünde durch unsere Abstammung auf die Welt bringen — diese Irrtümer und Vorurteile nennt Vaco „Idola tribus“. Sie liegen teils in unserer individuellen Anlage und Beschränktheit, den „Idola specus“ (mit Hindeutung auf Platons in einer dunkeln Höhle sitzenden, nur die Schatten der Dinge sehenden Menschen) teils in den Vorurteilen der öffentlichen Meinung (Idola fori) und der Schulen (Idola theatri).

Den Komplex dieser Vorurteile nennt Goethe in Faust „Magie“ und „Zaubersprüche“ und meint:

„Könnt' ich Magie aus meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Dann wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“

Der faustische Wunsch ist erklärlich, aber ich fürchte, daß, wenn sich der Mensch „ins Freie gekämpft“ hat durch all das Unterholz der Idola und der Magie, der Blick ins Freie ihn blenden, und er sich abwenden wird „von Augenschmerz geblendet“. Der Kampf mit dieser Magie hört erst mit dem Ende des irdischen Lebens auf, erst dann mag der durch nichts mehr getrübte Blick die Wahrheit, Gott, sehen und erkennen. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Irdischer Weisheit letzter Schluß aber ist und bleibt das Wort des Demosthenes in seiner Rede „Für den Kranz“ 97:

„Es ist jeglichem Menschen ein Ziel gesetzt, der Tod ist ein Unvermeidliches und wenn sich einer auch in sein Kämmerlein verschließen und hüten wollte; wadern Männern aber geziemt es, dem Guten nachzujagen all' ihr Leben lang in bester Zuversicht und Hoffnung, und was von der Gottheit kommt, mit Gleichmut zu ertragen.“